Sechzehn Jahre als Quarantänearzt in der Türkei

Saad, Lamec

Berlin, 1913

LAMEC SAAD

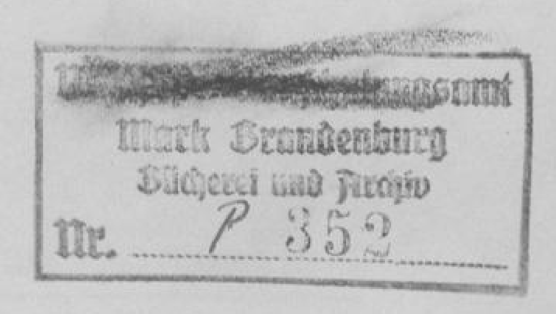
SECHZEHN JAHRE ALS QUARANTÄNE-ARZT IN DER TÜRKEI



[…] REIMER (ERNST VOHSEN) BERLIN

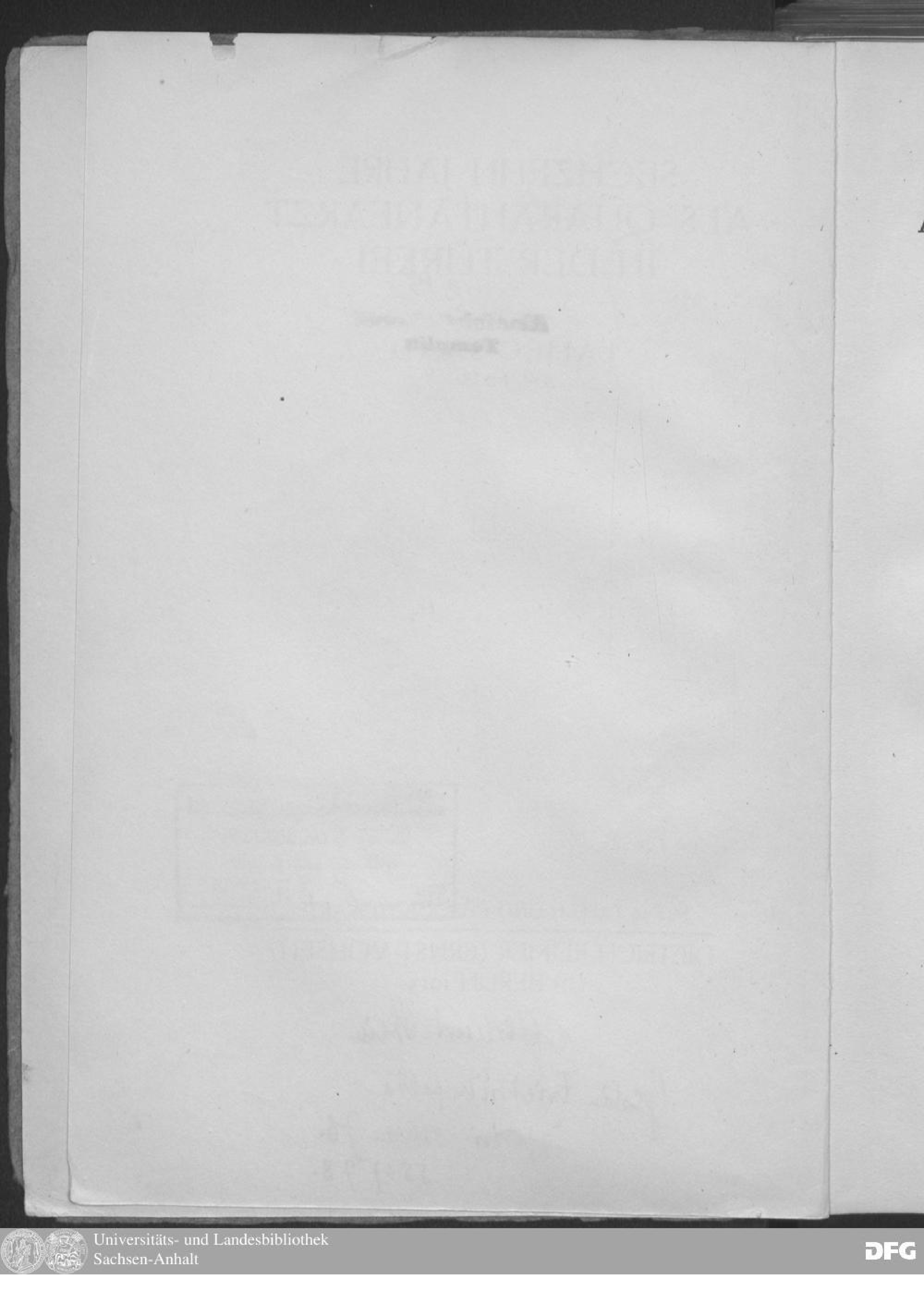






Gerhard Stein
Berlin Friedrichsfelde
Caprivi Allee 78.
550778.



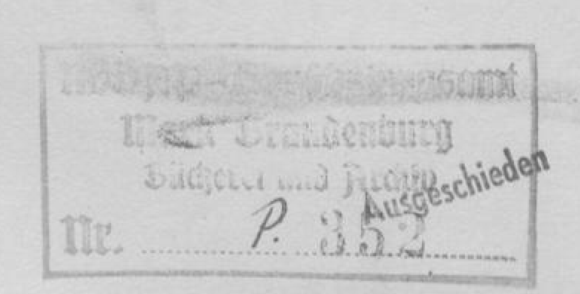


SECHZEHN JAHRE ALS QUARANTÄNEARZT IN DER TÜRKEI

VON

LAMEC SAAD

DR. MED.



MIT 16 TAFELN UND 1 ÜBERSICHTSKARTE

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

IN BERLIN 1913







MEINER LIEBEN FRAU
ZUR
ERINNERUNG AN GEMEINSAME
LEIDEN UND FREUDEN GEWIDMET



VORWORT

Vor dreißig Jahren reiste ich nach Konstantinopel, um mich dort als praktischer Arzt niederzulassen. Die Verhältnisse veranlaßten mich jedoch in den Dienst der internationalen Sanitätsverwaltung für die Türkei einzutreten. Hierdurch kam ich in die verschiedensten Teile des Türkischen Reiches. Manche dieser Gegenden, wie Anatolien, Mesopotamien und der Irak sind für Deutschland Länder der Zukunft, aus denen Vieles gemacht werden kann. Ihre Wichtigkeit wird mit der Vollendung der Bagdadbahn wachsen. War doch in alten Zeiten Mesopotamien die Kornkammer Roms. Daher auch das besondere Interesse Englands, Rußlands und Frankreichs für diese Länder. Diese Mächte sind die Konkurrenten Deutschlands. Die Eisenbahnlinie Haidarpascha – Bagdad – Basra wird mit der Zeit eine Weltlinie für den Handel und Personenverkehr werden.
Dreißig Jahre lang habe ich eine schwierige Beamtenstellung in der Türkei innegehabt und besonders während der sogenannten »Missionen«, den Inspektionsreisen in Quarantänezeiten, nach europäischen Begriffen ein Hundeleben geführt. Meine Familie hat besonders darunter gelitten. Aber bei manchem Leid haben wir auch manche Freude gehabt. Das Volk ist im ganzen, abgesehen von seinem religiösen Fanatismus, dem man leider hie und da begegnet, nicht schlechter alsanderswo in der Welt. Der Orientale hat viele gute Eigenschaften und manche seiner Fehler sind durch die Verhältnisse bedingt, unter denen er selbst nicht zuletzt leidet. Während meines Aufenthalts habe ich unter allen Nationalitäten und den verschiedensten Religionssekten viele brave Menschen getroffen und bei ihnen Gastfreundschaft genossen. Meine Zeilen sind daher sine ira et studio geschrieben, ich be-

richte nur von den Leuten, den Beamten und den Lokalbehörden, mit denen ich zusammen kam. Wenn ich dennoch gezwungen war, bei der wahrheitsgetreuen Schilderung meiner Erlebnisse manche Mißstände zu beleuchten, die sich namentlich in der Provinzialverwaltung fühlbar machten, so möge sich der Leser erinnern, daß ich von einer Zeit erzähle, die um viele Jahre zurückliegt, als noch die alte Regierung mit allen ihren Willkürlichkeiten am Ruder war. Manchem, der von diesen Verhältnissen keine richtige Anschauung gehabt hat, wird es durch meine Schilderungen klar werden, in welcher verzweifelten Lage das Land schmachtete, als die jungtürkische Partei es endlich unternahm, Wandel zu schaffen und daß solche Zustände notwendig zu einem Umsturz der bestehenden Regierung führen mußten. Es ist zu hoffen, daß es dem neuen Regime inzwischen gelungen sein wird, die schlimmsten Übelstände zu beseitigen und ihre Reformen auch auf jene entlegenen Gebiete auszudehnen, in denen meine Tätigkeit lag.

Den zweiten Abschnitt meines Lebens als Beamter in Palästina war es mir nicht möglich hier im Zusammenhange zu behandeln, ich hoffe, so Gott will, dies später in einem besonderen Buche nachzuholen.

Die türkischen, arabischen und kurdischen Worte, die in meiner Erzählung vorkommen, sind nicht nach der in wissenschaftlichen Büchern gebräuchlichen Methode umschrieben worden, sondern so, daß der Laie sie möglichst richtig aussprechen kann.

Schließlich ist es mir noch ein Bedürfnis, an dieser Stelle meinem Verleger, Herrn Ernst Vohsen, für sein bereitwilliges Entgegenkommen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Berlin im November 1913 DR. LAMEC SAAD

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Vorwort IV
1. Nach Konstantinopel 1
2. Von Konstantinopel nach Khanekin 14
3. Meine amtliche Stellung 53
4. Das Leben an der türkisch-persischen Grenze . . . 69
5. Die Pilger nach Kerbela und Nedschef 96
6. Jagdvergnügen und Abendunterhaltung 115
7. Vier Monate unter Pestkranken 130
8. Landwirtschaft und Industrie an der türkisch-persischen Grenze 168
9. Ärztliche Praxis und Krankheiten 182
10. Das Räuberunwesen an der türkisch-persischen Grenze 190
11. Versetzung nach Burgas, Urlaub und Reise nach Trapezunt 199
12. In Trapezunt 215
13. In Erzerum 266
14. In Jafa 295
15. In Tschataldscha 303
16. Mission nach dem Vilajet Konia 308
17. Mission Jalova-Engure 324
18. Im Parloir Galata (Konstantinopel) 328

VERZEICHNIS DER TAFELN

	Seite
Das Kastell von Aleppo	16
Araber am Ufer des Tigris	32
Schiffsbrücke in Mosul und Kaffeehaus	40
Ein Platz in Mosul	40
Bagdad	48
An der Türkisch-Persischen Grenze	56
Ein Kellek auf dem Tigris	56
Der Verfasser auf seinen Inspektionsritten	72
Ein persischer Pilger	96
Ein Falkonier	96
Ein Han in Aleppo	200
Trapezunt	216
Erzerum	216
Diarbekir	256
Faksimile eines Passes für das Reisen im Inlande	288
Jafa	296
Die Quarantänebaracken für Reisende in Bozanti	312
Übersichtskarte der Reisen des Verfassers	am Schluß







ERSTES KAPITEL

NACH KONSTANTINOPEL

Am 9. Februar 1880 hatte ich meine medizinischen Studien in Würzburg absolviert. Da ich noch nicht entschlossen war, wo mich niederzulassen, vertrat ich zunächst in Cloppenburg, einem Städtchen im Oldenburgischen, den dortigen Stadt- und Bahnarzt Dr. Wehage drei Monate lang in seiner Praxis. – Dann bemühte ich mich um eine Stelle als Schiffsarzt in Bremen beim Norddeutschen Lloyd und in Hamburg bei der Hamburg-Amerika Linie. Ich wollte Amerika kennen lernen, und, falls es mir gefiele, mich dort irgendwo niederlassen. Zur Zeit war keine Stelle frei; man versprach mich zu benachrichtigen, sobald eine solche frei würde. Unterdessen fing ich an, in Wildeshausen, einem kleinen Städtchen des Oldenburger Landes, zu praktizieren. Daß ich hier keine Zukunft hatte, war ich überzeugt; ich wollte nur einen Entscheid aus Bremen bezw. Hamburg abwarten.

Im November entschloß ich mich zu einer Reise nach Konstantinopel. Zwei Tage vorher bekam ich von Hamburg eine Depesche, daß die Schiffsarztstelle an Bord der »Cimbria« frei sei, worauf ich dankend ablehnte. Es war ein Glück für mich. Bald nach meiner Ankunft in der türkischen Hauptstadt erhielt ich einen Zeitungsabschnitt, daß die »Cimbria« mit Mann und Maus untergegangen sei. Welche Fügung!

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen bei meinem Erzieher, Herrn Privatdozenten Dr. Reinke, auf dessen Gute in Deindrup im Oldenburg'schen, fuhr ich am 17. November über Bremen nach Berlin, wo ich am folgenden Morgen den Freund meines Erziehers, Herrn Dr. Busch, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte und ein paar andere Bekannte aufsuchte. Den 23. November gings über Dresden und Breslau nach Odessa. Unterwegs stiegen viele jüdische Familien ein, es wurde von nichts anderem als vom Geschäft und vorteilhaften Heiraten gesprochen. In Lemberg fand Zugwechsel statt. Hier sah man so recht den Anfang des Orients. Die österreichischen Bahnbeamten waren recht unfreundlich,

die Sprache nur polnisch. Am 28. November erreichte ich Odessa und fuhr am folgenden Tag nachmittags mit dem russischen Dampfer »Oleg« nach Konstantinopel weiter, wo ich am 2. Dezember morgens eintraf. Hier beobachtet man zuerst das im ganzen Orient besonders bei den Türken übliche, von einem leisen Zungenschnalzen begleitete Rückwärtsbeugen des Kopfes, mit dem jede Frage, mag sie vernünftig oder stockdumm sein, beantwortet wird. Ich stieg im Hotel Pesth ab, bezog aber bald eine Privatwohnung im Impasse Ottoni bei einer italienisch-armenischen Familie. Nach ein paar Wochen wurde ich zum Assistenzarzt im deutschen Hospital ernannt, wo mir außerdem das Ambulatorium überlassen wurde. War ich frei, so ging ich morgens in die Pharmacie Della Suda in Pera, nach dem Mittagsessen zur Pharmacie Madella in Galata oder nach Stambul in die Pharmacie des Kirkor Effendi. Das deutsche Krankenhaus in Konstantinopel wird durch den dort bestehenden deutschen Wohlfahrtsverein, sowie durch gelegentliche Schenkungen unterhalten. Außerdem zahlen alle Patienten ohne Ausnahme. Es untersteht einem Komitee unter dem Vorsitz des Botschaftspredigers, das sich aus einem Delegierten der Botschaft, einem Delegierten des Konsulats, der stets der Generalkonsul selbst ist, und aus einigen anderen hinzugewählten Mitgliedern zusammengesetzt. Es wird von Angehörigen aller Nationen besucht, doch genießen die Mitglieder des deutschen Wohlfahrtsvereins eine Ermäßigung. Alle Kranken mit Ausnahme von Leprösen werden aufgenommen. Das Spital hat ungefähr 150 Betten. Im Jahre 1907 ist ein Anbau mit allen modernen Bequemlichkeiten hinzugekommen. Die Pflegerinnen liefert die Kaiserswerther Diakonissenanstalt.

Auch die anderen fremden Nationen haben jede ihr Spital. Als das Beste gilt das österreichische, welches dem Reich gehört und von Regimentsärzten geleitet wird.

Die Ärzte Konstantinopels sind meist Eingeborene mit Ausnahme weniger europäischer Ärzte. Es gibt eine militärische und eine Zivil-Medizinschule. Beide entsprechen kaum den heutigen Anforderungen der Wissenschaft. Früher waren deutsche Ärzte als Lehrer tätig, zur Zeit ist der ganze Betrieb in türkischen Händen. Mit dem Jungtürkentum verschwanden, wie überhaupt viele europäische Elemente, auch diese. Die Lage der europäischen Ärzte

ist nichts weniger als beneidenswert. Zur Praxis werden nur diejenigen zugelassen, die außer ihrem einheimischen Diplom noch ein Colloquium in der türkischen Medizinschule bestanden haben. In den Apotheken hängt viel davon ab, wie man mit dem Apotheker oder seinem Provisor steht, ob man zu einer Praxis kommt. Hat der Arzt durch den Apotheker einen Patienten bekommen, so erwartet dieser natürlich als Gegenleistung ein ellenlanges Rezept. Das Publikum beurteilt den Doktor nach der Quantität der verschriebenen Medizin. Hat jemand z. B. Kopfweh, Magenweh und Kreuzschmerzen, so muß man ihm Pillen gegen sein Kopfweh, irgend eine Mixtur für sein Magenweh und eine Salbe für seine Kreuzschmerzen verschreiben. Früher, erzählte mir ein Kollege, habe man korbweise die Medizin in die Privatfamilien getragen.

Am 3. Januar 1881 wurde ich in der Medizinischen Schule – mekteb-i-tibbije – zum Colloquium bestellt. Ich wurde in französischer Sprache von den Professoren in den verschiedenen Teilen der Medizin examiniert. Einige Tage darauf bekam ich nach vielem Hin- und Herlaufen meine Berechtigung zur Ausübung der Praxis im ganzen türkischen Reiche. Die Spesen für das Colloquium waren fünf türkische Pfund. Von den Nebenspesen, die der Generalsekretär der Medizinischen Schule, Nicolaki Effendi, mir aufhalsen wollte, kam ich durch die Güte des Dr. Marco Pascha's, des Direktors der Schule, vorbei.

Zugleich bot man mir eine Mission nach Sinope und Umgegend an, wo eine Syphilisepidemie herrschte. Ein Apotheker wurde mir zugeteilt. Wir sollten uns am folgenden Tag bei der Hohen Pforte melden, um Geld und die nötigen Papiere zu erhalten. Wir gingen auch hin, erhielten aber, so oft wir erschienen, die Antwort: »peki, gelin jaryn, sonra bakalym« (gut, kommt morgen, nachher werden wir sehen). Erst drei Monate später teilte mir die Medizinische Schule mit, daß der Minister die Mission nach Sinope abgelehnt habe.

Einen Monat darauf bot mir die Medizinische Schule eine Stadtarztstelle in Gemlik, unweit der Hauptstadt an, mit tausend Piastern monatlich. Dr. Marco Pascha gab mir einen Ernennungsbrief an den Präsidenten der Kommission der Flüchtlinge, Risa Bey, deren Sitz bei der Aja Sophia in Stambul im Dar ul Funun ist. Ich wurde

1*

der Kommission vorgestellt und nachdem diese das Schreiben gelesen, wurde ich auf den Samstag bestellt, um die Reisegelder in Empfang zu nehmen. Dort angekommen, sollte ich berichten, welche Medikamente ich nötig habe, man wolle mir dieselben dann durch die Medizinische Schule schicken. Mein Freund, Dr. Gies, begleitete mich und half mir mit dem Türkischen aus, wo ich mit dem Französischen nicht fertig werden konnte. Als ich nach drei Tagen wieder kam und einen Monatsgehalt im voraus verlangte, sagte mir Risa Bey, man könne mir nur das Reisegeld geben, die Kasse sei leer, man habe heute selbst die Beamten nicht bezahlen können. »Sehen Sie«, fuhr Risa Bey weiter fort, »es sind die Engländer, welche Medizin und das sonst Nötige den Flüchtlingen schicken; das sind Fremde, welche Schande für uns«. Daraufhin erklärte ich dem Risa Bey und der Kommission, daß ich auf den Posten verzichte, da ich einsähe, daß ich jedenfalls mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde.

Risa Bey soll früher ein ganz gewöhnlicher Schreiber gewesen sein, bis er zum Prinzen Isseddin ins Palais kam, da dieser gehört hatte, daß Risa Bey so täuschend andere nachahmen könnte. Der Zufall wollte, daß der Sultan Abdul Asis gerade ins Zimmer trat, als Risa Bey bei ihm war. Später fragte Abdul Asis, wer der Mann gewesen und der Prinz antwortete, es sei Risa Bey, ein »kjamil adam«, d. h. ein vollkommener Mensch. Am nächsten Tage wurde Risa Bey Stadtpräfekt und dann Präsident der Kommission der Flüchtlinge.

Ich verlegte mich nun auf die Patientensuche, indem ich, sobald ich im deutschen Hospitale fertig war, die oben erwähnten Apotheken oder andere aufsuchte. Man hatte mir gesagt, es sei der einzige Weg, um zu einer Praxis zu kommen. Nach kurzer Zeit siedelte ich definitiv als Assistenzarzt ins deutsche Hospital über, wofür ich freie Kost und Wohnung hatte. In Galata bekam ich ab und zu etwas zu tun, es gibt dorten viele öffentliche Häuser, deren Insassen meist deutschredende Judenmädchen sind, aus Rußland oder der Walachei. Von den Eingeborenen sind Armenierinnen und Griechinnen die Mehrzahl, fremde Christinnen und Deutsche sind selten. Die hier praktizierenden Kollegen gehören den verschiedensten Nationalitäten an, von den Eingeborenen haben manche ihre Studien in Europa gemacht. Durch meine frühere

Wirtin, eine Armenierin, kam ich in einige muselmännische Familien, so eines Tages in das Haus S—Pascha's, Minister des Innern, dessen Mutter eine halbseitige Lähmung hatte. Als ich drei Tage später nochmals hinkam, sagte die Patientin mir, ihr Hausarzt habe dem S—Pascha gesagt, mein Rezept sei recht gut geschrieben — »pek eji jasdi« — er habe aber meinen Namen noch nie gehört, es sei möglich, daß ich ein Diplomat sei, der nur aus dem Grunde Medizin studiert habe, um in den hohen muselmännischen Familien zu spionieren. Sie setzte infolgedessen die Behandlung aus, ihr Hausarzt solle mich besuchen. Ein Freund, dem ich abends das Erlebnis mitteilte, sagte mir, daß das, was die Mutter S—Pascha's mir gesagt, nicht von türkischen Kollegen herstammen dürfte, sondern vom Pascha selbst, der nichts gelernt habe, als verschmitzt und ränkesüchtig zu sein. Seine damalige Stellung verdankte er der Zeit, wo der Sultan Abdul Hamid noch Prinz war und er sich als Mitglied einer türkischen Verbindung im Auslande befand, die den Zweck hatte, Abdul Asis zu stürzen. S—Pascha soll es nicht sehr genau mit der Wahrheit genommen haben, wenn er etwas sagte; gewöhnlich schwieg er still.

Sehr leichtlebig sind die eigentlichen Peroten, sie lieben das Spiel oder das dolce far niente und suchen sich gern ein bequemes métier, das darauf ausgeht, mit wenig Arbeit Geld zu verdienen. Der Perote gibt viel auf Äußerlichkeiten, daher sagten mir ältere Kollegen, ich müßte aus dem Spital heraus, eine eigene Wohnung mieten und möblieren, auch wenigstens auf fünf Jahre etwas zum Zusetzen haben, sonst könnte ich keine lohnende Praxis bekommen. Soviel Zeit sei erforderlich, um einen erfolgreichen Kampf gegen den hiesigen Charlatanismus und das Mißverhältnis seiner Jünger zu dem allgemeinen Gesundheitszustand zu führen. Letzerer erhellt aus folgender Proportion, welche in einem der entlegensten Viertel Stambuls beobachtet worden ist: 100 Ärzte — 10 Apotheken — 2 Kranke.

Ich dachte unter diesen Umständen an eine staatliche Anstellung. Als Militärarzt — ein Posten, der jetzt Fremden nicht mehr zugänglich ist — hat man viel Arbeit ohne lohnende Bezahlung und als Assistenzarzt an den hiesigen Spitälern, türkischen wie europäischen, ist man nicht viel besser gestellt; bei ersteren infolge der unregelmäßigen Bezahlung, bei letzteren wegen prinzipieller

Nichthonorierung der vom Assistenzarzt geleisteten Dienste. Stellungen als Stadtarzt in der Provinz sind mit 3—4—600 Piastern dotiert; seit Jahren werden aber nur türkische Untertanen, die in der Konstantinopler Medizinischen Schule studiert haben, angestellt, Fremde nicht. Der Kampf um eine Privatpraxis ist für den Fremden in jeder Weise schwer. Abgesehen davon, daß er polyglott sein und die nötigen Subsistenzmittel auf einige Jahre haben muß, hat er mit dem Neid der eingeborenen Kollegen zu kämpfen. Außerdem verdirbt die unentgeltliche Sprechstunde in den Spitälern den Ärzten die Praxis. Ich habe z. B. in der Sprechstunde im Spitale viele behandelt, die nicht allein sehr gut gekleidet waren, sondern auch Brillanten, Ringe und goldene Uhren trugen. Abweisen durfte ich sie nicht. Nur selten waren welche darunter, die sich erkenntlich zeigten. So hatte ich eine kleine Türkin, welche ich an einer Colloidcyste am Unterkiefer behandelte. Nach ihrer Heilung brachte sie mir einen roten Beutel mit zehn Medjidies (ca. 40 Mk.) und später Zigaretten. Im ganzen Orient spielt das hatir (Jemand einen Gefallen tun) eine große Rolle. Man wird sehr oft von gut situierten Leuten, die man kaum kennen gelernt hat, um eine Gefälligkeit gebeten mit den Worten: »hatyrym itschin« oder wie die Araber sagen: »min schan chatri« (mir zu Gefallen). Der Orientale, dem dies gesagt wird, versteht sich meist sehr geschickt unbequemen Zumutungen zu entziehen; der Europäer hat darin nicht so viel Übung und kommt in der Regel in die größte Verlegenheit, denn als Fremder muß er sich hüten, die Leute vor den Kopf zu stoßen.
Auf den Rat von Bekannten meldete ich mich bei der Internationalen Sanitätsverwaltung für die Türkei. Im Spitale hatte ich es inzwischen ganz gut. Die Oberin, Schwester Lisette Vucht, war die Güte selbst, auch die anderen Schwestern begegneten mir stets mit der größten Liebenswürdigkeit. In meiner freien Zeit lernte ich durch gelegentliche Ausflüge und Spaziergänge die Stadt ziemlich gut kennen. Bunt durcheinander gewürfelt wie auf einem Kostümfeste sind hier die Rassen- und Volksstämme. Die Stadt Konstantinopel, auf griechisch Konstantinopolis, türkisch Istambul, slavisch Zarigrad, liegt mit ihren Vorstädten zu beiden Seiten des Bosporus, von dem sich rechtwinklig eine flußartige Einbuchtung, das Goldene Horn, abzweigt. Offiziell heißt sie

»mahruse der-i-seadet«, die wohl verwahrte Stadt, das Tor der Glückseligkeit. Konstantinopel ist ein internationaler Platz.
Von der Ferne macht die Stadt einen bezaubernden Eindruck, dieser verliert sich beim Eintritt durch die engen unsauberen, schlecht gepflasterten Straßen mit den räudigen Hunden, die aber den Passanten nichts tun. Man erzählt von einem Engländer, der nach Konstantinopel kam und nicht vom Schiff herunter ging, weil er sich den schönen Eindruck nicht verderben wollte. Hier herrscht die bizarrste Vereinigung von Zivilisation und Barbarei. Gewöhnlich versteht man unter Stambul den alten Stadtteil, meist von Muselmännern bewohnt. Dieser Teil ist mit den besser gebauten und hauptsächlich von Christen bewohnten Stadtteilen Galata und Pera, die über das Goldene Horn führen, verbunden. Pera ist die eigentliche Frankenstadt, der Wohnort der diplomatischen Körperschaften, Galata der Sitz der Geschäftswelt. Des Abends bietet die Perastraße ein interessantes Bild. Von fünf bis sechs Uhr an trifft man von der russischen Botschaft bis zum Bon Marché und Café Luxembourg die jeunesse dorée der Levante, Mitglieder des diplomatischen Korps, türkische Beys, mit müdem Blick umhersuchende Lebemänner, kokett gekleidete Mondainen und Kokotten aller Nationen; sie alle suchen hier das Glück, das auf der Straße liegt. Elegants, wie Damen und Dämchen, ganz jung, halbjung, gefährlich jung — ganz elegant, halb elegant und gefährlich elegant wandeln hier auf und ab. Auch das Nachtleben der vornehmen Nachtschwärmer spielt sich in Pera ab. Diese ziehen sich in die verschiedenen Tingeltangel, Spielhöllen, Bierhallen und Freudenhäuser, die seltsamerweise rings um die fremden Botschaften und in die anständigen Straßen verteilt sind. Gesellschaftlich ist Pera ein Klatschnest erster Klasse. Es wird besonders in den höheren Kreisen viel geschwätzt und man trifft die sogenannte »Intelligenz« nur dort wo es Flirt, Klatsch und Spiel gibt. Gute Vergnügungsstätten gibt es wenige; auch mit dem Theater ist es schlecht bestellt. Ein paar Mal im Jahr findet sich eine französische oder eine deutsche Operettentruppe im Théâtre des Variétés oder im Petits Champs ein. Neuerdings ist das Kino sehr beliebt, besonders sensationelle Stücke. Ganz Pera versammelt sich hier. Will man türkische Theaterstücke sehen, so muß man nach Stambul gehen. Auf der entgegengesetzten Seite des Bosporus, d. h. auf der kleinasiatischen

Seite, liegt Skutari, durchweg von Muselmännern bewohnt, dann Haidarpascha und Kadiköi. Haidarpascha ist die Kopfstation der Anatolischen resp. Bagdadbahn. Zwischen Konstantinopel (Galata-Brücke) und dem Asiatischen Ufer besteht eine regelmäßige Dampferverbindung.

Eine bestimmte Einwohnerzahl ist nicht anzugeben, da keine Volkszählung existiert; schätzungsweise nimmt man eine Million an, mit den Bosporus-Ortschaften.

Konstantinopel wurde als Byzanz von dem sagenhaften König Byzos etwa 690 v. Chr. gegründet, später kam es unter persische und griechische Herrschaft. Nach der Römischen Invasion freie Stadt, wurde es 330 n. Chr. zur Residenz Constantin des Großen erhoben. Seine Glanzperiode erlebte es während der Regierungszeit Justinians des Ersten, von 527—567 n. Chr. 1204 nahmen die lateinischen Kreuzfahrer die Stadt ein und zerstörten den größten Teil ihrer Kunstschätze und Prachtbauten. 1453 eroberte Sultan Mahmud der Zweite nach fünfzigtägiger Belagerung die Stadt nach heldenmütiger Verteidigung durch die Griechen. Seit 1876 regierte der Kaiser der Osmanen und Khalif Sultan Abdul Hamid II und neuerdings nach seinem Sturze durch die Jungtürken Sultan Mohammed Reschad V.

Die Häuser mit Ausnahme von dem Frankenviertel Pera sind aus Holz. Daher sind Brände an der Tagesordnung. Man kann Konstantinopel die große Holzstadt am Bosporus nennen. Oft wird man nachts durch den Ruf »Jangyn var« (es gibt Feuer) des Nachtwächters und das Aufstoßen seines eisenbeschlagenen Stockes auf das Pflaster aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die freiwillige Feuerwehr — die Tulumbadschis — (tulumba = Feuerspritze[1]) sind verwegene Gesellen, von großer Beutegier besessen, eine Horde halbnackter Wilder, Tagediebe von höchst zweideutigem Charakter, die, sobald der Feuerruf ertönt, sich mit Spießen, Stricken, Äxten und Picken bewaffnen, um zu der Brandstätte zu eilen. Dagegen ist die Militärfeuerwehr unter der Leitung des Ungarn Scezcheni Pascha recht gut eingerichtet und arbeitet wacker. Meistens sind

[1] Im Türkischen wird an das eine Tätigkeit bezeichnende Stammwort die Silbe dschi angehängt, um die Person, welche diese Tätigkeit berufsmäßig ausübt, zu bezeichnen, z. B. Jasi = Schrift — Jasidschi = Schreiber; araba = Wagen — arabadschi = Wagenlenker; ekmek = Brot — ekmekdschi = Bäcker.

aber die Tulumbadschis mit ihren Wasserspritzen zuerst an Ort und Stelle. Es heißt, daß dieses Diebsgesindel des Öfteren Petroleum in die Brandstätten gießt, um dann besser rauben zu können, überhaupt konnte unter Abdul Hamid kein Brand gelöscht werden ohne seine vorherige Genehmigung, da er sich stets vor Revolution oder einem Attentat fürchtete. Die Feuerspritzen umfassen nur wenig Liter Wasser, so daß sie zum Besprengen von Blumengärten zwar vortrefflich, zum Löschen eines Brandes dagegen weniger tauglich sind. Mit der Wasserbeschaffung hapert es in Konstantinopel bei Bränden überhaupt, so daß man oft aus Privathäusern erst Wasser nehmen und – bezahlen muß.

Das Trinkwasser ist nicht besonders gut, der größte Bedarf an Trinkwasser wird von dem drei Meilen nördlich gelegenen Waldgebirge von Belgrad gedeckt. Dieses Wasser wird in große künstliche Behälter gesammelt, in sogenannte Bend, die sich rings um das Dorf Belgrad gruppieren. Auch auf der asiatischen Seite befindet sich eine Wasserleitung. Das Wasser von Tschamlydscha, einem Orte auf der asiatischen Seite bei Bulgurluköi, nahe von Skutari, gilt in Konstantinopel für das Beste.

Das Klima ist milde und angenehm. Erdbeben kommen vor, daher die vielen Häuser aus Holz.

Im Winter ist das Wetter oft unangenehm, es stürmt und schneit, der Schnee bleibt aber nicht lange liegen, selten gibt es einen harten Winter. Öfen sind nur hie und da in den Wohnungen der Franken zu sehen, in der Regel stellt man Kohlenbecken (Mangal) – der bekannte »Ofen« der Orientalen, ein Messingbehälter, in dem glimmende Holzasche oder Feuerkohle auf offenem Roste liegt – ins Zimmer und setzt sich mit Pelzen oder dicken Mänteln herum. Die Mangals sind, wenn die Kohlen nicht gut ausgebrannt sind, sehr gefährlich, keinesfalls darf man sie nachts in der verschlossenen Stube halten. Manche tödliche Vergiftung ist dadurch herbeigeführt worden.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten ist der Turm von Galata, auf dem sich Tag und Nacht ein Wächter befindet, um jede Feuersbrunst, die in der Stadt ausbricht, zu melden. Die Aussicht vom Turme ist prachtvoll, man sieht die Häusermassen der beiden durch das Goldene Horn getrennten Teile der Stadt, aus denen Moscheen, Kiosken und Minarets mit ihren Spitzen stolz zum Himmel empor-

ragen. Das Goldene Horn mit seinem dichtgedrängten Mastenwald und leicht hinfliegenden Gondelheer ist der schönste Ankerplatz, den man sich denken kann. Auf der weltbekannten Galatabrücke kann man fast alle Nationen vorüberziehen sehen.
Das hervorragendste Gebäude der türkischen Hauptstadt ist die Aja Sophia Moschee, früher die St. Sophienkirche, das großartigste Bauwerk byzantinischen Stils. Äußerlich hat sie ein vollständig unsymmetrisches Aussehen, das Innere aber wirkt überwältigend, besonders durch die Kühnheit der Konstruktion, die scheinbar freischwebende Kuppel und die Pracht des Schmuckes von Marmor und Mosaikarbeit. In der Ahmed Moschee mit ihren schlanken Minarets wird die Fahne des Propheten aufbewahrt; ich nenne ferner die Soliman Moschee, deren Kuppel auf vier prachtvollen Säulen von rosa Granit ruht, die Mohammed Moschee, die ganz aus Marmor besteht, und die graziöse Schahsade Moschee.
Der Platz des alten Hippodroms, At Meidan (Pferdeplatz) ist das Zentrum des städtischen Treibens. Eine Serpentinsteinsäule trägt noch die Spur des berühmten Säbelhiebes Mohammed des Eroberers. Historisch interessant sind die mit einem Gitter umgebene Säule mit dem Dreifuß der Pythia aus Delphi und ein Obelisk, der aus Ägypten herübergebracht ist.
Andere Punkte von Interesse sind das Museum der Janitscharen, die Gärten des Serails, wo die schiefe Ebene zu sehen ist, auf der treulose Odalisken ins Meer gerollt wurden, sowie die Hohe Pforte (Bab-i-Ali), im Volksmunde Pascha Kapussi, d. h. die Pforte des Paschas genannt, ein weitläufiges von einem Vorhof umzogenes gelbes Regierungsgebäude im italienischen Stil, das die große Mehrzahl der Ministerialämter des osmanischen Reiches in sich vereinigt; das Altertumsmuseum, der Turm des Seraskeriats (Kriegsministerium), die Gräber der Sultane Mahmud und Abdul Asis, der prachtvolle Palast von Dolma Bagtsche, die Residenz des verstorbenen Sultans Abdul Asis, daneben der Palast von Tschiragan und dahinter auf der Höhe Jyldyz Kiosk, die Residenz des abgesetzten Sultans Abdul Hamid, des Schattens Allahs, der hier mit seinen Sklavinnen im goldenen Käfig wohnte.
Der große Bazar ist ein fortwährender Jahrmarkt. Die von Theodosius erbaute Große Mauer, die Stambul von der Landseite schützte, liegt jetzt größtenteils in Trümmern. Sehenswert ist auch

die Zysterne der 1001 Säulen (bin bir direk), ein unterirdisches Wasserreservoir aus der Zeit des Kaisers Konstantin, in dem sich heute Seilerwerkstätten befinden. Von eigener Art ist der große mohammedanische Friedhof in Skutari mit seinem Walde von Zypressen und Marmorpfeilern von zierlicher Form mit Versen aus dem Koran und Namen der Verstorbenen, oft reich vergoldet und vom roten Turban überragt. Die Vorderseite ist stets nach der h. Stadt Mekka gerichtet. Muselmännische Friedhöfe werden selten wie bei uns nach einer Reihe von Jahren kassiert, daher trifft man viele Friedhöfe und Grabsteine an.
Die Fahrt zwischen den paradiesischen Ufern zweier Weltteile durch den Bosporus sollte von Keinem unterlassen werden. Der Bosporus hat nicht seinesgleichen. Was könnte nicht aus Konstantinopel gemacht werden! Man fährt zwischen großen Kauffahrteidampfern und Seglern aller Nationen und einigen türkischen Kriegsschiffen hindurch. Eine Unmasse zierlicher Kaiks rudert dazwischen mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen. Prachtvoll sind zu beiden Uferseiten auf den Höhen die hübschen Sommerwohnungen, eine neben der anderen dicht an oder über dem Meere, eine Ortschaft neben der andern; man kann sich nicht satt sehen an den Palästen, den zierlichen Landhäusern, Moscheen, Cafés, alten Schlössern und Kiosken. Am meisten aufgesucht sind Therapia und Büjükdere, wo die meisten Gesandtschaften und Botschaften liegen. Auch die Prinzeninseln sind eine gesuchte Sommerfrische. Ein beliebter Ausflug führt nach Ejub und den »süßen Wassern von Europa«, oberhalb vom Goldenen Horn. Auch jenseits des Bosporus gibt es die »süßen Wasser Asiens«, bei Anadoli Hissar, ein beliebtes Ziel, zumal an Feiertagen.
Am Eingange des Hafens zwischen der Hauptstadt und dem asiatischen Ufer liegt der Leanderturm, (von den Türken Kiskulesi = Mädchenturm genannt). An diesem Ufer ist ein unbeleuchteter Leuchtturm angebracht. Um diesen Turm und in seiner nächsten Nähe sieht man viele Möven kreisen; sie sollen, wie man boshafter Weise erzählt, die Seelen der verstorbenen Dragomänner sein, die hier rastlos herumfliegen. Konstantinopel wäre die schönste Stadt der Welt, hätte sie eine moderne Stadtverwaltung.
Am 12. Oktober teilte mir der Generalinspektor der Internationalen Sanitätsverwaltung, Herr Dr. Bartoletti, mit, daß der Sanitäts-

conseil mich zum Quarantänearzt in Khanekin bei Bagdad, an der türkisch-persischen Grenze, mit einem monatlichen Gehalt von 2500 Piastern ernannt habe. Ich nahm das Anerbieten an, da ich einsah, daß ich doch keine Aussichten hatte, in Konstantinopel zu reüssieren.

Das Quarantänewesen für die Türkei ist eine separate Verwaltung, die sich »Administration Sanitaire de l'Empire Ottoman« nennt. Sie wird durch einen Sanitätsconseil gebildet, zu dem jede fremde Macht einen Delegierten ernennt, nur die Türkei hat zwei Delegierte. Diese Delegierten sind meist Botschafts- oder Gesandtschaftsärzte der betreffenden Macht, oft werden auch die Dragomänner der diplomatischen Missionen dazu ernannt. Der Sanitätsconseil mit dem offiziellen Titel »Conseil supérieur de Santé«, ernennt oder entläßt die Beamten, ebenso hat er die sanitären Verordnungen abzufassen, Verbesserungen einzuführen und in Epidemiezeiten die Verhängung der Quarantänemaßregeln zu verordnen. Der administrative Teil der Sanitätsverwaltung zerfällt in eine französische und in eine türkische Abteilung, die sich mit den Details beschäftigen. Alle Berichte der Ärzte medizinischen Inhalts sind französisch abgefaßt, nur administrative Sachen werden in türkischer Sprache geschrieben, ebenso die Depeschen. Der Quarantänedienst datiert seit 1838, hauptsächlich zur Abwehr von Pest und Cholera. Das ganze türkische Gebiet ist an den Grenzen und an den Küsten mit einem Netze von Sanitätsämtern besetzt, in den wichtigeren Städten mit Ärzten, in den Hauptstädten der entfernteren Provinzen mit Ärzten mit dem Titel »Inspecteur sanitaire«, denen mehrere kleinere Ämter unterstellt sind. In den kleineren Plätzen sind kleinere Beamte, sogenannte »Préposés sanitaires«; ihr Zweck ist, ihrem Chef sofort von dem Auftreten eines Pest- oder Cholerafalles zu berichten, und den administrativen Teil ihres Distriktes zu versehen.

Der Eintritt in den Sanitätsdienst ist heute folgendermaßen geregelt:

Es findet jährlich in Konstantinopel, zwei Monate vor Eröffnung des Pilger-Lazaretts in Camaran, ein »concours« für die Annahme in den Sanitätsdienst statt. Eingaben nach dieser Zeit werden für das nächste Jahr zurückgelegt. Eine Bekanntmachung in der Presse bestimmt sechs Monate früher den genauen Termin für diesen »concours«. Dazu sind jetzt nach der Konstitution in

der Türkei nur türkische Untertanen mit dem Diplom der Medizin-Schule in Konstantinopel, nicht über fünfunddreißig Jahre alt, zugelassen. Außerdem findet eine Untersuchung auf ihre physische Anlage statt. Nach dem Examen werden die Kandidaten behufs Anstellung nach dem Resultat ihres Examens in eine Liste eingetragen.

Die schriftlichen und mündlichen Themata werden in französischer Sprache behandelt. Diese Themata bestehen in einer Frage aus dem Programm, einer mündlichen Frage über Hygiene, einer mündlichen Frage über Bakteriologie, einer mündlichen Frage über Epidemiologie und der Analyse einer Flüssigkeit aus dem menschlichen Organismus.

Die Jury besteht aus zwei Ärzten, welche der »Commission du personnel« angehören, einem Arzt aus dem Sanitätsconseil und einem Arzt, der Bakteriologe ist und vom Conseil bestimmt wird.

Die meisten Ärzte werden entweder zuerst an die persische Grenze oder nach dem Lazarett von Camaran geschickt. Das Lazarett von Camaran liegt auf der Insel Camaran oder Cameran (arabisch Doppelmond – kamar = Mond) im Roten Meer. Man bringt den Namen Cameran mit der Tochter eines Negus des Yemen, welche auch Cameran hieß und sich gesundheitshalber eine Zeitlang auf der Insel aufgehalten hat, in Beziehung. Irrtümlicherweise findet man auf manchen europäischen Karten die Insel als englische Besitzung bezeichnet. Die Bewohner der Insel sind fast lauter Araber. Das Lazarett ist in den letzten Jahren sehr vergrößert worden und dient hauptsächlich den Mekkapilgern. Es befinden sich auch außer der Pilgerzeit immer einige Beamte dort; seine Haupttätigkeit fällt aber in die sechs Monate der Pilgerzeit. Das Personal besteht aus einem Inspecteur sanitaire, einem Inspecteur adjoint, sechs Ärzten, acht Schreibern für das Französische und Türkische, mehreren Gardes sowie europäischen Mechanikern zur Bedienung der Maschinen. An Europäern findet man in Cameran nur ein paar Kaufleute in vereinzelten Jahren.

ZWEITES KAPITEL
VON KONSTANTINOPEL NACH KHANEKIN

Am 29. Oktober 1881 in der Frühe bekam ich zwei Briefe an die Generalgouverneure in Aleppo und Bagdad mit und einen dritten an den Sanitätsinspektor von Bagdad. Es wurden mir 5000 Piaster als Reisespesen und ein Monatsgehalt im voraus gezahlt. Meinen Hut mußte ich ablegen und den türkischen Fez tragen. Den folgenden Tag reiste ich ab mit dem russischen Dampfer »Nachimow«, nachdem ich mich mit dem Allernotwendigsten für eine Landreise ausgerüstet hatte, d. h. mit einem zusammenlegbaren Feldbett und warmen Wolldecken, einem Reisesattel mit großen Seitentaschen, einem Regenmantel, Eßbesteck, Trinkbecher und Feldflasche, einer kleinen Reiseapotheke.
Alle Plätze auf dem Dampfer waren besetzt. Für mein Billet erster Klasse bis Alexandrette mußte ich 225 Frcs. zahlen; von hier ab beginnt der Landweg, der nach Bagdad führt. Das Abendessen bot mir, bald nachdem wir in See gegangen waren, Gelegenheit, meine Reisegenossen kennen zu lernen, ein buntes Gemisch von Rassen, Bekenntnissen und Berufen. Neben einem protestantischen Missionar mit Frau und Kindern saß ein Armenier, zwischen einem Türken und vier griechischen Damen, die englisch sprachen, der bekannte russische Maler Aiwassowsky, der nach Athen wollte, um sein Bild der Schlacht von Lepanto zu vollenden. Der Kapitän, ein deutscher Landsmann, der den Winter im Süden zuzubringen gedachte und ich schlossen den Kreis. Nach dem Essen, das schlecht zubereitet war und von den ungeschicktesten Kellnern, die ich je getroffen habe, serviert wurde, verfügte ich mich bald in die Kabine, die neben der einer türkischen Familie lag.

Am nächsten Morgen bei prachtvollem Wetter kamen wir vor Tschanak Kalessi in den Dardanellen an. Ich ging auf Deck spazieren und hörte hier plötzlich deutsch sprechen. Es waren junge Mädchen, Böhminnen, die unter Obhut eines älteren Paares als Damenkapelle

den Orient durchzogen. Neuerdings hat dieses Gewerbe abgenommen, früher ging regelmäßig ein Zug der wandernden Musikanten jahraus, jahrein durch die Balkanländer nach Konstantinopel und von dort über Smyrna, Beirut, Cairo nach Port Said und oft bis Indien. Aber noch andere Fahrgäste waren da, russische Pilger auf der Reise nach Jerusalem. In schmierigen Gewändern lagen sie auf Deck und mit Vorliebe machten sie das, was sie Toilette nannten, um die erste Kajüte herum, ein Schrecken für uns, denn die Bewohner des Haupthaares wurden auf den Boden geworfen, ohne daß die Mannschaft es hinderte.
Der zweite Morgen sah den »Nachimow« in Smyrna, das amphytheatralisch am Pagus-Gebirge herum emporsteigt. Ich machte einen Ritt nach dem Genueser Schloß oder der Festung von Smyrna, ganz oben auf dem Hügel, welches von den Genuesern erbaut, heute verfallen ist. Von hier hat man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt, die Bucht und die Berge Kleinasiens. Dann gings zurück über die Friedhöfe, drei und eine halbe Stunde immer im Trab.
Meine Reisegenossen hatten sich in Smyrna zum Teil geändert. Der Kaimakam Ahmed Bey und Mudschib Effendi, beide aus Aleppo, waren hinzugekommen, und in der zweiten Klasse eine Mutter aus Tarsus mit ihrer achtzehnjährigen Tochter und einem kleinen Jungen. Die junge Dame behauptete, drei Jahr im Pensionat der Diakonissen in Beirut gewesen zu sein, sprach schlecht französisch und gar kein deutsch, da, wie sie sagte, es in der Anstalt verboten gewesen sei, deutsch oder griechisch zu sprechen. Mir kam das merkwürdig vor, denn ich hatte mich in Beirut früher im Diakonissenhause mit Araberinnen deutsch unterhalten. Mudschib Effendi, der übrigens wie der Kaimakam selten zu Tische kam, ließ durchblicken, daß er in Stambul gewesen sei, um eine zweite Frau zu holen, da die erste ihm keine Kinder geschenkt habe.
Wir schaukelten alle tüchtig, als nach einem kurzen Besuch auf der Insel Chios, das die Spuren des Erdbebens nur allzu sichtbar zeigte, der Dampfer auf Rhodos zusteuerte und von einem schweren Sturm gepackt wurde. Ich hatte mir eingebildet seefest zu sein, aber die Krankheit kam auch über mich und anderthalb Tag war das Schiff ein vollständiges Lazarett, bis zwischen Rhodos und Mersina die See ruhig wurde. Da wir einige Stunden Aufenthalt

hatten, ging ich mit einem Reisegefährten ans Land. Ein Führer führte uns zwischen den Gärten herum, die prachtvoll sind. Mersina ist ein bekannter Hafenplatz, und hat eine Zukunft. Man hört hier schon arabisch sprechen. Die Stadt hat 15000 Einwohner und liegt inmitten von Gärten. Von hier fährt man in zweieinhalb Stunden auf der Bahn nach Tarsus und Adana, wo die Bagdadbahn erreicht wird.
Ich war froh, als wir in Alexandrette ankamen und ich den Fuß auf festes Land setzen konnte. Von der ganzen Reisegesellschaft wird niemand mehr den »Nachimow« benutzen wollen, denn auf einem schlechteren Schiff kann man kaum reisen. Trotzdem bildete es ein Stück Zivilisation, denn bei seinem Verlassen hieß es derselben Lebewohl sagen.
Ahmed Bey besorgte die Ausschiffung auch für mich. So einfach war es nicht in den Jeni Han, das kleine unreinliche als bestes angegebene Karawanserai zu gelangen, wo Ahmed Bey ein paar Zimmer mit Teppichen und Matratzen hatte belegen lassen. Ein Han, auch Karawanserai genannt, ist eine Art Wirtschaft zur Aufnahme von Reisenden. In den Städten sind die Hans meist zweistöckig, in den Dörfern oder auf der Landstraße jedoch nur ebenerdig. Das Erdgeschoß enthält große Stallungen, im oberen Geschoß über dem großen Toreingang liegen meistens ein paar einzelne leere Zimmer für die Reisenden. Jeder Han hat einen Kramladen, wo man in der Regel Hühner, Eier, dicke Milch, Landkäse, Zwiebeln, Salz, Kaffee u. dergl. erhält. Die Preise in den Hans sind für die Eingeborenen minimal, für die Europäer aber unbegrenzt; der Reisende muß daher vorher akkordieren. Der Schmutz ist unglaublich, auch hat man sich vor Ungeziefer und Diebstahl zu hüten.
Zunächst kam die Gepäckbesichtigung durch die Zollbehörde, und den Beamten wollte es nicht in den Kopf, wozu ich soviel Bücher bei mir hatte; doch schließlich war auch dies Hindernis überwunden und ich konnte die Schönheiten von Alexandrette (arabisch Iskenderun) bewundern. Es ist ein elendes von Sümpfen umgebenes Fiebernest mit 12000 Einwohnern, von denen die Hälfte Christen sind. Hier ist die Grenze zwischen Syrien und Cilicien. Die Schiffe müssen auf der Reede ankern und nur zwei hölzerne Laderampen springen ins Meer. Alexandrette ist der

DAS KASTELL VON ALEPPO.



Hafen von Aleppo. Der Hafen ist von drei Seiten durch das Gebirge geschützt, er ist der größte und beste an der syrischen Küste. In neuer Zeit hat die Schiffsbewegung zugenommen infolge des Anschlusses an die Bagdadbahn in Aleppo. Die Bahngesellschaft macht hier, ähnlich wie in Haidarpascha, eine große Hafenanlage. Zunächst kauften wir Vorräte ein, ließen ein paar Hühner in den Backofen schieben und legten uns bald zur Ruhe, nur zu oft von dem Summen der Moskitos gestört.

Heutzutage fährt man auf einer Kunststraße in zwei Tagen von hier nach Aleppo und bald wird man es mit der Bahn tun können. Damals war es noch anders mit der Verbindung bestellt, es hieß reiten auf schlechten steinigen Wegen. Am Morgen brachen wir auf. Unseren Zug eröffnete ein Zaptieh (türkischer Gendarm), dann folgte in einer von zwei Maultieren getragenen Sänfte (tachtrawan) der Harem von Mudschib Effendi; der glückliche Besitzer, Ahmed Bey und ich, zwei Söhne Ahmed Beys, die ihrem Vater entgegengekommen waren, und ein paar Diener vervollständigten unsere Karawane. Die Karawanen setzen sich gewöhnlich aus Lasttieren von verschiedenen Eigentümern zusammen, jeder für eigene Rechnung reisend. Das Reisen im Tachtrawan oder wie es in Indien heißt, Palankin, der von zwei vorn und hinten eingespannten Maultieren getragen wird, ist bequem, aber, weil es viele Dienerschaft und Tiere erfordert, sehr teuer, außerdem auf abschüssigen und schlechten Wegen gefährlich oder gar nicht praktikabel. Er eignet sich vorzüglich für den Transport von Kranken und Verwundeten. Nun ging es in zwei und einer halben Stunde empor, zunächst zum Dorfe Beilan, 430 m hoch, das sehr hübsch liegt und von den Einwohnern Alexandrettes und Aleppos als Sommeraufenthalt benutzt wird. Die Häuser sind aus Holz und terrassenförmig am Berge gebaut. Von allen Seiten sieht man Quellen hervorsprudeln, überall schöne Vegetation, Weinberge und Fruchtbäume. Hier am Beilan-Paß erzwang sich 1832 Ibrahim Pascha von Ägypten den Durchmarsch nach Norden. Dichter Regen floß herab und oft stiegen wir ab, um uns etwas zu erwärmen, indem wir eine Zeitlang marschierten. Vor Sonnenuntergang gelangten wir müde und ganz durchnäßt im Diarbekirli Han, auch Kuruk Han genannt, an. Der dürftige Han, wo Nachtquartier genommen wurde, schien uns eine Oase. Da nur ein Schlafgemach vorhanden war, schufen

die Diener durch aufgehängte Laken dem Harem ein besonderes Gelaß.
In der Frühe wurde ich durch Ahmed Bey geweckt mit den Worten »Doktor, kalk, schokolata hazir dir« (Doktor, steh' auf, die Schokolade ist bereit), die der brave Ahmed Bey selbst für uns beide gekocht hatte. So erwärmt, hatten wir den Mut, durch den noch immer andauernden Regen in die el Amk-Ebene hinabzureiten. Wir nahmen einen zweiten Gendarmen als Führer mit, um uns die Fähre über den Karasu (Schwarzes Wasser), einen kleinen Fluß, zu zeigen. Wir passierten gegen Mittag zwei Steinbrücken und rasteten beim Dorfe Ain el Baida (weiße Quelle), zum Frühstück. Ein Bote, den wir nach dem Orte um Brot geschickt hatten, kam unverrichteter Dinge zurück. Unterwegs war weiter nichts zu sehen als Knochen von Tieren, hie und da auch Scharen von Raben. Viele Karawanen von Aleppo begegneten uns, jetzt kamen auch zwanzig Reiter in Beduinentracht angesprengt, Freunde von Mudschib Effendi, die ihn abholen wollten und Scheinkämpfe unter fortwährendem Schießen aufführten; vor Eifer purzelten manche vom Pferde, aber es lief alles ganz gut ab. Vor Sonnenuntergang sahen wir das Dorf Beit Omer Agha und etwas vorher rechts eine warme Schwefelquelle, von den Aleppinerinnen besonders gegen Sterilität besucht. Wir stiegen ein halbe Stunde weiter im Afrim Han am Afrim-Flusse ab.
In der Herberge, die ein Armenier hielt und wo sich Kognak, Mastic und Sardinen, allerdings zu etwas teueren Preisen boten, hatte ich ein langes Gespräch mit Ahmed Bey, der nicht schlafen konnte. Er erzählte mir, daß er früher auf der Insel Cypern Gouverneur gewesen und dann nach Stambul gekommen sei, eine Stelle in Arabien habe er nicht angenommen und wolle jetzt in die Heimat zurück. Plötzlich sprang er von diesen Dingen ab und fragte, ob ich Darwin persönlich kennen gelernt hätte und was ich von seinen Lehren hielte. Sie hätten manches für sich und doch seien sie nicht richtig; denn sonst müßte der Prophet lügen und das sei unmöglich. Der alte Mann war gegen mich immer freundlich und eine Erörterung hätte ihn verletzt, so ließ ich ihn ohne Einspruch bei seiner Ansicht.
Am nächsten Tage ritten wir in aller Frühe weiter. Die Nacht war sehr kalt. Temperatur + 10° R. Meinem Maultier hatte der Weg

arg zugesetzt und nach der Mittagsrast mußte ich die andere gutberittene Gesellschaft vorauslassen, denn weder Peitsche noch Sporn brachten es vorwärts. Glücklicherweise hatten wir vorher im Dorfe Turmeni im Hause eines Freundes von Ahmed Bey gut gespeist, Hühnerfleisch, in Hammelfett gebratene Spiegeleier, Honig, Backwaren, alles durcheinander, süßes und saures. Wir aßen mit den Fingern, ein Besteck zu gebrauchen verbot der gute Ton, aber alles ging sehr reinlich und appetitlich zu und ich glaube, daß die russischen Pilger in den Arabern ein unerreichbares Vorbild hatten. Im Dorfe Turmeni stießen noch fünfzehn berittene Beduinen zu uns, die zu Ehren des Bräutigams kamen. Unterwegs wurden wieder Scheinkämpfe gemacht mit Dscheridwerfen (Wurfspieß), sie verfolgten einander, dabei rufend »fein rajih ya abu el chiar, halla, chanaku« (wo gehst Du hin, o Vater der Gurke, halla, sie haben ihn erwürgt).
Im Dorfe Tkat, wo wir abends ankamen, ritten Mudschib Effendi und Ahmed Bey nach Aleppo weiter, ich blieb zurück, da mein Maultier nicht weiter konnte. Das Dorf ist ein elender Ort, ringsherum Steine, nur einzelne kleine Anpflanzungen von Feigenbäumen, sämtliches Vieh und selbst die Menschen sind unter der Erde in Felsenhöhlen untergebracht. Ich teilte mein Nachtquartier mit Ziegen, Schafen, Rindern, Geflügel, deren Jungen und vielem Ungeziefer. Die Weiber, die gehört hatten, ich sei ein fränkischer Arzt, kamen zu Dutzenden; es waren zutrauliche, aber furchtbar häßliche Geschöpfe. Die eine wollte ein Mittel gegen Leibschmerzen, die andere gegen Kinderlosigkeit, die dritte verlangte etwas für ihren Mann, damit er keine dritte Frau nähme usw. Ich verordnete ihnen allen Pfefferminzkügelchen, welche ich in einer Proviantsche trug und diese Medizin fand großen Beifall, alle erklärten, sobald ich in Aleppo meinen dukan (Laden) aufgemacht habe, würden sie zu mir kommen.
Von Tkat hatte ich den nächsten Tag nur drei Stunden bis Aleppo. Ahmed Bey hatte einen Diener geschickt, mich abzuholen. Auch in Aleppo – arabisch Haleb[1] – empfingen mich auf der Straße

[1] Haleb bedeutet im Arabischen Melken. Nach der Sage verweilte der Erzvater Abraham auf seiner Wanderung über den Euphrat nach Kanaan mit den Herden längere Zeit auf der Stelle dieser Stadt, wo er täglich zu festgesetzter Stunde eine wunderschöne scheckige Kuh molk und die Milch unter die Bedürftigen der umliegen-

2*

die Frauen mit neugierigen Zurufen und Fragen: »Min fein dschain, fein raihin, fein biladkum?« (Woher kommt Ihr, wohin geht Ihr, wo ist eure Heimat?), aber ohne Aufdringlichkeit. Überhaupt macht die Bevölkerung dem alten Rufe der Höflichkeit Ehre. Ein arabisches Sprichwort sagt: »Halebi tschelebi, schami schumi, misri harami« (Der Aleppiner ist ein gentleman, der Damaszener geizig, der Ägypter ein Gauner). Leider sind alle Gesichter von der Aleppo-Beule, arabisch »hab us sene« (Jahresbeule genannt) zerfressen, die eine unverlöschliche Narbe hinterläßt. Die Aleppo-Beule ist eine Hautkrankheit und erstreckt sich den ganzen Euphrat und Tigris entlang bis nach Persien und dem persischen Meerbusen. Heutigen Tages hat die Aleppobeule in Aleppo selbst außerordentlich nachgelassen. Von den zahlreichen Deutschen, die seit 1910 nach Aleppo gekommen sind, ist keiner davon befallen worden.

Nachdem ich viele enge Straßen passiert, kam ich in das Haus Ahmed Bey's. Ich wurde als ein alter Bekannter von ihm empfangen: »Maschallah, Doktor Effendi, hosch geldin! sefah geldin! bujurun!« (Bei Gott, Doktor Effendi, sei willkommen, sei willkommen, tritt ein!) Er bot mir sein selamlik (Empfangszimmer) an, eine große Auszeichnung, da der Christ resp. Europäer dem Moslem für unrein gilt, obgleich gebildete Moslems es nicht immer merken lassen. Doch blieb ich nur eine Nacht und siedelte dann, um die Familie nicht in ihren Gewohnheiten zu stören und weil ich mich in einem muselmännischen Hause nicht behaglich fühlte, in den Gasthof Cleophas über, im Stadtviertel Dschalum. Eine Witwe mit zwei unverheirateten Schwestern führte die Wirtschaft, 5 Franken täglich sollte ich zahlen, wäre ich Engländer gewesen 6 Franken, da ich dann als wohlhabender gegolten hätte. Der Gasthof existiert heute nicht mehr. Ein Armenier betreibt jetzt unter dem Namen »Baron Hotel« ein leidliches Hotel.

Ich mußte nun meine Vorbereitungen für die Weiterreise treffen. Früher ging ein Schiff von Meskene, zwei Tagereisen von Aleppo,

den Gegend verteilte. Bei dem Rufe: »haleb el Schahbah«, d. i. die Scheckige ist gemolken, soll sich die Menge jedesmal zur Empfangnahme ihres Anteils versammelt haben. Daher die Benennung Haleb el Schahbah, d. i. Haleb die Scheckige, dem Orte bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Drei Stunden südöstlich von Aleppo lag in alter Zeit Kinnisrin (türk. Eski-Haleb, d. h. das alte Haleb) an einem See, jetzt sind davon nur noch formlose Ruinen erhalten.

in sieben Tagen mit Ach und Krach nach Bagdad, eine Schöpfung Midhat Pascha's, die aber bald aufhörte. Verbände man den Orontes mit dem Euphrat durch einen Kanal, so könnte man vom Mittelmeer ganz zu Wasser nach Bagdad kommen, man müßte aber vorher den Orontes von all den Mühlen befreien.
Im weiten Bogen um die Wüste galt es nun über Biredschick und Diarbekir an das Ziel zu gelangen, da eine Karawane auf dem kürzeren Wege über Deir längs des Euphrat der Unsicherheit wegen in nächster Zeit nicht zu erwarten war. In der Zwischenzeit besuchte ich einige Kollegen, ebenso meinen Kollegen von der Quarantäne, Dr. Cozzonis. Die Sanitätsverwaltung hat hier nur einen Beobachtungsposten, so daß er nicht viel zu tun hatte und ruhig seiner Praxis und Geschäften nachgehen konnte. Auch dem Generalgouverneur, Dschemil Pascha, an den ich von der Sanitätsverwaltung in Konstantinopel ein Empfehlungsschreiben hatte, machte ich einen offiziellen Besuch.
Kurz vor der Abreise kaufte ich dann die nötigen Lebensmittel und Konserven ein, denn unterwegs ist in den Dörfern kaum etwas zu bekommen. Dabei hatte ich Gelegenheit in der Stadt herumzukommen. Aleppo ist an der Grenzscheide gelegen, wo sich zwei verschiedene Sprachen, die türkische und die arabische, die Herrschaft streitig machen. Es ist ein großer Handelsplatz für Import und Export und Sitz eines Generalgouverneurs. Die Bevölkerung, ungefähr 180000 Seelen, besteht meistenteils aus Muselmännern, dann Griechen, Juden, Armeniern, Maroniten und katholischen Syriern. Es gibt verschiedene Missionsanstalten. Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem, ohne Zweifel durch Menschenhand künstlich zugerichteten Kegel die Zitadelle, von einem tiefen Graben umgeben. Im Nordosten fließt der fischreiche (Aale) Kuweik. Das Klima ist im Winter kalt, es schneit und friert ab und zu; im Sommer soll es wärmer als in Beirut sein, die Luft ist aber trocken und wird durch die Nordwinde erfrischt. In zwei Jahren soll die Bagdadbahn fertig und in Betrieb sein. Aleppo wird dann ein Knotenpunkt. Man wird von Konstantinopel bis Aleppo zwei Tage brauchen und von Aleppo bis Bagdad einen Tag bei durchgehenden Nachtzügen. Wir unterhalten dort seit einigen Jahren ein deutsches Konsulat. Der jetzige Konsul W. Rößler gibt sich viele Mühe für das Deutschtum; ihm ist das Zustandekommen

einer deutschen Realschule in Aleppo zu verdanken. Die Deutsche Orient Bank hat in Aleppo eine Filiale, die der Ottomanbank große Konkurrenz macht.
Endlich nach achttägigem Aufenthalte war die Karawane bereit; der Sicherheit wegen muß der gewöhnliche Reisende sich stets einer größeren Karawane anschließen. Da bei jeder Karawane sich Lastpferde, schwer beladene kleine Eselchen und auch zahlreiche Fußgänger befinden, darunter sogar Frauen, Kinder, gebrechliche Greise, so kommt der Zug nur äußerst langsam vorwärts, er »schleicht bleiern mit müder Qual«. Gewöhnlich werden am Tage sechs bis sieben Stunden gemacht, selten acht oder neun Stunden, in den allerseltensten Fällen vermag eine so kombinierte Karawane mehr zu leisten. Und solch ein Reisen, Tag für Tag, von Sonnenauf- bis Untergang, oft in glühender Sonnenhitze oder unter strömenden Regengüssen auf einem elenden Kläpper auf ungebahnten, häufig einfach lebensgefährlichen Pfaden, über brückenlose Ströme und Sturzbäche, über Sand, Stock und Stein gehört gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten. Hat man die nötigen Mittel, so kann man natürlich bequemer reisen, man kauft sich ein passendes Reitpferd, das man nach der Reise wieder verkauft, nimmt sich eine genügende Eskorte an berittenen Gendarmen mit und kommt auf diese Weise mit Hilfe eines Bujurulti[1] viel schneller ans Ziel. Ein paar Stunden, bevor man den zum Nachtlager bestimmten Ort erreicht, schickt man einen Zaptieh von der Eskorte, um Quartier und Speisen zu besorgen. Mit der Post zu reiten ist nicht jedermanns Sache, obwohl dies die schnellste Art und Weise des Reisens wäre. Dazu muß man natürlich ein tüchtiger ausdauernder Reiter sein und fast ununterbrochen Tag und Nacht, bei nur wenigen Stunden Ruhepausen in permanentem Galopp dahinreiten. Da die Postpferde oft nicht alle fünf Stunden gewechselt werden, so brechen manche unterwegs leblos unter dem Reiter zusammen. Um den inneren Teilen des Körpers einen gewissen Halt zu geben, muß man sich Brust und Unterleib mit einem langen Shawl einwickeln.
Um 9 Uhr vormittags wurde aufgebrochen. Gleich aus der Stadt führt der Weg zwischen Gärten und Äckern hindurch, um bald ganz öde zu werden. Ein paar Stunden weiter begegnete uns der

[1] Anweisung auf neue Gendarmen an den verschiedenen Reisestationen.

erste Beduine zu Pferd mit der Lanze. Im Dorfe Deirmen wurde übernachtet. Hier stießen andere Reisende zu uns. Unsere Gesellschaft stieg auf 25 Personen; anfangs waren es nur der englische Missionar Bojadschian mit Frau und Kindern, die Diener und die Maultiertreiber (Katyrdschis genannt). Für zwei Maultiere bis Diarbekir hatte ich drei türkische Pfund zu zahlen. Diese Katyrdschis wußten von der Geographie des Landes nichts außer den Namen der »Konaks« (Haltestellen), wo wir Rast machten, so daß wir vergebens nach den Bezeichnungen von Orten, Flüssen usw. fragten. Es war auch eigentlich nichts da, was man zu kennen brauchte, Wüste und ödes Gebirge füllten den Raum, wenig Ackerland ließ sich sehen und auch von ihm hatte man die Steine nicht genügend fortgesammelt. Dazu reckte sich bis zum Euphrat fast nirgends ein Baum oder ein Strauch empor, die Bauern benutzen die Disteln als Brennstoff. Auch die Dörfer waren verkommen und ruinenhaft, aber nach den langen Märschen erschien uns selbst eine Ruhestätte neben dem Viehstall noch als Labsal und wir waren froh, wenn wir nur etwas zu essen bekamen, namentlich da unsere in Aleppo eingekauften Konserven überwiegend verdorben oder die Büchsen nur halb voll waren.
An Kultur erinnerte nur die Telegraphenlinie, an der wir oft entlang ritten, selbst die Frauen hatten durch Tätowierungen von Lippen, Wangen und Armen oft ein wildes Aussehen. An die Heimat dachte ich lebhaft als wir Nisib, ein schön gelegenes, von Olivenhainen umgebenes Dorf, erreichten, wo Feldmarschall von Moltke vergeblich die türkischen Heerführer vor der Niederlage durch Ibrahim Pascha zu retten gesucht hatte. Von Biredschick war damals die osmanische Armee herangerückt und in den Briefen des großen Feldherrn findet sich eine anziehende Beschreibung seines Aufenthalts an dem brausenden Euphrat. Als wir ihn überschritten, war der Strom gerade sehr niedrig, doch brauchte die Fähre über eine Viertelstunde, um an das andere Ufer zu gelangen. Die Überfahrt kostete 20 para (10 Pfennig) pro Person und für jedes Tier 2 Piaster (40 Pfennige). Der Euphrat ist nicht sehr breit. Wir waren vom Dorfe Nisib bis Biredschick zwei Stunden geritten. Im ganzen waren wir dreieinhalb Tage seit Aleppo unterwegs.

Biredschick, am linken Ufer des Euphrat, (arabisch Frat) gelegen, am Fuße mehrerer Hügel, ist eine altertümliche Stadt von 10000

Einwohnern, meist Türken, ruinenhaft, schmutzig, von einer Mauer umgeben, mit einem alten Kastell oberhalb der Stadt mit vielen Grotten. Abtritte gibt es sehr wenig, die Leute ziehen es vor, die platten Dächer oder Straßen aufzusuchen. Selbst in den besten Städten sind die Aborte für den Europäer unbequem, weil sich der Orientale zur Verrichtung seiner Notdurft nicht setzt, sondern niederhockt. Er tut dies aus Furcht, seine Kleider zu beschmutzen, wodurch er nach dem Gesetz unrein wird. Nichts ist dem Eingeborenen an dem Europäer unausstehlicher, als daß dieser sein Bedürfnis stehend verrichtet und sich nach der Verrichtung nicht wie sie mit Wasser oder in der Wüste mit Sand reinigt. Über die Waschungen nach geschehener Verrichtung bestehen bei den Moslims im ganzen Osten die gleichen religiösen Vorschriften. Die Aborte sind in den besseren Häusern sehr rein gehalten und in Stein ausgehauen. Um die Fußsohlen nicht zu beschmutzen, betritt man den Abort mit hölzernen Sandalen wie in den Bädern. Papier benutzt man nicht zur Reinigung, sondern Wasser. Es steht daher im Abort ein Wasserkrug oder auf Reisen hat jeder seinen ibrik, wie diese Sorte Wasserkrüge genannt werden, bei sich. Im Mustapha Han, wo wir abgestiegen – es war der beste Karawanserai – sah es unglaublich schmutzig aus. Die Häuser sind kreideweiß, aus der Ferne vom Gebirge nicht zu unterscheiden.

Von Biredschick war eine Dampfschiffahrtsverbindung nach dem Projekt des englischen Oberst Chesney geplant, die Ostindien durch den Euphrat mit Europa in Verbindung gesetzt hätte. Wegen der vielen Stromschnellen und Katarakte ist der Euphrat aber in seinem gegenwärtigen Zustande weder für Floß noch Dampfschiff passierbar.

Gegen Abend nahm ich den kleinen Lehrling unseres Maultiertreibers in den Bazar zum Einkaufen mit. So ein Lehrling muß während der Reise immer hinter der Karawane hergehen und kleinere Dienste verrichten, hat er dies ein paar Jahre lang getan, sich anständig gezeigt und gelernt das Gepäck regelrecht auf das Tier zu bürden, so wird er als »Katyrdschi« aufgenommen. Die Maultiertreiber haben in jedem größeren Orte ihren Chef, den Katyrdschibaschi.

Des starken Regens wegen blieben wir den folgenden Tag in Biredschick. In dem kleinen Raum mit sieben Löchern (sogenannten

Fenstern), wo ich untergebracht war, pfiff der Wind, daß ich alles mit Sacktuch verstopfen mußte. Die Temperatur betrug + 11° R. Abends ließ ich den Maultiertreibern und den uns begleitenden Gendarmen einen Pillaw (Reis) kochen und gab ihnen Tabak, das einzige Mittel, diese Leute gefügig zu machen. Dem Gendarmen gibt man außerdem, an Ort und Stelle angekommen, 10 Piaster (2 Mark täglich), natürlich muß man auch dafür sorgen, daß er und sein Pferd gefüttert werden.

Man tut gut, unterwegs für alles, was man nimmt, vorher zu akkordieren und gleich zu bezahlen, da es sonst schwer ist, am folgenden Morgen vor der Reise abzurechnen. Bestimmte Preise gibt es überhaupt nicht, auf Rechtlichkeit darf man auch nicht rechnen. Den Wirt bezahlt man am besten erst kurz bevor man sein Tier besteigt, nachdem man sich versichert hat, daß einem in der Nacht nichts gestohlen worden ist. Man muß sich übrigens auf manchen Verlust gefaßt machen. Natürlich wird man als Europäer so viel als möglich übervorteilt, die Eingeborenen reisen viel billiger.

Am folgenden Tag hatte sich das Wetter aufgeklärt. Zwischen einzelnen Gärten und Weinbergen hindurch, waren wir bald aus der Stadt heraus. Wir waren nun in Kurdistan und trafen kaum noch auf einen Menschen, der türkisch verstand. Unser erstes Nachtquartier, Kanlihefschehr, ein kurdisches Dorf aus miserablen Lehmhütten, galt als ganz besonderes Spitzbubennest, und das will dort zu Lande etwas heißen. Es geschah uns aber nichts, obgleich der uns begleitende Gendarm mehr bei uns Schutz suchte als ihn gewährte. Schlafstelle war wieder beim lieben Vieh, da die beste Stube durch türkische Offiziere besetzt war, die gekommen waren, die Regierungsgebühren einzutreiben und die Ortschaften von den Banditen zu befreien. Das war wenigstens ihr offizieller Auftrag. Ich mußte die Frau des Missionars bewundern, die mit echt englischer Zähigkeit alles ertrug und niemals klagte, trotzdem sie während des Marsches in der Mahafa sitzen mußte und fror. Die Mahafa ist eine Art Doppelstuhl, der zu beiden Seiten des Maultiers herunterhängt und mit Wachstuch oben überdeckt ist. Bei jeder Verschiebung des Gleichgewichts gerät der in der Mahafa Sitzende in Gefahr herunterzufallen. Auf der einen Seite saß die Mutter, auf der andern die beiden Kinder und von Zeit zu Zeit mußten

wir die drei herunternehmen, damit sie durch Gehen die steifgewordenen Glieder wieder beweglich machten. Und dazu das öde steinige Land, oft Regen und Nebel – welche europäische Dame möchte eine solche Reise unternehmen! Man reist auf den Karawanenwegen wie vor Jahrhunderten, über Hügel und Berge, an Sturzbächen entlang, durch Schluchten und Wasserrisse immer in möglichst gerader Richtung.

Das nächste Quartier war das Dorf Havak mit Maulbeer- und Olivengärten. Unser Quartiergeber sah besser aus als seine Dorfgenossen und behauptete, seine Mutter sei eine Griechin gewesen, die der Vater als Soldat während der Befreiungskriege erbeutet und hierher gebracht habe. Was für ein Leben mag die Arme in dieser Wildnis geführt haben. Ihr Sohn meinte, sobald das Reisegeld zusammen sei, wolle er einmal nach Griechenland und die Verwandten besuchen. Auch ein anderer junger Mann erzählte uns, seine Großmutter sei eine Griechin gewesen. Die Frauen in Havak tragen einen sattelförmigen Kopfputz, phantastischer als in den anderen Dörfern.

Wir übernachteten dann auf der Weiterreise in den Ortschaften Titrisch, Mischmischin, ein oben im Gebirge romantisch gelegenes Dorf und erreichten am dritten Tage die Stadt Süverek. Eine Stunde vorher war der protestantische Pastor des Ortes meinem Reisegenossen, dem Missionar Bojadschian, entgegengekommen. Wir mußten alle bei ihm absteigen. Abends waren wir im Hause eines Notabeln, namens Lazari, eingeladen. Als wir in dessen Haus eintraten, kamen sämtliche Familienmitglieder und begrüßten jeden von uns der Reihe nach durch Berühren an der Hand, wobei wir, der Landessitte gemäß, sitzen bleiben mußten. Ein jeder bekam dann einen Apfel, Zigaretten, Kaffee und Tee. Sodann wurde Eingemachtes herumgereicht. Jeder nahm einen kleinen Teelöffel voll und trank einen Schluck Wasser nach. Dabei sagt der Hausherr jedem, der getrunken: »afijet olsun« (wohl bekomm's) und macht mit der Hand eine Bewegung nach Brust und Stirn. Später wurde eine kreisrunde Tafel (taburet) mit verschiedenen Gerichten auf einem niedrigen vierfüßigen Gestell von Holz aufgestellt, um welches wir uns à la turca (nach türkischer Sitte) herumsetzten mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden, der mit einem Teppich überdeckt ist. Die weiblichen Mitglieder

nehmen an dem Essen nicht teil, weil es nicht Sitte ist. Vor und nach dem Essen wäscht man sich die Hände und spült den Mund aus. Zu dem Zwecke geht ein Familienmitglied oder ein Diener mit einem lejen (Waschbecken) aus Zinn und einem ibrik (zinnerne Kanne) nebst Seife und Handtuch von einem Gast zum andern herum. Ein kurzes Gebet auf Armenisch und das Essen begann. Dasselbe bestand aus Dolma in Weinblättern (Reis gedünstet, in kleinen Bissen abgesondert, mit Weinlaub umwickelt und hierauf nochmals gekocht), Padlindschan (Eierfrucht), dazu Jourt (dicke Milch), darauf eine große Schüssel Pillaw, zudem bekam jeder eine Suppe vorgesetzt, aus unreifen Tomaten bestehend mit Fleischstückchen von säuerlichem Geschmack, zuletzt Käse und Weintrauben, die letzten der diesjährigen Ernte, dann Kaffee, Zigaretten, Nargileh und armenische Konversation, von der ich natürlich nichts verstand. Nach dem Essen muß notwendig der Kahwe à la turca (Kaffee) in kleinen Miniaturtäßchen kommen. Dabei muß der Kaffee einen schönen Kaimak haben, d. h. es muß auf der Oberfläche ein dicker gelbbrauner Rahm sein, verursacht durch das Aufstoßen des in kochendem Wasser gerührten, wie Mehl feingestoßenen oder gemahlenen Kaffees. Nirgends wird der Kahwe so kunstgerecht gemacht wie in Konstantinopel.

Der Sohn des Gastgebers war verlobt, er durfte aber mit seiner Braut bis zur Heirat nicht reden. Die Christen hier haben noch muselmännische Gebräuche beibehalten, man könnte sie ganz gut in vieler Beziehung christliche Türken nennen. Die hiesige protestantische Gemeinde ist klein. Straßen wie Häußer sind noch recht primitiv, die Kanäle in den Straßen offen, voll Unrat und Geruch, sie werden nur durch den Regen abgespült. Dicht an der Stadt ist ein alter Tumulus, anscheinend eine alte Befestigung.

Da es fortwährend stark regnete, blieben wir noch einen Tag in Süverek. Zu Mittag waren wir bei einem anderen Gemeindemitgliede gebeten. Nach den üblichen Begrüßungen wurde zuerst Tee mit Milch herumgereicht, zugleich Zigaretten. Wie gestern wurde das Essen auf niederen Taburets serviert, es bestand aus Omelette aux herbes (Kräuteromelette), Spiegeleiern, süßlich und säuerlich zubereitet, Reis in süßer Milch, einem gemischten Kompott aus Aprikosen und anderen Früchten, dann Pillaw und zum Schluß Kaffee. Nachmittags besuchten wir den Bazar, der besser

ist als der von Biredschik. Zum Abendessen waren wir bei einem dritten Mitgliede der protestantischen Gemeinde. Alles ging mit wenig Unterschied wieder zu, wie am Abend vorher. Die Leute essen alles durcheinander, Saures und Süßes, jeder zweite Bissen ist von einer anderen Speise. Nach Tisch wurde darüber gesprochen, daß ein türkischer Offizier den Geistlichen der Gemeinde Gjaur (Christenhund) geschimpft und geschlagen hatte. Hierzu fand sich auch der Pascha aus Kharput, ein achtzigjähriger Mann, namens Abdullah Pascha ein.

Am nächsten Tage hatte der Regen nachgelassen. Wir nahmen einen neuen Gendarmen. Der Weg ging zunächst zwischen Weingärten, später kamen wir auf eine Art Chaussee, die Steine waren ohne weiteres auf den Weg geworfen und die Brücke, die wir bald darauf zu passieren hatten, in der Mitte eingestürzt. Unser Nachtquartier war das elende Dorf Kanak. Neben dem Viehstall, wo wir schliefen, war der Raum nur aus Steinen ohne Mörtel zusammengefügt. Rings um das Dorf herum sah man nur Steine. Unsere Schlafstelle glich einer Grotte. Während des Essens fielen einige Würmer vom Dache herunter, sodaß das Töchterchen der Missionarin meinte: »Here it is not comfortable«.

Unser Weg am nächsten Tag war wieder sehr beschwerlich. Bald ritten wir an den Abhängen des Karadscha Dagh. Sie sind mit vielen kleinen Eichbäumen bestanden, durchweg nicht über zwei bis drei Meter hoch. Im Dorfe Karabagtsche, das wir gegen Mittag passierten, wollte uns der Gendarm verlassen, wir sollten einen andern mitnehmen, der aber nach Diarbekir geritten war. Wahrscheinlich fürchtete er sich, weiter ins Gebirge mit uns zu reiten. Wir zwangen ihn aber, uns weiter zu begleiten.

In Ghergeli kamen mehrere Protestanten aus Diarbekir dem Missionar entgegen. Wir freuten uns, daß die Reise am Nachmittag ihr Ende haben sollte. Seit vierzehn Tagen hatten wir Aleppo verlassen, ein Tag war hingegangen wie der andere. Morgens früh wurde aufgesessen und mit kurzen Pausen bis zum Abend geritten, in irgend einem Han schlechte Kost und Obdach gefunden, nur in Süvereck hatten wir leidlich gegessen und geschlafen. Dazu der fortwährende Ärger über die Maultiere und den feigen Gendarm, selten einmal eine Begegnung mit andern Reisenden. Man muß sich fast täglich durch irgend etwas die

Dienste dieser Leute erkaufen. Will man hierzulande bequem reisen, so darf man mit dem Backschisch an seine Eskorte und seinen mukari (Maultiertreiber) nicht geizen – Geld, Tabak, ab und zu ein Pillaw oder eine Hammelkeule, dann ein gutes Wort, das sind die einzigen wirksamen Mittel.

Um zwei Uhr nachmittags hatten wir endlich Alibunar, die Vorstadt Diarbekirs erreicht und zogen durch das Dagh Kapusi (Kapusi = Tor). Für die zwei Maultiere von Aleppo bis Diarbekir bezahlte ich drei türkische Lira. Man gibt den Katyrdschis das Geld nicht im voraus, sondern erst, nachdem man an seinem Bestimmungsort angekommen ist und festgestellt hat, daß nichts fehlt. Irgend einen Vorschuß zu geben ist nicht Sitte, wird auch selten verlangt.

In Diarbekir war ich Gast im Hause des Missionars, meines Reisegefährten. Hier hatte ich Ruhe und Erholung. Das erste, was ich am nächsten Tage tat, war, daß ich mit dem Missionar und dem Pastor in das erste türkische Bad Tschardakli Hamam ging. Wir wurden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, da Europäer eine große Seltenheit sind, auch wohl in Anbetracht des zu erwartenden Backschisch. Zuerst kamen wir in eine geräumige Vorhalle, die in der Mitte einen Springbrunnen hatte; rings an den Wänden auf einer hölzernen Estrade sind für die entkleideten Gäste Ottomanen angebracht. Ein oghlan (Badewärter, eigentlich Junge) führte uns eine kleine hölzerne Treppe hinauf in ein besonderes Gemach, wo man sich entkleidete und bei Kaffee und Zigaretten etwas ausruhte. Der Körper wird in zwei lange Tücher gehüllt, ein drittes wird in Turbansform um den Kopf geschlungen. Ein zweiter Badediener brachte uns für die Füße hölzerne Sandalen, welche durch zwei querstehende Brettchen zwei Zoll vom Boden abstehen und begleitete uns durch die Vorhalle in das erste Gemach des Bades. Hier mußten wir so lange verweilen, bis ein gehöriger Schweißausbruch eingetreten war, dann wurden wir in das eigentliche Innere geführt und streckten uns auf ein fünfzig Zentimenter hohes eckiges Plateau in der Mitte des Raumes unter der Kuppel, durch deren sternförmige, mit dickem Glas geschlossene Öffnungen das Tageslicht eindrang. Nach einer Weile wurde von einem Badediener eine allgemeine Massage des Körpers durch Kneten vorgenommen, alle Glieder, selbst die Finger-

gelenke durch eine leichte Manipulation zum Knacken gebracht. Durch Klatschen in die Hände gibt der Badediener das Zeichen, daß er fertig ist. Darauf kamen wir in einen Raum, wo ein Barbier Kopf und Bart in Arbeit nahm; auf andere landesübliche Körperprozeduren ließen wir uns nicht ein. Nach dieser Arbeit kamen wir in eine stärker erwärmte Zelle, hier sprudelte warmes und kaltes Wasser aus zwei Hähnen, wir wurden mit Seife und einem Bündel Bastes über den ganzen Körper geseift und darauf mit einem über die rechte Hand gezogenen Handschuh aus Roßhaar abgerieben. Der Badediener brachte nun eine Schüssel mit wohlriechendem Seifenschaum, den er über den ganzen Körper goß. Jetzt waren wir fertig. Wir wurden in gewärmte Tücher eingewickelt, bekamen einen Turban über den Kopf und so, vor Kälte geschützt, kehrten wir durch die Eingangshalle auf unsern ersten Platz zurück, um auf den Divans ausgestreckt bei einer Tasse türkischen Kaffees und Zigaretten auszuruhen. So ein türkisches Bad ist nach der Reise wirklich sehr erquickend und benimmt die Ermüdung. Man schläft ausgezeichnet danach. Wer ein türkisches Bad aufsucht, tut am besten, eigene Badewäsche mitzunehmen, was auch im allgemeinen von den besser situierten Klassen geschieht. Eine bestimmte Badetaxe gibt es nicht. Wohlhabende zahlen, je nachdem sie zufrieden waren oder nicht. Jeder Badewärter bekommt extra Trinkgeld. Einem Europäer von Rang kostet ein türkisches Bad wenigstens 8 bis 10 Mark, dem Eingeborenen dagegen nur wenige Piaster. Das weibliche Geschlecht hat seine eigene Badezeit an gewissen Tagen der Woche. Dabei wird unter anderen Toilettenkünsten auch das Färben der Nägel, der Hände und Füße mit dem Wurzelpulver der henna (Lawsonia) vorgenommen. Ein türkisches Bad dauert gewöhnlich drei Stunden, viele benutzen es auch zur Unterhaltung und zur stillen Betrachtung.

Die nächsten Tage verliefen mit den Vorbereitungen zur Fahrt nach Bagdad, wobei der Missionar und ein deutscher Landsmann, Dr. Wutz, der als türkischer Militärarzt hier in Garnison stand, wie der Vertreter des Crédit Lyonnais, Hector Coïdan, mir freundschaftlich beistanden und mir mit ihrem Rate halfen. An Stelle des Maultieres trat jetzt das tanzende Floß (Kellek) und lange Verhandlungen mit dem Obermeister der Schiffer (Kellekdshibaschi)

waren nötig, ehe ich trotz allen Treibens mein Kellek vollendet sah. So ein Tigrisfloß schaut noch genau so aus wie vor Tausenden von Jahren. Auf einer Unterlage von geteerten und mit Luft aufgeblasenen Hammel- oder Ziegenhäuten (tolum) ruht eine ungefähr zwanzig cm dicke Schicht von Holzknüppeln, die eine Plattform von Baumzweigen trägt; kein Nagel ist zur Verbindung verwendet, mit Stricken und Schnüren alles untereinander verknüpft. Mein Fahrzeug bestand aus zehn Fellen in der Breite und fünfzehn in der Länge, in der Mitte war aus Zweigen und dickem Filz eine Kammer (tenta) für mich erbaut, während die Warenballen als eine Art Brüstung an den Rändern festgebunden wurden. Die beiden langen Ruder werden nicht gebraucht, um vorwärts zu kommen, sondern nur um das Fahrzeug zu lenken, es mitten in der Bahn zu halten und gefährliche Wirbel zu vermeiden, wobei sich die Floßführer von Zeit zu Zeit ablösen. Die Kosten des Kelleks werden im voraus bezahlt. Die Kelleks fahren nach Mosul und Bagdad. An Ort und Stelle angekommen, wird das Holz verkauft, die Häute von Luft entleert, wenn möglich auch verkauft, sonst setzt sich der Kellekdschi auf einen Esel und schnallt die Häute an die Seiten seines Reittiers. Herodot erwähnt schon die Kelleks, auch hat man auf den verfallenen Mauern des Palastes in Ninive davon Abbildungen gefunden. Man sieht, daß sich seit uralten Zeiten nichts daran geändert hat.

Am Freitag sahen wir dem Dscheridwerfen auf dem freien Platze zwischen dem Rum- und Daghkapu zu. Wer ein gutes Pferd hat, stellt sich ein. Die Anwesenden teilen sich in zwei Abteilungen, eine der anderen gegenüber, wer will, reitet hervor; sobald er umdreht, jagt ihm ein anderer nach, sucht ihn einzuholen und schleudert, hoch in den kurzen Bügeln aufgerichtet, den Dscherid mit aller Gewalt ihm nach. Der Dscherid ist ein Wurfspieß ohne Spitze, ein drei Fuß langer Stock, fingerdick, auch wohl etwas dicker. Unglücksfälle kommen selten vor, wohl oft tüchtige Püffe. Viele fangen den Dscherid und werfen ihn ihrem Gegner nach.

Die Stadt macht einen tristen Eindruck, so daß die Kinder des Missionars gleich am ersten Tag ihre Eltern fragten: »Why have we come to this dirty place?« (Warum sind wir an diesen schmutzigen Ort gekommen?) In der dritten Nacht gab es einen großen Lärm, die Stadtgefangenen waren ausgebrochen, fünfunddreißig

davon verschwunden, sechzig wurden wieder eingefangen, acht waren dabei umgekommen und vier verwundet.
In diesen Tagen war die Temperatur morgens in der Regel $+6^0$R. und die Nächte recht kalt. Die Läden im Bazar waren an manchen Tagen wegen der Kälte geschlossen.
Am 6. Dezember sollte ich abreisen. Infolge der massenhaften Eisschollen auf dem Tigris (Schatt) und dem Aberglauben, daß am Dienstag keine Reise angetreten werden darf, wurde aber die Abfahrt verschoben. Wir gingen zum Troste ins Theater, das Parterre kostet zehn Piaster (zwei Mark), die Loge fünfzehn Piaster (drei Mark). Es wurde in türkischer Sprache gespielt. Die Schauspieler waren Armenier aus Konstantinopel. Zur Aufführung kam das Stück »Unglückliche Liebe«. Labibe, die Tochter eines Paschas sollte einen Beyzade (den Sohn eines Beys) heiraten, den sie aber nicht liebte. Sie hatte sich in einen Onbaschi, Gefreiten, verliebt. Als sie mit ihrem Geliebten flieht, ereilt sie der Pascha, der den Geliebten ermorden will, ersticht aber statt dessen die eigene Tochter, die diesen erretten wollte. Dann wurde einiges aus »Madame Angot« gesungen – eine französische Melodie in türkischer Sprache von Armeniern gesungen. Es war das erste Mal, daß in Diarbekir Theater gespielt wurde.
Endlich am 7. Dezember fand die Abreise statt. Es brauchte vier Stunden, bis das Floß in Gang kam, wegen Wassermangel. Unsere Kellekdschis waren Kurden. Als Reisegefährten hatte ich einen Kaukasier aus dem Daghestan, Mehmed geheißen, sowie die Frau eines türkischen Offiziers mit ihrem Bruder. Ich konnte in meiner Tenta (Zelt) trotz meines guten Feldbettes und des Mangal (Kohlenbecken) nicht warm werden, die Leute aber lagen in dünnen Kleidern unter freiem Himmel. Nach einem zweistündigen Treibenlassen des Kelleks wurde beim armenischen Dorfe Hadschi Issa angelegt. Die Nacht war bitterkalt. Als wir am nächsten Tage abfuhren, fuhr ein zweites Kellek mit aus. In diesem war ein Unteroffizier der Gendarmerie, ein Gendarm und ein Zivilist. Wie die Leute die Kälte aushalten, ist staunenswert. Der Tscherkesse Mehmed z. B. hatte weder ein Bett noch sonst etwas. Sein ganzer Anzug bestand in einer dünnen Unterhose, einem dünnen Mantel und einer Pelzkappe. Die Floßführer hockten immer unter einem Filzsack. Die Frau und ihr Bruder hatten eine dünne Watten-

ARABER AM UFER DES TIGRIS.



decke, die sie miteinander teilten. Die richtige Jahreszeit ist erst in zweieinhalb bis drei Monaten. Wir saßen daher häufig fest und kamen nur langsam vorwärts. Frug ich, wie weit wir heute fahren würden, so hieß es immer: »Kismet, Allah bilir« (Kismet, Gott weiß es).

Der Tigris ist an vielen Stellen sehr flach. Bis zu unserem zweiten Nachtlager beim Dorfe Dveli sind es in Wirklichkeit nur zweieinhalb Stunden, wir brauchten dazu zwei Tage. Am dritten Tage stiegen wir beim Dorfe Bismil ans Land. Die Einwohner sind Kysylbasch (türkisch Rotkopf), ein Spottname für die Perser resp. Schiiten in der Türkei, mit der Nebenbedeutung Hallunke, Gauner, nach der roten Kopfbedeckung, welche die Truppen der Sefi-Dynastie in den Kämpfen mit der Türkei getragen haben sollen. Zwischen den Häusern stehen Bäume, in den Straßen liegen Maultier- und Kamelskelette. Ich entfernte mich nur auf ein paar Minuten vom Floß, da ich befürchtete bestohlen zu werden. Man hatte mich in Diarbekir sehr gewarnt. Mein Geld trug ich immer in einer Geldkatze um den Leib. Von der Dreistigkeit der Kurden im Stehlen erzählte man mir folgende Geschichte: Zwei Kurden finden auf dem Wege einen alten Türken auf dem Pferde eingeschlafen. Das Pferd gefällt ihnen. Sie holen nach kurzer Beratung zwei starke Hölzer, setzen sie unter den Semer (türkischer Sattel), binden das Pferd los und ziehen mit demselben weg. Als der Alte endlich schlaftrunken aufwacht, haut er mit der Peitsche nach hinten, fällt aber zu gleicher Zeit zu Boden. Er war natürlich nicht wenig erstaunt über die Veränderung, die mit seinem Pferde vor sich gegangen war.

Das nächste bessere Dorf nach Bismil war Koroktschi. Es kamen nun verschiedene schlechte Stellen; während der eine Kellekdschi ruderte, blies der andere die etwas schlaff gewordenen Häute auf oder besserte sie aus. Unser Nachtlager bezogen wir beim Dorfe Solati. Am folgenden Tage fuhren wir am Batmansu, einem kleinen Flüßchen, vorbei. Der Tigris hat von hier ab mehr Wasser, bisher hatte er an den meisten Stellen bei 10 m Breite nur $1-1^1/_2$ m Tiefe. Es ging in starken Windungen weiter, an beiden Seiten mehr Felsen. Am Ufer beobachtete ich eine sehr primitive Art, wie man Bäder nimmt. Auf Steinen stand ein großer Kessel aufgestellt, unter demselben ein Holzfeuer, der Mann stand hockend nackt

hinter dem Kessel, seine Frau wusch ihn mit Seife ab, die Tochter oder die zweite Frau reichte ein reines Hemd – alles unter freiem Himmel. Schamgefühl scheinen sie nicht zu kennen.
Es kamen ein paar enge Passagen. Bald darauf wurde am Ufer halt gemacht; kein Dorf war in der Nähe. Da wir nicht unweit vor und hinter uns fremde Feuer sahen, hatten unsere Floßführer Angst und wollten kein Feuer machen. Mehmed, der Tscherkeß, meinte: »Wallah, chirsiz war« (bei Gott, es gibt Diebe). Nachdem ich meinen Revolver nachgesehen, legte ich mich angekleidet zu einem Hasenschlafe nieder. Unsern Kellekdschis war auch nicht zu trauen, der jüngere von ihnen, Hassan, hatte es besonders auf meine Glycerinseife abgesehen. Er war überhaupt sehr habgierig; dem armen Tscherkessen hatte er sein Taschenmesser abgeschwindelt, fast seinen einzigen Besitz außer einem Zwanzig-Parastück, das an einer Schnur um seinen Hals hing.
Unsere Floßführer waren würdige Genossen ihrer Kollegen, der Maultiertreiber von Aleppo. Sie kannten kaum die Namen der Ortschaften am Ufer und als ich immer wieder mit Fragen kam, erhielt ich gar keine Antwort mehr. Sie begriffen nicht, warum ich als Arzt alle Namen wissen wollte und mir aufschrieb und hielten mich für einen russischen Spion. Seit dem letzten Kriege kennen die Leute in diesen Gegenden Russen, bis dahin wußten sie nur von Inglis und Francis (Engländer und Franzosen), jetzt wird man ab und zu von Kurden russisch angesprochen. Deutschland ist fast unbekannt, nur wenn man Prussia (Preußen) erwähnt, findet sich Verständnis. Man wunderte sich, daß ich in Deutschland habe arabisch lernen können. Meine Kellekdschis hatten zwei Leidenschaften, das Tabakschnupfen und das Verzehren roher Zwiebeln. Das beste Mittel, um ihr Herz zu gewinnen, war ihnen eine möglichst dicke Zwiebel zu schenken. Diese Frucht leitete alle ihre Mahlzeiten ein, dann folgten Brot, trockene Feigen und Rosinen, Wasser und schließlich das Nargileh, alles begleitet von sehr ursprünglichen Zeichen der Befriedigung und »il hamdilullah« (Gott sei Dank). Tabak und Pfeife wurden von den Passagieren erbettelt. Die sebil, eine kleine Handpfeife von Ton, ist von Diarbekir an sehr beliebt. Man sieht sie in fast jedermanns Hand. Behandelt man diese Leute höflich, so werden sie sofort unverschämt, es ist deshalb besser das Beispiel der Türken zu befolgen, deren

Prügel sie mit hündischer Unterwürfigkeit aufnehmen. Als Lügner und Diebe — einen Lügner und Aufschneider von Profession nennt man auf türkisch scherzweise auch »Kellekdschi« — leisten sie Großartiges. Wo sie nur Holz stehlen konnten, geschah es sofort, obgleich sie vielleicht gerade vorher die Besitzer mit Freundschaftsversicherungen überschüttet hatten.

Am 12. Dezember gegen 2 Uhr nachmittags erreichten wir das Dorf Hösn Kef, hoch oben auf einem hohen Felsen, in dessen senkrechter Wand eine Stiege vom Fluß hinaufführt. Ein Minaret ragt empor. Die Wohnungen sind in die Felsen ausgehöhlt, in dem rechts gelegenen Dorfteile liegt der Bazar. Von weitem, selbst aus der Nähe, glaubt man nicht einen von Menschen bewohnten Ort vor sich zu haben, nur zwei Säulen bemerkt man und die drei Pfeiler einer Brücke, welche in einem gewaltigen Bogen den Tigris überspannt. Hösn Kef ist Sitz eines Mudirs (Unterpräfekt).

Im Bazar kaufte ich frisches Brot und frisches Hammelfleisch und bat einen Kurden, in dem Felsloch, das er seine Wohnung nannte, das Fleisch kochen zu dürfen, natürlich gegen Bezahlung. Ich blieb dabei, damit es nicht gestohlen wurde. Als ich beim Feuer saß, kamen zu meinem Erstaunen Frau und Tochter dazu und setzten sich mit untergeschlagenen Beinen neben mich. Sie sprachen arabisch und so unterhielt ich mich eine Zeitlang mit ihnen, sie benahmen sich mit Anstand, auch waren sie besser gekleidet — ohne Tätowierung — zum Unterschied von den häßlichen Weibern, die sich am Ufer blicken ließen.

Als wir in aller Frühe Hösn Kef verließen, war es nebelig. Die Temperatur betrug $+ 4^0$ R. Die Gegend war anfangs wild und schön. Bald hörten aber die Felsen auf und das Gebirge wurde an beiden Seiten niedriger, die Felsen seltener.

Gegen Mittag hatten wir links das kleine Flüßchen Radwansu. Als wir bald darauf am Ufer an einem Holzhaufen vorbeikamen, stahlen unsere Kellekdschi das Ganze. Der Tscherkeß half eifrig mit, was ihn nicht hinderte, am Abend recht andächtig sein Gebet zu verrichten.

Den nächsten Morgen passierten wir das Dörfchen Tilo und gleich daneben das kleine Flüßchen Botansu. Wir trieben noch immer zwischen Gebirge. Nachmittags passierten wir zwei warme Quellen. Die Floßführer stahlen wiederum einen am Ufer angesammelten

3*

Holzhaufen, woran sich auch der Soldat vom zweiten Floß beteiligte. Gegen Abend kamen wir an eine dritte warme Quelle; hier übernachteten wir.
Bevor es hell wurde, brachen wir auf. Bald hatten wir rechts die Ruinen von Aladinokaleh, ein Raubnest, das zu Reschad Paschas Zeiten bis Hösn Kef von den Flößen Gebühren erhob. Um 10 Uhr hielten wir bei einem Findikbagtsche (Haselnußgarten), dem Bederchan Pascha gehörig, stiegen alle aus und besichtigten den Garten. Nach einer Stunde Fahrt waren wir in der Stadt Dschezireh (die Insel), auch Dschezireh-ibn-Omar (die Insel d. Sohnes Omar) genannt, ein altes verfallenes Nest, welches vom Tigris und einem andern Arm desselben umschlossen ist. Am Ufer liegen die Trümmer einer großen Burg, eine Brücke führt von hier auf das jenseitige Ufer. Wohin man blickt, sieht man Ruinen oder verfallene Häuser. Mit Not konnten wir Brot und einige Lebensmittel auftreiben. Die Einwohner machten einen schlechten Eindruck. Sie sahen alle kränklich aus und schlenderten apathisch in den Straßen dahin; niemand, der mir begegnete, zeigte eine gesunde Farbe.
Den folgenden Tag, 16. Dezember, fuhren wir weiter. Der Brückenverwalter wollte die Brücke nicht öffnen, er meinte es sei rüskjar (Wind), obwohl vollkommene Windstille herrschte, mit einem kleinen Bakschisch wollte er sich nicht begnügen. Ich war infolgedessen genötigt, meine Tenta durch Träger um die Brücke herum transportieren zu lassen, unser Floß konnte unter der Brücke passieren. Bei dieser Gelegenheit stahlen mir die Lastträger (Kurden) eines meiner Notizbücher, welches ich unter mein Kopfkissen gesteckt hatte, es war zum Glück eben erst in Gebrauch genommen. Der alte Kellekdschi Hassan war in Dschezireh zurückgeblieben, ein anderer war an seine Stelle getreten, ebenso hatten die Floßführer vom zweiten Kellek gewechselt, weil diese die Gegend und Stromschnellen kannten. Bei Sonnenuntergang wurde das Floß am Ufer festgemacht, hier trafen wir fünf andere Flöße, die vor uns Dschezireh verlassen hatten und wie wir nach Mosul wollten. Diese Kelleks waren doppelt so groß wie das unsere, sie waren mit Nüssen, Holzkohlen und anderen Waren beladen. Es befand sich kein Europäer darauf, nur Kurden, Araber und Juden. Ich fragte den Tscherkeß Mehmed, warum er seine Heimat verlassen,

er antwortete in seinem schlechten Türkisch: »Schade um Daghestan, es gibt dort Russen, in Bagdad nicht, dort ist der Padischah.«

Der nächste Tag sah uns wie eine kleine Flotille den Tigris heruntertreiben. An beiden Seiten des Ufers gab es massenhaft Störche. Nach einer vierstündigen Fahrt kamen wir an das hübsche Dorf Beschkhabur mit einer schönen Kirche und von armenischen Christen bewohnt. Es liegt auf einem kleinen Hügel, etwas vom Ufer entfernt. Beim Weiterfahren begegneten wir am Ufer einzelnen Gruppen nomadisierender Kurden. Die Männer wuschen sich im Freien, dabei waren es nur + 6° R. Gleich darauf kam vom jenseitigen Ufer ein Mann geschwommen, hinter sich ein Kalb herziehend. Zum Übersetzen über den Strom sah ich die Leute mit einem Rohr zwei Hammelfelle aufblasen, ihre Hemden auf dem Kopfe zusammenwickeln, die Frauen setzten auch die Kinder darauf, dann legten sie sich platt über die Schläuche und ruderten mit den Füßen vorwärts.

Am darauffolgenden Tag spürten wir schon, daß wir in wärmere Gegenden kamen. Am vierten Tag von Dschezireh aus hatten wir um die Mittagszeit + 12° R. Unsere Kellekdschis stahlen wieder einen Holzhaufen, das war selbst dem Tscherkessen Mehmed zu viel, da sie noch Holz genug auf dem Floße hatten. Oben auf der Spitze eines Hügels, rechts, sah man Kubet Billel Habesch, ein Gebetszeichen.

In der Nähe des Dorfes Rabenit wurde unser Nachtlager aufgeschlagen. Bei der Weiterfahrt kamen wir an manches verlassene Dorf. Es kommt häufig vor, daß Dörfer verlassen und an einer anderen Stelle wieder aufgebaut werden. Viele Baulichkeiten sind auch nicht bewohnt; man glaubt öfters an einen großen Ort zu kommen und findet dann, daß kaum der vierte Teil bewohnt ist. Eine Stunde vor Mittag passierten wir Saida, angeblich das alte Mosul, dann eine Kasernenruine. Unser Nachtlager bezogen wir beim Ziaret, die Pilgerstelle des Heiligen Scheich Mahmud, eine Viertelstunde vom Dorfe gleichen Namens, das auf einem Hügel steht. Von hier soll es fünf Stunden zu Fuß bis Mosul sein. Im Dorfe, wohin ich um Brot und Eier schickte, wollten die Leute nichts geben, es sei aib (Schande) so etwas zu verkaufen, sagten sie, umsonst wollten sie's auch nicht geben. Überhaupt konnte man auf dem ganzen Wege in der Regel nichts bekommen, meistens

erhielt man auf seine Frage: »Ekmek varmy?« (Gibt es Brot?) die Antwort: »Wallah, jok dur« (Bei Gott, nein). – »Jumurta varmy?« (Gibt es Eier?) – »Oda jok dur« (Auch dieses nicht). – »Tauk varmy?« (Gibt es Huhn?) – »Wabillahi jok dur. Pascha geldi hepsi aldi.« (Beim Allerhöchsten nicht. Der Pascha ist gekommen, er hat alles genommen.) –
Die ganze Nacht stürmte und regnete es, ebenso auch am folgenden Tage. Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in Mosul an und stiegen in Balius Han ab. Die Räume sind recht klein und dunkel, doch soll es der beste Han in der Stadt sein.

Mosul liegt am rechten Tigrisufer und ist mit dem anderen Ufer durch eine lange Brücke verbunden. Durch ihre Lage ist die Stadt einer der wichtigsten Punkte Mesopotamiens. Von Norden, Osten, Westen und Süden bringen die Karawanen die Produkte des Landes hierher, welche dann mittels Kellek nach Bagdad und von hier nach Europa transportiert werden. Könnte die Regierung sich entschließen, einige Flußregulierungen vorzunehmen, so ließe sich eine rentable Dampferlinie bis Bagdad und Bassora etablieren. Die Stadt ist Sitz eines Wali (Generalgouverneurs), hat 40000 Einwohner, hauptsächlich Araber, darunter sind Türken, Kurden und Perser, Christen gibt es 10000 (Nestorianer, Jakobiten und Syrier), Juden rechnet man 2000 Seelen. Europäer gibt es nur wenige. Die Katholiken haben eine von Dominikanerpatres geleitete Mission und einen Bischof, eine schöne aus Mosuler Gipsstein erbaute Kirche, außerdem ein Kloster der barmherzigen Schwestern. Die protestantische Gemeinde besitzt ebenfalls eine Mission (amerikanisch). Es gibt jetzt ein deutsches und ein französisches Vize-Konsulat. Die allgemeine Sprache ist die arabische.
Um die Stadt herum liegen Überreste von Mauern, die der Gouverneur Ahmed Pascha einst gegen die Araber hat bauen lassen. Die Häuser haben flache Dächer mit hohen Terrassen und sind gleichmäßig aus Erdziegeln gebaut, da es weder in der Stadt noch Umgegend Holz gibt. Fast jede Wohnung hat ein unterirdisches Gemach (serdab), hier zieht sich alles während der Hitze zurück, Nachts sucht man die Terrassen auf. Die Straßen sind klein und eng, aber ziemlich reinlich, an vielen Stellen von Häusern überwölbt, daher oft dunkel, so daß man sich schwer zurechtfindet.
Das Klima ist nicht schlecht; die perniziösen Wechselfieber, be-

sonders zur Regenzeit, dann die typhösen Erkrankungen fordern jedoch viele Opfer. Außerdem sind Blasensteinleiden und Augenkrankheiten häufig. Eine Hauptplage in Mosul sind, wie in Aleppo, die Mosulknoten, denen hier niemand entgeht, dann die Wüstenskorpione. Im Frühjahr verlassen aber viele die Stadt, um draußen mit ihren Tieren in den Zelten zu kampieren.

Die Industrie ist heutigen Tages gleich Null. Der Export beschränkt sich auf Schafwolle, Ziegenhaare und Galläpfel. Die Karawanen bringen ihre Waren aus der ganzen Umgegend hier zusammen und gehen dann auf großen Flößen nach Bagdad.

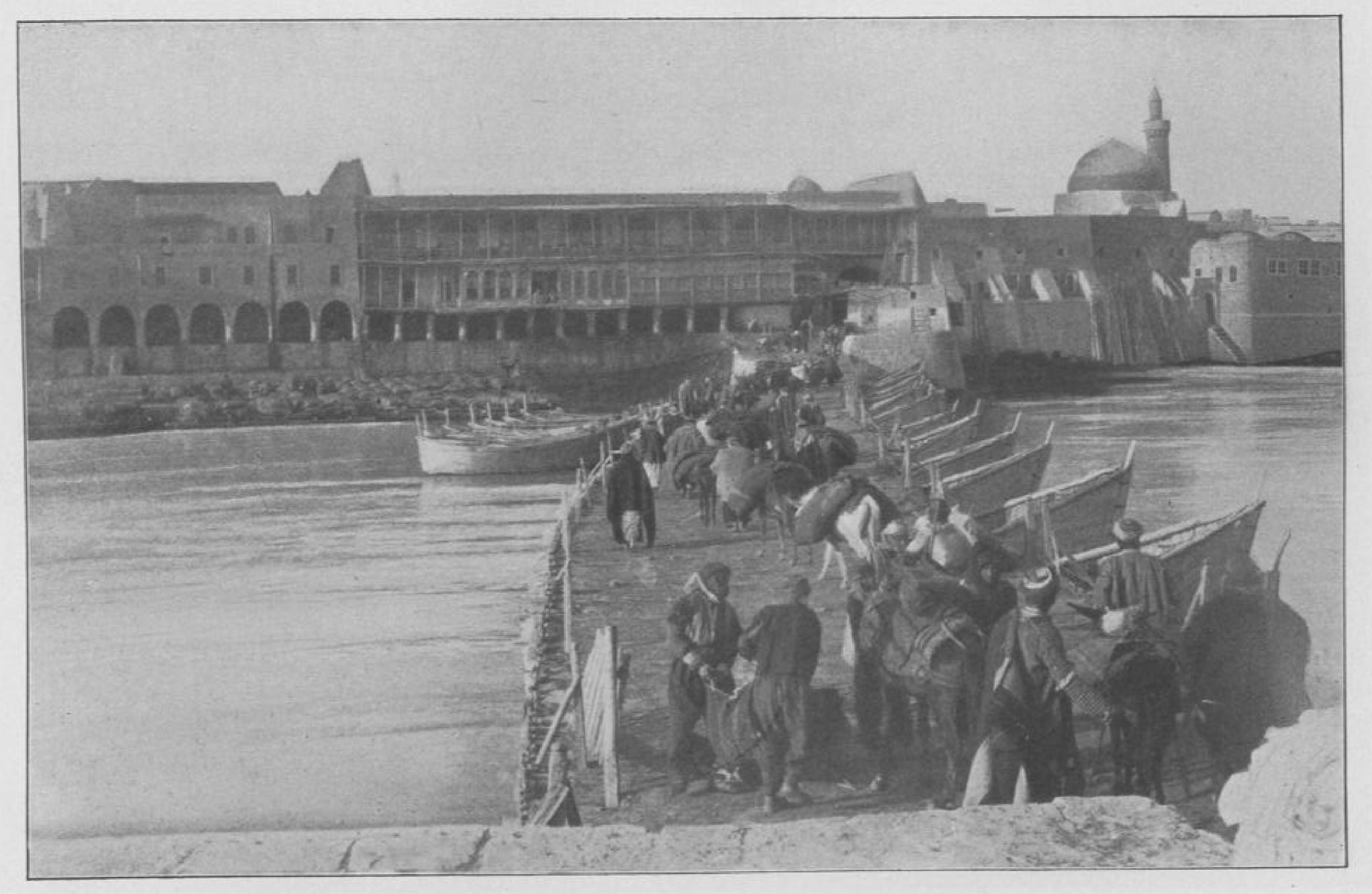
Den ersten Abend verbrachte ich im Hause des Naum Saatdschi, einem Protestanten der amerikanischen Mission in Mardin. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an ihn vom Missionar Boyadschian, meinem früheren Reisegefährten von Konstantinopel nach Diarbekir. Er ist Uhrmacher, daher der Zusatz zu seinem Namen Saatdschi, auf türkisch Uhrmacher. Zu gleicher Zeit beschäftigt er sich mit Photographie und Mechanik, außerdem ist er Kaufmann, Doktor und Drogist, spricht arabisch, französisch und englisch, für mich eine Perle in dieser Umgebung. Der Landessitte gemäß nahm ich am Morgen ein warmes türkisches Bad. Die Bäder in Mosul sind sehr primitiv, schlechter als in Diarbekir. Man spürte die Hitze, am 22. Dezember hatten wir + 10° R. Nachmittags ritt ich über die Schiffsbrücke zum Junis Pegamber, Grab des Propheten Jonas, das eine Viertelstunde von der Stadt liegt und als Wallfahrtsort (Ziaret) gilt mit einer kleinen Moschee, unter derselben die Reste einer christlichen Kirche. Das Heiligtum ist mit zahllosen Fetzen von Kleidern behangen, denn die Kranken glauben zu genesen, wenn sie ein Stück ihres Anzuges dem Heiligen weihen. Von hier ritt ich weiter zu den Ruinen von Ninive auf dem Kuyundschik, einem kleinen Hügel, vor demselben eine kleine Brücke über den Chossertschai. Ein österreichischer Kollege, Dr. Browsky, der hier seit ein paar Jahren praktiziert, besuchte mich in meinem Karawanserai. Er macht hauptsächlich Steinoperationen. Kein Wunder, daß es in Mosul viele Steinkranke gibt, die Einwohner trinken das Wasser vom Tigris unfiltriert, es ist voll Sand. Steinoperationen werden ohne jede Antisepsis gemacht, in den Dörfern machen es die Kurden selbst mit einem scharfen Feuerstein, sie binden dann bloß dem Patienten bis zur Wundheilung die beiden Beine zusammen.

Wir besahen uns dann die Stadt, ich machte zugleich einige Einkäufe an Lebensmitteln für die Weiterreise nach Bagdad in den Bazaren, die alle schlecht unterhalten sind. Am Ende derselben, nach dem Tigris zu, liegen die Kaffeehäuser, wo die Mosuler bei Kaffee und Nargileh ihren Kef (das dolce far niente) genießen.

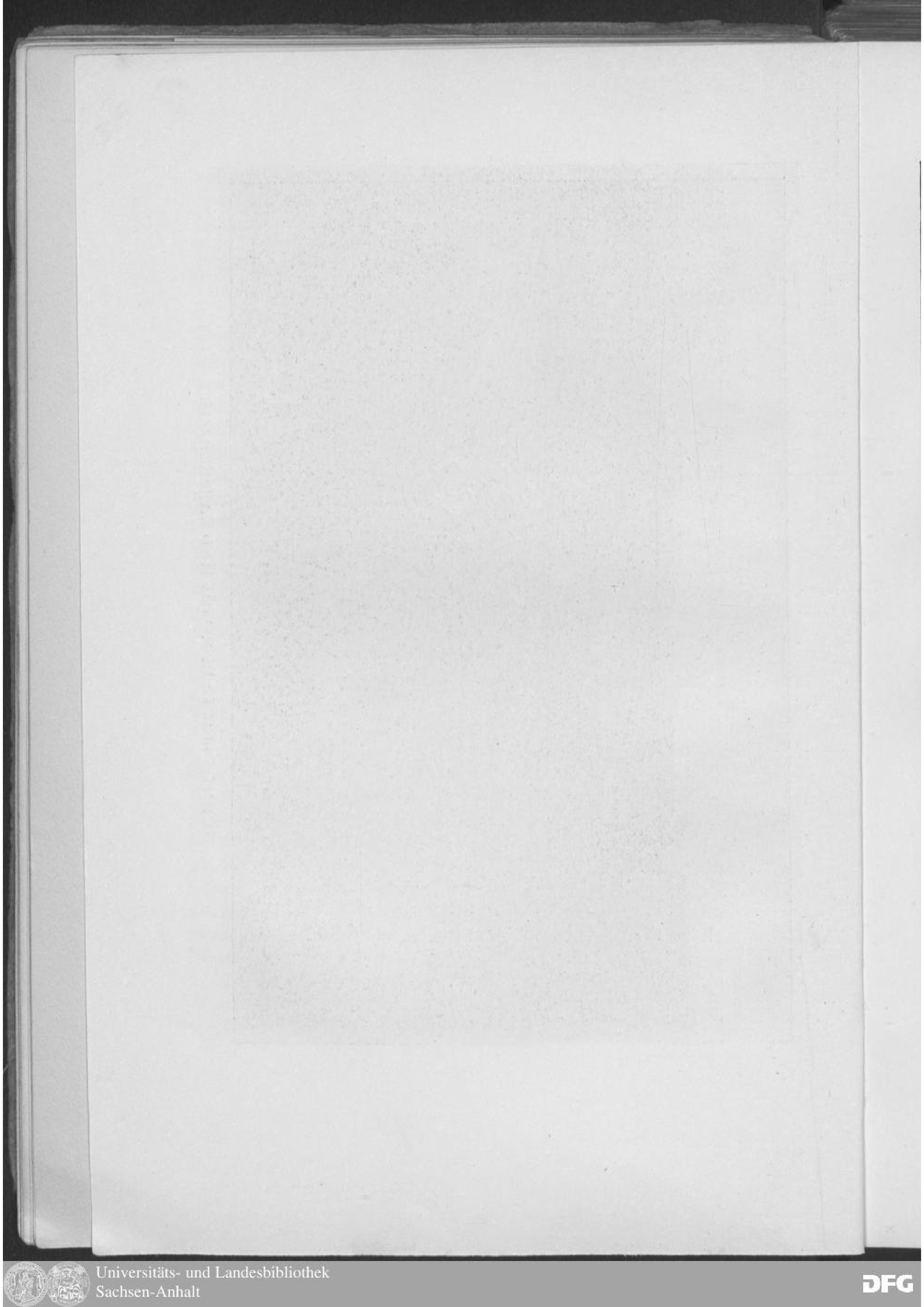
Nach einem viertägigen Aufenthalt war das Floß fertig. Für 120 Piaster (20 Mark) bekam ich für mich und meine Tenta Platz mitten auf dem Kellek als Hauptpassagier, die andern Mitreisenden zahlten 15 Piaster (3 Mark) per Person, sie bekamen ihre Plätze angewiesen. Auf dem Floße angekommen, fand ich einen Sack voll schöner trockener Mosuler Brotfladen aus dem Hause des Naum Saatdschi. Derartiges Brot ist im Bazar nicht zu haben. Während der Reise kam mir das sehr zu statten. Auf das Brotbacken wird in diesen Gegenden viel Sorgfalt verwandt. Die Körner werden von den Frauen am Flusse gewaschen, von Steinchen gereinigt, auf Matten in der Sonne getrocknet und in Säcken nach Hause gebracht, um gemahlen zu werden. Jede Familie backt dann ihren Bedarf für den ganzen Winter. Diese Fladen schmecken ausgezeichnet, sie werden nach Geschmack vor dem Essen aufgeweicht oder hart gegessen.

Morgens um 10 Uhr – den 24. Dezember – fuhren wir ab. Unser neues Floß war dreimal so groß wie das aus Diarbekir. Mit uns reiste ein junger Mann aus Erbil, mit Namen Ismail, der nach Kerbela bei Bagdad zu einem Verwandten als Schreiber mit 200 Piastern monatlich ging. Er machte einen intelligenten Eindruck, so daß ich ihn gleich als Diener für die Reise engagierte. Er war auch sonst sehr geschickt; so briet er mir abends auf selbst geschnitzten Holzspießen aus Mosul mitgebrachtes Hammelfleisch auf dem Mangal (Feuerbecken). In der Nähe eines kleinen Dorfes wurde bei Sonnenuntergang Lager gemacht und ein zweites Floß, das mit uns die Reise machte, erwartet. Nach dem Abendessen frug mich Ismail, nachdem er den Kaffee gebracht: »Sisin memleketinis nerdedir, Effendim?« (Wo ist Ihre Heimat, mein Effendi?). – »Allemania, Deutschland«, erwiderte ich. – »Moskow iachod Islam? (Russen oder Muselmänner)« frug er weiter. – »Bis Moskow deil is, Islam kibi«. (Wir sind keine Russen, ähnlich dem Islam«) – »Pek ei (sehr gut)« meinte er. Sein Gewissen war nun befriedigt.

Den nächsten Tag blieb unser Floß an der nämlichen Stelle an-



SCHIFFSBRÜCKE IN MOSUL UND KAFFEEHAUS.





EIN PLATZ IN MOSUL.



gebunden. Ich benutzte die Gelegenheit, mein aus Mosul mitgebrachtes Hammelfleisch zu kochen. Ein Beduine, der mit seinem Sohn und seiner Tochter des Weges kam, lieh mir zu diesem Zwecke seinen Topf, wofür ich ihm 2 Piaster (40 Pfennige) gab, dafür suchten sie mir kleine Holzstücke zusammen. Sie waren sehr froh, als ich ihnen den Rest meiner Suppe überließ und Brot dazu gab.
Wir warteten den ganzen zweiten Tag auf das Floß aus Mosul. Unsere Floßführer, Araber aus Mosul, fürchteten sich allein weiter zu fahren, sie sagten, wenn die Araber einen Kellek allein sähen, plünderten sie alles nackt aus: »hukum mafisch fi-kul ed darb« (es gibt keine Regierung den ganzen Weg entlang). Sie sagten weiter, die Beduinen grüßten nicht einmal den Generalgouverneur von Bagdad, so wenig Furcht hätten sie vor der Regierung. In dieser Einöde und in solcher Umgebung mußte ich das Weihnachtsfest feiern, ganz allein bei einem Becher Tee. Gegen 5 Uhr abends kam endlich das zweite Floß an. In aller Frühe wurde aufgebrochen. Es war nebelig. Als ich dem Ismail von meinem Kaffee anbot, nahm er es nicht an, auch die Floßführer nicht, ich hörte sie flüstern: »Hada hekim, bihut fihu daua« (Dieser ist Arzt, er tut Medizin hinein). Sie hatten nämlich gesehen, wie ich kondensierte Milch in den Kaffee tat. Unsere Art, weißen Kaffee zu trinken, ist den Leuten zuwider. Sie trinken den Kaffee bitter und aus ganz kleinen Täßchen. Als sie mich aus meiner großen Tasse Kaffee trinken sahen, meinten sie: »Fi beladhu bieskaru fil kahwe« (In seiner Heimat betrinkt man sich in Kaffee). Die Nacht wurde ich von einer Maus schrecklich geplagt, alle fünf Minuten hörte ich sie unter meinem Feldbett nagen, die Kellekdschis meinten, es sei eine Wüstenmaus.
Auf unser Floß kamen zwei Kurden und ein Junge, dann ein Moslim mit einer Frau und einem kleinen Diener. Auf dem zweiten Kellek befand sich der Tscherkeß Mehmed, der nämliche, der mit mir von Diarbekir gekommen, außerdem noch vier andere Tscherkessen und acht Passagiere. Unser Floß hatte behauene Steine für Bagdad als Ladung, das zweite Floß Nüsse und Wolle. Beim Dunkelwerden wurde oberhalb der Kubet Sultan Abdallah auf einem kleinen Hügel (wo ein Jmam wohnt) Halt gemacht, eine Viertelstunde davon sah man ein Zeltdorf. Als ich gegen Sonnen-

untergang mit einem Mitreisenden ans Land ging, um mir etwas Bewegung zu machen, kam ein Beduine auf uns zu. Mein Gefährte sah auf seine Füße, die schwarz vor Schmutz waren. »Betest Du denn nie?« fragte er ihn. – »Wie machst Du das?« fragte der Beduine. – »Ich bete so«: – Nachdem er Hände und Füße gewaschen, zog er seinen Rock aus, breitete ihn vor sich hin in der Länge, wandte sein Gesicht nach Mekka, verschloß einen Moment seine Ohren mit den Händen und sprach mit den Lippen, aber lautlos seinen Vers aus dem Koran; darauf verbeugte er sich, fiel auf beide Knie und berührte nochmals die Erde mit der Stirn. Hierauf erhob er sich, hielt beide Hände vor sich offen, mit der Innenfläche nach oben, wie wenn er ein Buch trüge, warf sich abermals nieder, erhob sich und fuhr mit der flachen Hand, endlich mit beiden Händen über das Gesicht. Er machte sodann eine kleine Verbeugung zu beiden Seiten nach rechts und links, gegen die zwei Engel, die neben jedem betenden Muselmann stehen und war fertig. »Hitsche?« (So?) sagte der Beduine und ging fort. »Diese Leute«, sagte mein Gefährte, »sind nur dem Namen nach Moslims, von Religion haben sie keine Ahnung, sie kennen nur den Namen des Koran und des Propheten Mohammed«.
Bevor wis unsern gestrigen Standort verließen, hatte ich Gelegenheit, die Lumperei unserer Floßführer und des Dieners Ismail kennen zu lernen. Sie wußten nicht, daß ich etwas arabisch verstand, und ich ließ sie in dem Gedanken, um sie besser überwachen zu können. Es kam ein Beduine, um Milch zu verkaufen und sagte ehrlicherweise, sie sei nicht ganz frisch. »Macht nichts,« sagten die Floßführer, »er wird es nicht gleich merken,« und als ich nun mit ihrer Vermittlung zu handeln begann, wollten sie mich ordentlich übers Ohr hauen.
Wegen zu starken Windes, der uns entgegenwehte, machten wir in der Nähe eines Zeltdorfes, das von den Uled Dschibur (Kinder der Dschibur) bewohnt ist, Halt. Die Dschibur kamen zu zehn, gut bewaffnet, zu mir auf das Floß. Ihr Anzug bestand aus einem groben baumwollenen Hemde, einem weißen baumwollenen Mantel und einem Tuch über dem Kopf mit einem Akal (Strick) befestigt. Nach dem üblichen Salem aleikum fragten sie mich, woher ich käme, wohin ich ginge, was der Sultan mache, sie hätten gehört, er hätte sechshundert Weiber u. dgl. mehr. Dann gingen sie fort. Da

der Wind nachgelassen, trieben wir eine Stunde weiter und banden unser Kellek neben dem andern an.
Bald nach Mitternacht erscholl auf einmal der Ruf »Sillah, Sillah!« (Waffen! Waffen!) Ich sprang schnell aus dem Bett, den Revolver in der Hand, blieb aber vorsichtshalber vor meinem Zelte stehen, um su sehen, um was es sich handele. Ich sah unsere Floßführer nach Waffen suchen und neben ihnen, wo die drei Kurden von unserem Floße am Feuer geschlafen hatten, eine Rauferei. Bevor ich hineilen konnte, waren die Räuber – es waren welche von dem Stamme Uled Dschibur – im Düstern verschwunden. Den drei Kurden hatte man ihre Brotsäcke und dem einen seine Kopfbedeckung genommen, ihnen verschiedene Hiebe beigebracht und dem einen den Arm gebrochen. Ismail, der neben meiner Tenta schlief, und den ich gleich weckte, konnte aus Angst nicht aufstehen, der iblis (Teufel) sei über ihn gekommen, sagte er. Die Tscherkessen auf dem anderen Floße ließen nichts von sich hören, ich hörte später, sie hätten am ganzen Körper gezittert, als die ersten Schüsse fielen. Erst als die Räuber auf und davon waren, schickten sie ihnen ein paar Schüsse nach, die Dschibur aber riefen: »Ma ne hafsch« (wir fürchten uns nicht). Sofort wurden die Kelleks frei gemacht und in der Nacht weitergefahren. Aus Vorsicht wurde nun bei Tage nirgends mehr angelegt, erst nachdem wir ein paar Stunden im Dunkeln getrieben, wurde gehalten und zwar mitten auf dem Wasser. Die Gegend fängt von hierab an, recht öde zu werden, kein Baum oder Strauch ist zu sehen, nur ab und zu auf einem Hügel ein harami (Dieb), der auf Beute lauert, um mit seinen Helfershelfern, die in seiner nächsten Nähe ebenfalls auf der Lauer liegen, einen alleinfahrenden Kellek zu überfallen. Gegen 10 Uhr passierten wir rechts das verlassene Fort Kalaat Scherkat, genannt Kalaat Ferchan Pascha, am Nachmittag um 4 Uhr den Sab es Sighir, ein kleines Flüßchen. Eine halbe Stunde davon schlugen wir unser Nachtlager auf. Die Temperatur betrug + 13° R.
Am folgenden Tag kam ziemlich hohes Gebirge, dann die Ruine der Festung Kalaat Makhul, genannt Kalaat Djebar, (nur ein paar winzige Mauerreste stehen noch), ein paar Stunden weiter, links, Djebel Hamrin (Salzlager).
Seitdem wir Mosul verlassen, wurden wir stets nachts von Hunde- und Schakalgeheul geplagt. Da noch immer ein Überfall befürchtet

wurde, wachten die Floßführer und die Passagiere die Nacht hindurch bei einem kleinen Feuer.
Noch vor Sonnenuntergang wurde aufgebrochen. In drei Stunden erreichten wir Tikrit. Es ist Sitte, hier den Floßführern ein Trinkgeld zu geben. Tikrit ist ein elendes Nest, der ganze Bazar bestand aus zwei Buden, die nur ein paar Brote, etwas Datteln, getrocknete Feigen, Rosinen und ein paar Granatäpfel hatten, Fleisch und Eier gab es nicht. Die Tikriter sind durchweg Kellekdschis, sie führen die Flöße zwischen Mosul — Tikrit und Bagdad. Die Tikriterinnen, Mädchen wie Frauen, tragen alle Ringe durch die Nase, je nach Vermögen, die heiratsfähigen Mädchen durch den rechten Flügel, die verheirateten quer durch, entweder aus Gold oder Silber.
Von Tikrit ab schwören die Einwohner beim Scheich Abd el Kader, dann in zweiter Linie beim Propheten Mohammed. Hinter jeder Anrede zu einander fügen sie »ya achui« (o, mein Bruder) oder »ya uchti« (o, meine Schwester) hinzu. Das hält sie aber nicht ab, wenn möglich, sich gegenseitig zu bestehlen.
In Tikrit mußten wir unsere Kellekdschis wechseln und verloren den ganzen Morgen, da die Floßführer vom zweiten Floß nicht sobald Ersatzleute fanden und viel Zeit zum Handeln gebrauchten. Diese Leute streiten sich stundenlang um 10 Para (5 Pfennige). Kaum waren sie einig, da fing einer der Floßführer mit einem Juden, der nach Bagdad fahren wollte, Streit an, weil es ihm zu lange gedauert hatte. Ein Wort gab das andere, bis schließlich der Floßführer den Juden fragte, ob er sein Agha (Herr) sei, worauf der Jude antwortete, er sei nicht allein sein Agha, sondern der Agha aller Moslims. Dies wurde von allen Umstehenden als ein Schimpf aufgefaßt, man fiel über den Juden her, selbst die Weiber mit ihren Wasserkrügen, und dann schleppte man ihn zum Mudir (Unterpräfekten). Über alledem war es Abend geworden.
Der Tscherkeß Mehmed, dem ich ab und zu von meinem Mundvorrat etwas abgab, erzählte mir nach dem Abendessen, er sei aus Sibirien entwichen, wo er drei Jahre gesessen, von dort sei er nach Indien geflohen und von da zu Fuß nach Kars, dann nach Siwas, um jetzt nach Bagdad zu kommen. Um sich vor der Deportation zu schützen, gehen viele Tscherkessen, sagte er mir,

nach Bagdad und besorgen sich dort türkische Pässe, mit denen sie dann heimkehren.
Wir brachen in aller Frühe auf und passierten um 10 Uhr links Kubet Imam ed Dur mit einem kleinen halbbewohnten Dorfe. Hier soll in alten Zeiten Bagdad angefangen haben. Gegen Mittag sah man schon auf vier Stunden Entfernung die goldene Kuppel der Moschee von Samara. An beiden Seiten des Tigris waren Hebeapparate zum Hinaufziehen des Wassers angebracht. Das Wasser wird in sehr großen ledernen Schläuchen mittelst eines hohen Gerüstes nebst Seilen emporgehoben, an welchen ein Pferd zieht. Die lange Spitze des Schlauches wird dann über gemauerte Behälter gebracht und geöffnet, um das Wasser über die Gärten und Felder zu verteilen. Zur Zeit wurde das Land gepflügt.

Um 3 Uhr erreichten wir Samara. Die Stadt ist Sitz eines Kaimakams. Rund um den Ort herum laufen Mauern mit drei Toren. Die Moschee mit der goldenen Kuppel heißt Mewlieh.
Unser erster Floßführer Hussein jagte einem Vogel einen frischen Flußfisch ab, den ich ihm dann abkaufte und mir mit Ismails Hilfe für den Sylvesterabend briet.
Der Mann mit seiner Frau aus Bagdad erregten großen Streit. Die Frau wurde vor den Augen ihres Mannes von dem Kellekdschi Hussein durchgeprügelt, als wir alle in nächster Nähe des Floßes am Lande waren.
Den ersten Januar 1882 feierte ich auf dem Wasser. Um Mittag mußten wir wegen zu starken Windes anderthalb Stunden halten. Das erste Segelboot (Sefineh) kam in Sicht. Nach drei Stunden Weiterfahrt passierten wir den Adhemsu, ein Nebenflüsschen, das zur Zeit wenig Wasser enthielt. Ein Passagier aus Bagdad setzte sich, trotz meines Verbots, zu meinem Feuerbecken, war überhaupt zudringlich, so daß ich ihn durch Ismail aus der Nähe meiner Tenta weisen ließ, da er aber nicht hören wollte, schritt ich selbst ein und jagte ihn weg, worauf er mir Giaur (Christenhund) zurief. Er bekam dafür sogleich einen Hieb mit einem fingerdicken Eichenstock, so daß er ins Wasser fiel. Die Floßführer zogen ihn gleich heraus; das hatte aber gewirkt, er kam nicht wieder in meine Nähe. Wir fuhren die Nacht durch, es war düster. Die Kellekdschis hatten wegen der Frau des oben genannten Passagiers Streit mit deren Manne.

Den folgenden Tag saßen wir einmal fest. Bei Sonnenaufgang kamen wir an El-Huesch, einem kleinen Dorfe mit Dattelpalmen, Granat- und Orangebäumen, vorbei. Um Mitternacht hielten wir in der Nähe einer Mühle vor Bagdad. Den Rest der Nacht saß ich vor der Tenta und ließ mir von Ismail ab und zu einen Kaffee bereiten. An Schlaf war nicht zu denken, zunächst aus Freude, das Floß verlassen zu können und zweitens wegen des unaufhörlichen Hunde- und Schakalgeheuls. Eigentlich klingt es nicht wie Heulen, sondern mehr wie das Wimmern kleiner Kinder und die Araber legen den Tönen Worte unter. Ismail erzählte mir, die Seelen längst verstorbener Scheichs seien in die Tiere gefahren. »Früher war das ganze Land, das Du gesehen«, sagte er zu mir, — im Orient redet man sich im Volke meistens per Du an — »in schönster Blüte. Da kamen die Türken und sagten den Scheichs: Warum wollt Ihr immer so klein bleiben? Kommt mit uns in die schattigen Gärten, freut Euch des Lebens und werdet große Herren wie wir. Die Scheichs ließen sich betören und kamen heraus, wo sie ausgeplündert, erschlagen und ihre Leichen vor das Tor geworfen wurden. Allah verwandelte ihre Seelen in die Wawis (Schakale). Jetzt laufen sie allabendlich vor die Mauern und rufen: Ma schibu' tu? ma schibu' tu? (Seid Ihr noch nicht satt? Seid Ihr noch nicht satt?) Und die Türken, ihre Mörder, deren Seelen in den Hunden der Straßen hausen, antworten: Jok, jok! (Nein! Nein!)«. — Die Beduinen der Wüste, überhaupt die Araber, hassen die Türken, aber die großen Städte, besonders Bagdad, scheinen ihnen der Sitz aller Glückseligkeit zu sein und der Generalgouverneur, der dort wohnt, ist nach ihrer Ansicht der glücklichste Mensch. Als wir einen Beduinen, der aus der Stadt zurückkam, fragten: »Hast Du den Pascha gesehen und wie geht es ihm?« antwortete er: »Il Pascha biakul dibs fil Kaschuk we biesbah fi« (Der Pascha ißt Dattelsyrup mit dem Löffel und schwimmt darin). — Süßigkeiten sind das Ideal des Nomaden.

Endlich wurde es hell, ich war herzlich froh, das Floß verlassen zu können, ich hatte im ganzen von Diarbekir bis Bagdad einen Monat darauf zugebracht. Und was für ein Leben hatte ich während dieser Zeit geführt! Nur von trockenen Lebensmitteln, selten etwas Konserven, hatte ich mich ernährt, dazu die stete Gefahr überfallen zu werden. Das war nun endlich überstanden.

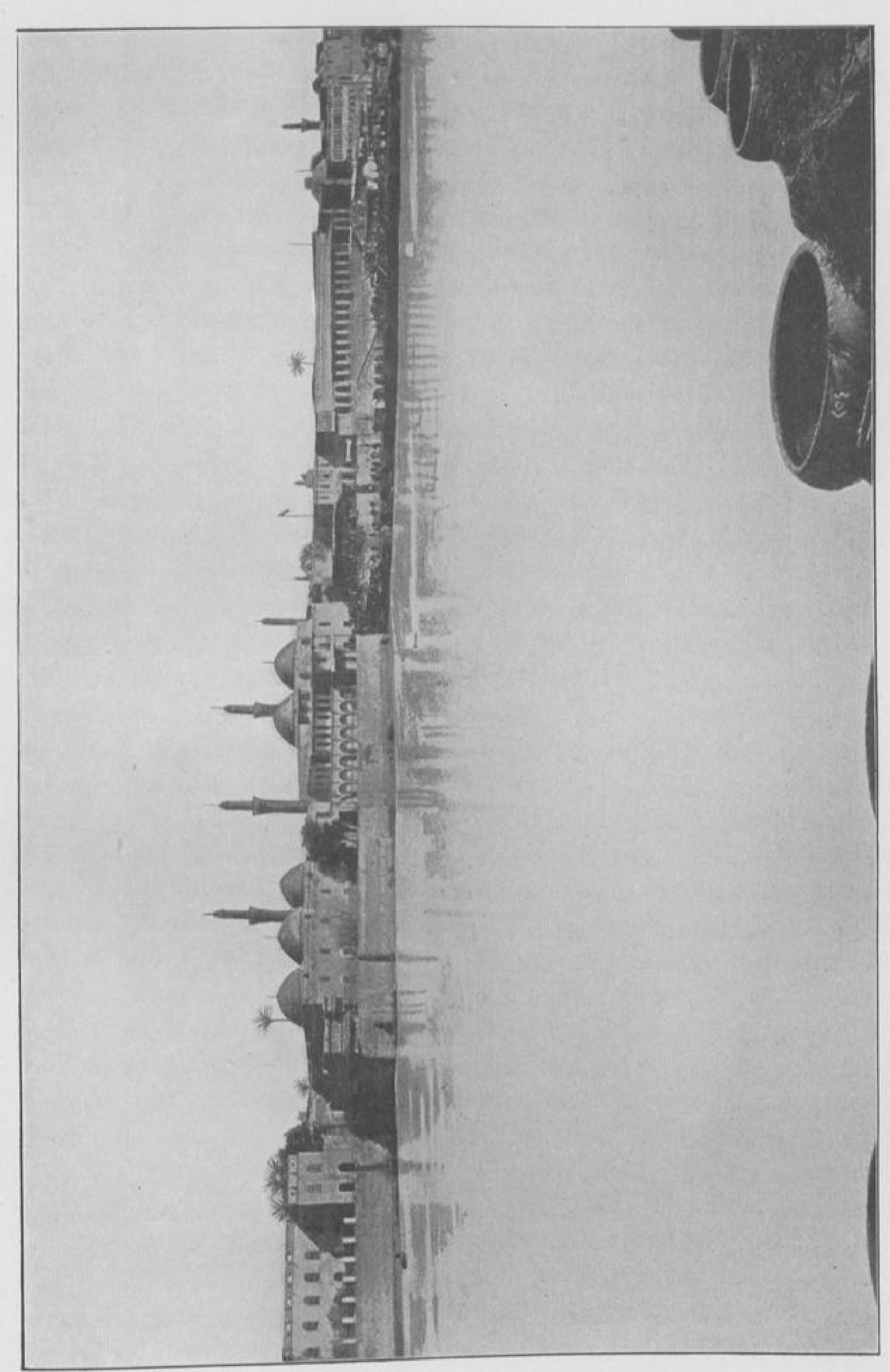
Ich hatte daher eine unbeschreibliche Freude, als ich den englischen Dampfer vor Anker liegen sah. So gab es doch eine Möglichkeit, aus diesen Wüsten wieder fortzukommen. Zunächst brach ich mein Zelt ab, packte meine Sachen zusammen, verabschiedete den Ismail, nahm eine kufe (eine Art Korbfähre), fuhr unter der Brücke durch und ließ mich mit meinen Sachen ins Hotel Dimitri führen, wo ich für sieben Francs täglich Pension bekam. Dieses Hotel existiert heute nicht mehr. Es gibt jetzt an dem Ufer des Tigris ein Hotel de l'Europe, das einigermaßen europäisch eingerichtet ist. Nach dem Mittagsessen ging ich in das Quarantänebureau und übergab dem dortigen Sanitätsinspektor, Dr. Zitterer, mein Ernennungsschreiben als Sanitätsarzt in Khanekin an der türkisch-persischen Grenze. Gegen Abend suchte ich ein türkisches Bad auf.
Den folgenden Tag machte ich mit unserm Sanitätsinspektor Besuche bei den Konsuln, dem Generalgouverneur, dann bei den Schweizer Kaufleuten Wartmann und Hürner, den Patres und Schwestern. Der Besuch beim Generalgouverneur oder Wali war für mich das Schwierigste, da ich mit dem türkischen Zermoniell noch nicht vertraut war. Als wir in das Empfangszimmer eingetreten waren, gingen wir auf den Wali zu, der in seinem Fauteuil saß, blieben zehn Schritte vor ihm stehen und machten ein tiefes temena (Verbeugung), wobei wir die Hand von unten nach dem Kopfe führten. Der Generalgouverneur grüßte ohne aufzustehen leicht mit der rechten Hand und lud uns ein, in seiner nächsten Nähe auf dem Divan Platz zu nehmen. Wir bekamen Kaffee und Zigaretten, während dessen ich nach meiner Reise gefragt wurde. Der Besuch dauerte zehn Minuten. Mit einer nochmaligen Kopfverbeugung und Gruß mit der Hand verabschiedeten wir uns.
Im gewöhnlichen Leben bleibt der Höherstehende sitzen, wenn ein Untergebener oder im Range niederer Beamte eintritt, ein solcher muß stehend warten, bis ihm ein Platz angewiesen oder »bujurun« (gefällig) gesagt wird. Personen niedersten Ranges oder Dienern wird der Gruß überhaupt nicht erwidert, wenn sie eintreten, auch werden sie nicht zum Sitzen aufgefordert, sie bleiben stehen. Auf der Straße müssen sie den Gruß des Höherstehenden abwarten. Kommt man zu Gleichstehenden oder Untergebenen, so müssen sich diese von ihren Sitzen erheben, ein Unterlassen

dieser Etikette gilt als große Beleidigung. Die Muselmänner vermeiden soviel als möglich das ihnen lästige und demütigende Aufstehen vor einem Andersgläubigen. Selbstverständlich behält man überall seinen Fez auf, selbst vor dem Sultan, dagegen wird von Europäern verlangt, daß sie ihren Hut abnehmen.

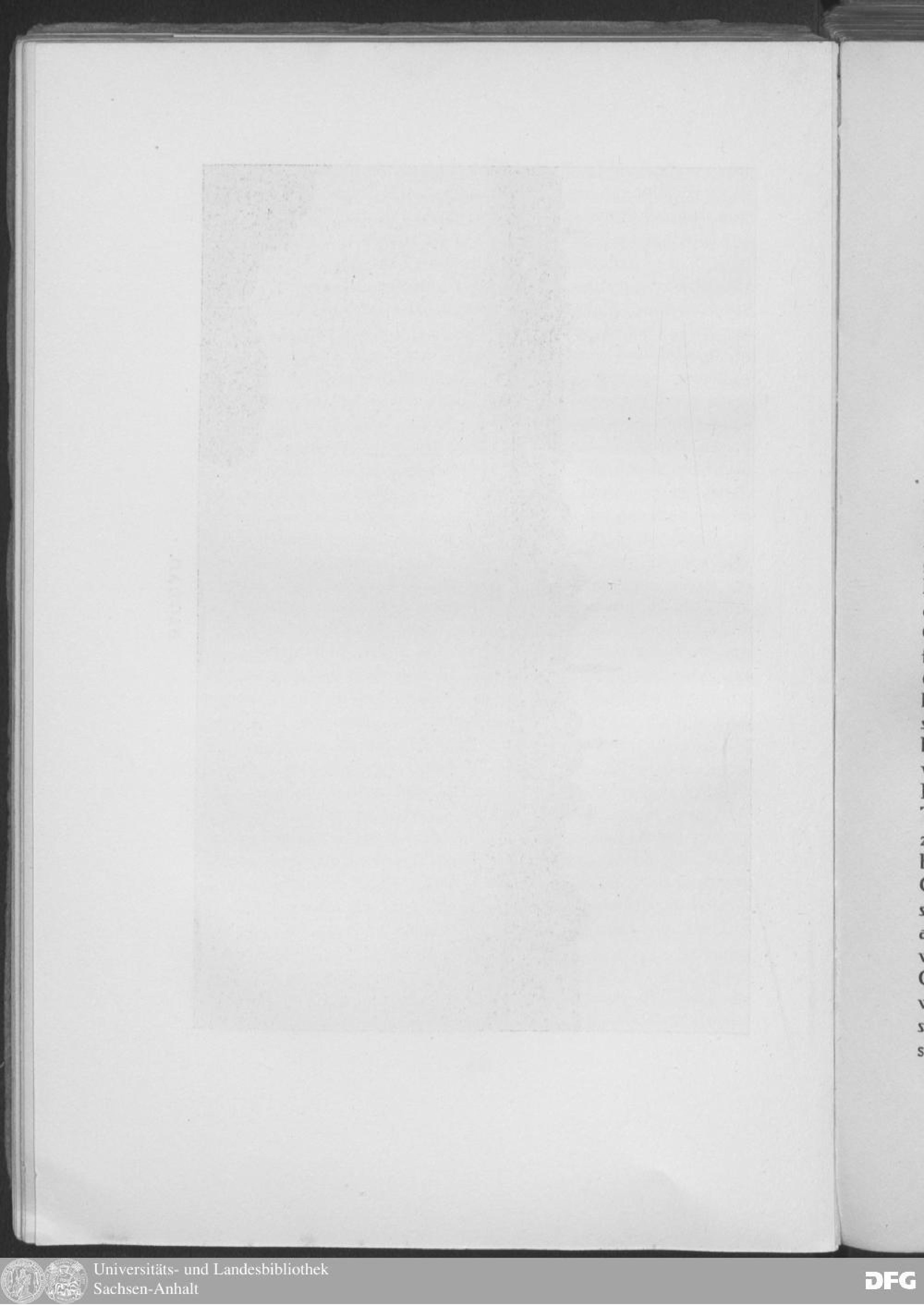
Ich machte die Bekanntschaft dreier österreichischer Ärzte, die hier praktizierten, der Doktoren Adler, Grünfeld (Stadtarzt) und Ruck (Militärarzt), der Apotheker Crischetzky (Pole) Loebel und Friedmann (Rumänen), die beiden letzteren im Militärdienst. Es ist Sitte in diesen entlegenen Gegenden, daß ein neuangekommener Europäer den ansässigen Europäern von Rang einen Besuch macht. In den nächsten Tagen engagierte ich einen Koch mit 40 Frcs. Es war nicht leicht einen solchen zu finden, da die meisten nicht gern nach der Grenze wollten. Mit ihm besuchte ich den Bazar und machte einige Einkäufe. Im Hotel, wo ich abgestiegen war und das von dem Griechen Dimitri gehalten wurde, lernte ich ein paar griechische Kaufleute kennen. In der Apotheke des oben erwähnten Crischetzky traf ich mit dem hierher verbannten Feldmarschall Suleyman Pascha zusammen, er sprach fließend französisch und machte einen guten Eindruck auf mich.

Vor meiner Abreise ging ich zum zweiten Male zum englischen Generalkonsul Plowden, der ein palastartiges Haus bewohnte, um ihm meinen Paß vorzuzeigen, da man mir in Konstantinopel gesagt hatte, das englische Generalkonsulat in Bagdad vertrete die deutschen Interessen; wir hatten dort zur Zeit keine offizielle Vertretung. Er war ziemlich kühl, als ich ihm mitteilte, um was es sich handle. »Je n'ai aucun ordre de protéger les Allemands« sagte er und meinte weiter, beim französischen Konsul würde ich auch keine Protektion finden, der habe gleichfalls von seiner Regierung keinen Befehl, Deutsche zu beschützen. Ich dachte bei mir, es würde wohl auch ohne englische oder französische Protektion gehen. Mehrere Jahre später wurde tatsächlich das englische Generalkonsulat mit dem Schutze der Reichsdeutschen betraut und 1894 wurde ein deutsches Konsulat gegründet, das zur Zeit von Herrn Konsul Richarz verwaltet wird.

Nach der langen Reise und vielen Entbehrungen machte Bagdad einen guten Eindruck auf mich. Die Stadt liegt zum größten Teile am linken Tigris-Ufer, eine fliegende Brücke auf Kähnen verbindet



BAGDAD.



diesen Hauptteil mit den jenseitigen kleinen Stadtvierteln, welche durchweg von der ärmeren Volksklasse bewohnt sind. Die Einwohnerzahl soll ungefähr 200000 Seelen betragen, wovon dreiviertel Muselmänner, Schiiten und Sunniten sind, von dem Rest ist der größte Teil Juden, dann Chaldäer, Syrier und Armenier. Europäer gab es damals vielleicht fünfzig Personen, heute ist ihre Zahl auf rund 200 bis 250 gestiegen, darunter viele Engländer, die einen Klub haben. Ein Tramway verbindet die innere Stadt mit dem Stadtviertel Kazmieh, das hauptsächlich von Schiiten bewohnt wird. In alten Zeiten hatte Bagdad seine Glanzzeit unter Harun el Raschid, Muhamed el Amin und Abdallah el Mamun. Die Einnahme und Plünderung der Stadt durch die Mongolen im Jahre 1258 machte dem Kalifat ein Ende. Im 16. und 17. Jahrhundert stritten sich Türken und Perser um die Herrschaft der Stadt, welche definitiv im Jahre 1638 unter Sultan Murad IV. in die Hände der Türken überging.
Zu meiner Zeit hatte noch der Wali von Bagdad eine fast unbegrenzte Macht, ebenso das höhere Militär. Man erzählte mir in Bagdad folgende ergötzliche Geschichte: Eines Tages sah der chasnadar (Kassierer) des Pascha von Bagdad einen der reichsten Christen auf der Straße. »Du«, sagte er ihm, »der Pascha hat befohlen, daß Du Kadi von Bassorah werden sollst«. – »Aman,« (Um Gotteswillen) erwiderte dieser, »ich bin ja Christ und nicht beschnitten«. – »Hilft nichts«, sagte der Kassierer, »Du wirst beschnitten und zum Kadi gemacht«. Der arme Mann ging nach Hause, entnahm seiner Kasse 2000 türkische Pfund und kaufte sich von seinem Posten als Kadi los. Darauf wars ja nur abgesehen! Eine andere Geschichte wurde mir vom Generalgouverneur Takkeddin Pascha erzählt. Eines Abends hatte er mehrere Beamte zum Spiel eingeladen. Als sie alle saßen, sagte er ihnen: »Meine Herren, Sie sind zum Spielen gekommen: lege ein jeder sein Geld vor sich hin«. Hierauf rief er seinen Diener. »Komm«, sagte er ihm, »bring ein Tuch, lege es in die Mitte, so, nun tue all das Geld hinein, jetzt binde es zu und gib es her. »Effendiler«, wandte er sich an seine Gäste, »denken Sie sich, Sie hätten das Geld verloren. Warum wollen wir uns mit dem Spielen quälen, wir können gemütlich zusammen sitzen und schwätzen«. Dabei steckte er die 500 türkische Pfund, die in dem Tuche waren,

ein. Keiner von den anwesenden Effendis wagte auch nur ein Wort zu sagen. Sie machten gute Miene zum bösen Spiel. Heutzutage haben sich diese Zustände indessen gründlich geändert und Bagdad ist ebenso abhängig von Konstantinopel wie jedes andere türkische Wilajet.

Bagdad ist der Hauptdurchgangspunkt für die schiitischen Pilger nach Kerbela und Nedschef (oder Mesched Ali). In Kerbela befindet sich die Moschee des Hussein, der hier in einer Schlacht im Jahre 680 gegen die Feinde seines Vaters Ali fiel, in Nedschef die Moschee Ali. Beide Heiligtümer sind Nichtmuselmännern unzugänglich.

Im Handel von und nach Bagdad hat in neuerer Zeit ein bedeutender Fortschritt stattgefunden. Einfuhr und Ausfuhr haben zugenommen. Es kommt jetzt mehr Geld ins Land. Die Bewässerungs- und Eisenbahnprojekte sind für die Zukunft Mesopotamiens und des Irak von größter Bedeutung geworden. Ihre Vollendung wird das ganze Land samt Anatolien umwandeln.

Die Ausfuhr aus Bagdad und Basra nach Deutschland besteht hauptsächlich in Datteln, Gallen, Wolle, Hundekot, Därmen, Drogen, Teppichen, Gummi, dann in Gerste, Weizen, Reis, Hafer, Fett, Durrah, Knochen, Mohnsaat, Koloquinten, Rosinen, Süßholz, Bohnen, getrocknetem Blut.

Die Einfuhr aus Deutschland nach Bagdad und Basra besteht aus: Eisenwaren, Farben, Papier (Drogen, in diesem letzteren Artikel macht uns nur Frankreich Konkurrenz), Zucker, Baumwollenwaren, Kaffee, Kupfer, Lederwaren, Maschinen, Waffen und Munition, Alkohol, Spiritus besonders zur Fabrikation von Arrak, der im Lande von Christ und Muselmann in großen Quantitäten getrunken wird; überhaupt nimmt der Verbrauch von Bier, Wein und Spirituosen zu.

Von anderen Ländern besteht die Einfuhr nach Bagdad einschließlich Basra besonders in Dattelkistenholz, Loretten, Zucker (viel aus Österreich-Ungarn), Reis, Konserven, Petroleum[1], Eisen (meist Träger und Röhren aus Belgien), Eisenkleinwaren, eisernen Bettstellen, Weißblech, Kupfer, Messing, Zinn, Blei, Stahl, Säcken,

[1] Die Zunahme an Petroleum durch Einführung von Motorbetrieb betrug vor ein paar Jahren 60000 Kisten für Bagdad, die Hälfte kommt aus Amerika, ein Drittel aus Rußland und der Rest aus Fiume (Kiste zu zwei Bidons = 40 bis 50 Piaster).

Steinkohlen, Holzkohlen, Kerzen, Baumwollwaren, Ölfarben, Kaffee, Tee (aus Indien und Zanzibar), Wein, Spirituosen, Spiritus, Bier, Drogen, Medikamenten, Fez, Fensterglas, Glaswaren und Porzellan, Gewürzen, Goldfaden, Henna, Töpferwaren, Emaillewaren, Leder- und Lederwaren, Bauholz und Möbeln, Maschinen, Nähmaschinen.

Von den Ländern, die nach Bagdad und Basra exportieren, steht England an der Spitze, dann folgen Indien, Österreich-Ungarn, Frankreich, Deutschland, Amerika, Rußland; die übrigen Länder sind in geringerem Maße vertreten.

Die Ausfuhr aus Bagdad nach andern Ländern umfaßt: Wolle, Teppiche, Felle, Häute, Ziegenhaare, Kamelhaar, Baumwolle, Seide, Abbas (Mäntel), Gerste, Weizen, Sesam, Sämereien, Saleb, Datteln, Rosinen.

Der Warentransport von Basra nach Bagdad mittelst Flußschiffahrt begegnet noch vielen Schwierigkeiten. Eine kleine Erleichterung erfolgte neuerdings durch die Gewährung einer Konzession für zwei kleine Dampfschiffe auf dem Tigris. Dies ist ungenügend, nur eine Regulierung des Flußbetts könnte eine Verbesserung bringen.

Die englische Gesellschaft »Lynch Company« hat drei Dampfschiffe für den Warentransport, die türkische »Idare Nahrie« sieben Dampfer. Alle diese Transportschiffe für Waren dienen auch für den Passagierverkehr.

Die Dampfer, die den Hafen von Basra anlaufen, sind zumeist englische, dann deutsche, türkische und russische.

Die Aussichten für deutsche Unternehmungen in Bagdad sollen zurzeit günstig sein, mit der definitiven Vollendung der Bahn werden sie natürlich noch besser werden.

Endlich konnte ich Bagdad verlassen. Ich hatte zwei Maultiere für mein Gepäck, auf dem einen saß noch mein Koch, dann ein Reitpferd für mich. Wir ritten am 19. Januar morgens 9 Uhr ab. Um zwei Uhr nachmittags kamen wir in Han Saad an, wo wir nur anhielten, um die Eskorte von Zaptieh zu wechseln. Wir übernachteten in Baquba, einem netten, kleinen, ganz zwischen Gärten gelegenen Ort, natürlich im Han, da nirgends der Schatten eines Hotels existiert. Als wir am anderen Morgen weiter wollten, waren keine Gendarmen zu haben; ich mußte erst den Zaptieh mulazim (Gendarmerieoffizier) aus dem Bade holen lassen, der mir zwei

4*

Gendarmen mitgab. In Han Abu Dschesr wurde meine Eskorte wieder gewechselt.
Einer der Gendarmen hatte den türkisch-russischen Feldzug mitgemacht und war in Rußland gefangen gewesen. Er erzählte, daß Ahmed Mukhtar Pascha sie alle für einen Piaster (20 Pfennige) an die Moskows verkauft hätte, er habe den Russen die Parole verraten. »Wo ist jetzt Ahmed Mukhtar Pascha?« fragte ich. – »Er ist jetzt Sakka (Wasserträger) in Konstantinopel«. – »Unser Land«, fuhr er fort, »ist nicht schlecht, es hat nur keine Herren, wie kann es auch anders sein, ich z.B. esse, mein mulazim (Offizier) ißt, der iusbaschi (Hauptmann) ißt auch und oben die Paschas essen nicht nur – sie verschlingen. Kann Allah so etwas gut heißen?«, fragte er mich. »Ich habe seit zwei Jahren keinen Sold erhalten, Kleider habe ich mir selbst gekauft – ein Zaptieh hat hierzulande hundert Piaster (ca. 18 Mark) monatlich und drei Mark für Pferdefutter. Die Regierung schickt uns zwar Kleider, sie verschwinden aber unterwegs.« – Von Han Abu Dschesr gab es frische Gendarmen bis zur Station Schehraban, von wo wir am nächsten Tag wieder mit einer neuen Eskorte weiterritten. Wir passierten erst eine Brücke, dann einen Han und nach einer halben Stunde wurde es gebirgig. Die Gegend ist von den Hamawands, kurdischen Räubern gesucht, diese sind mit Martinigewehren bewaffnet und gut beritten und machen den ganzen Weg unsicher. Unter den Augen der Regierung plündern sie Reisende und Karawanen aus und schleppen die Waren und Tiere unangefochten fort. Gegen 11 Uhr kamen wir in ebenes Terrain und um ein Uhr nach der Station Kysylrabat. Da es im Han sehr schmutzig war, stieg ich bei einem Einwohner ab.
In der Frühe um sieben Uhr wurde weiter geritten. Der Gendarmeriechef gab mir zwei Gendarmen und einen Trommler mit. Wir langten um ein Uhr in Khanekin, meinem Bestimmungsorte an, ohne die Bekanntschaft der räuberischen Hamawands gemacht zu haben.

DRITTES KAPITEL

MEINE AMTLICHE STELLUNG

Das kleine Städtchen Khanekin liegt im Wilajet Bagdad ungefähr 27 Stunden von Bagdad und 2½ Stunden von der persischen Grenze entfernt an dem Flüßchen Alwend, einem Nebenfluß der Diala, der die Stadt in zwei Teile teilt. Obwohl seine Einwohnerzahl 6000 Seelen nicht übersteigt, hat der Ort eine gewisse Bedeutung durch seine Lage und auch als Quarantänestation. Die aus Persien kommenden Reisenden unterliegen hier einer Sanitätskontrolle. Der Haupthandel zwischen Persien und der Türkei nach dem Wilajet Bagdad vollzieht sich auf diesem Wege

Was aber hauptsächlich zu der Wichtigkeit der Stadt beiträgt, das sind die zahlreichen Pilgerzüge, welche aus Persien kommend, den Ort passieren. Man findet selten einen Perser von Stand, der nicht die Wallfahrt nach Kerbela bei Bagdad, bisweilen sogar mehrmals, gemacht hat. Kerbela steht bei den Schiiten fast im gleichen Ruf der Heiligkeit wie Mekka. Nächst Kerbela genießt der Wallfahrtsort Meschhed im Nordosten Persiens das größte Ansehen. Der Titel eines Hadschi wird nur durch die Fahrt nach Mekka erlangt, die Pilger nach Kerbela und Meschhed dürfen sich aber Kerbelai und Meschhedi nennen und erhalten Vergebung aller ihrer Sünden. Um sich dieses Vorteils zu versichern, durchwandern sie hunderte von Meilen, sei es zu Fuß, sei es zu Esel, indem sie geduldig alle Entbehrungen und Mühen der Reise ertragen. Selbst die Kranken sind von dem nämlichen Gefühle beseelt, denn der sehnlichste Wunsch eines Schiiten ist zu sterben oder begraben zu werden in der heiligen Erde, neben dem Heiligtum. Aus diesem Grunde führen die Pilger häufig Leichen in frischem oder getrocknetem Zustande mit sich, die sie, am Ziel angelangt, bestatten wollen. Diese Pilgerzüge kommen, wenn sie die persische Grenze überschritten haben, sämtlich durch Khanekin und werden durch den türkischen Sanitätsposten ärztlich untersucht. Erst nachdem jeder Einzelne einen Schein gelöst, darf er weiterziehen.

Ich übernahm das Haus meines Vorgängers, des Dr. Lubicz; es

war das beste Mietshaus im ganzen Orte. Auch kaufte ich ihm sein Pferd ab, das von guter Rasse war. Gleich am ersten Abend lud mich der Bruder meines Gastwirts in Bagdad, der hier in einem besseren Han einen Laden mit Mastix, Wein, Revolvern, Kleidern usw. unterhält, zum Essen ein. Als Kompagnon hatte er einen Renegaten, einen Griechen, der kürzlich zum Islam übergetreten war. Den nächsten Tag ging ich zum Kaimakam, übergab ihm mein Beglaubigungsschreiben und übernahm den Dienst. Sodann besuchte ich den Gendarmeriechef, Ibrahim Bey. Abends lud mich der Malmüdiri (der erste Rechnungsbeamte) ein. Anwesend waren ein Mollah (religiöser Gelehrter) aus Bagdad, der Kaimakam und die obersten Offiziere der Garnison. Der vorher erwähnte Grieche Manioli sorgte fleißig fürs Trinken. Am meisten trug zur Heiterkeit der tabor kjatibi (Regimentsschreiber) Hussein Effendi bei. Zuerst servierte man Kaffee, Zigaretten und Nargileh. Bald darauf wurden persische Tänzerinnen, Suzanli kyslar (Suzanli-Mädchen) genannt, hereingebracht, welche türkische und persische Lieder sangen, dazwischen auch tanzten, einzeln oder zu zweien, ihre Ehemänner machten die Musik dazu. Diese Mädchen haben viel Übung im Tanzen, halbnackt führen sie die schönsten orientalischen Tänze auf. Ich komme in einem späteren Kapitel auf sie zurück. In den Pausen setzten sie sich zwischen die Herren, dabei herrschte ein ungezwungener Ton.

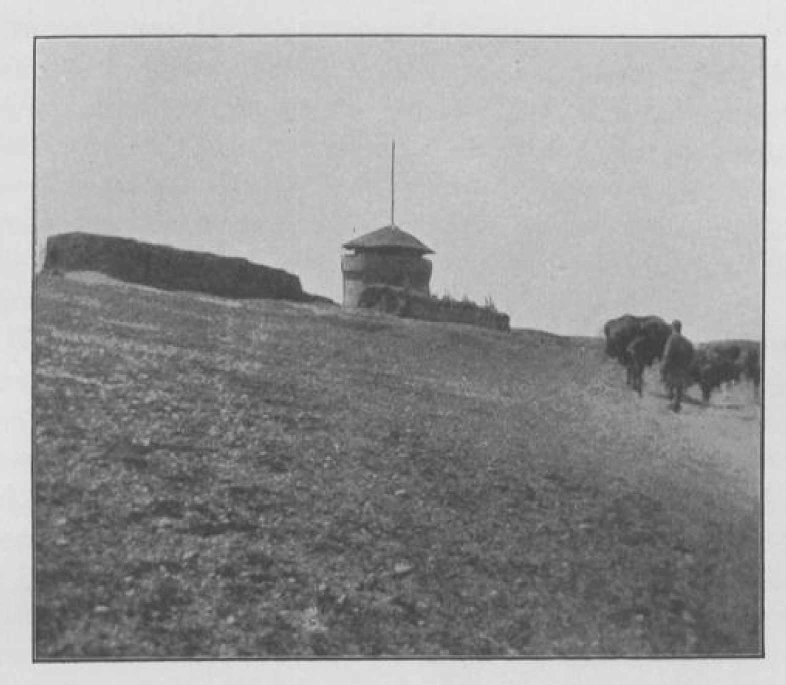
Schließlich kam das Essen. Alle außer dem Gouverneur und mir, griffen mit den Händen zu, wir Beide hatten ein europäisches Besteck und einen Tisch für uns mit ein paar höheren Offizieren. Das ganze Essen wurde auf einmal serviert, alles wurde durcheinander gegessen, Fleischspeisen, Saures und Süßes, zum Schluß, wie üblich, der unvermeidliche Pilaw. Dabei langte jeder in die Schüssel, nahm mit der ganzen Hand, soviel er fassen konnte, preßte den Reis so lange mit den Fingern, bis die Masse einer runden Kugel glich und schob sie dann in den Mund. Die Leute können eine unglaubliche Masse Reis vertilgen. Nach dem Essen wurden türkischer Kaffee und Zigaretten gereicht. Etwas später floß der Raki (eine Art Schnaps) wieder in Strömen; einer sogar, der Platzmajor, trank schließlich, ohne es zu merken, Petroleum, das ihm scherzweise gereicht wurde, nur ab und zu lüftete er seinen Fez, um seinen Schädel abzukühlen. Auf Getränke ver-

stehen sich die Leute nicht, ob gut oder schlecht, die Hauptsache ist, daß es zu Kopf steigt. Daher machte der Grieche Manioli gute Geschäfte und verkaufte die ordinärsten Weine mit einer europäischen Etikette für teures Geld. Solche Festgelage dauern meistens bis recht spät in die Nacht hinein.

Der erwähnte Grieche Manioli wurde ein paar Tage später als Leiche in den Serail (Regierungsgebäude) gebracht. Ich wurde gebeten, den Leichnam zu untersuchen. Der arme Mensch wies eine Schädelfraktur auf, an der Stirn zwei dicke taubeneigroße Beulen, ebenso an beiden Augen, der linke Kinnbacken war zerschmettert, aus dem Munde floß Blut. Die gemachten Erkundigungen ergaben, daß er bei den Suzanli-Mädchen, die außerhalb der Stadt wohnten, mit andern gekneipt hatte, dann spät fortgegangen war. Man vermutete, daß er sich mit diesen gestritten – cherchez la femme –, wobei er einige Keulenhiebe bekommen habe und dann in den Fluß geworfen worden sei. Die Leiche wurde auf Verlangen des Bruders nach Bagdad geschickt, aber die gerichtliche Untersuchung führte zu nichts. Später wurde erzählt, er sei erschlagen worden, weil er durch den Verkauf geistiger Getränke Ärgernis gegeben, andere meinten aus Rachsucht.

Gleich nach meiner Ankunft besuchten mich sämtliche Beamten im Orte und die besseren Einwohner, eine Höflichkeit, die jedem Ankommenden von Stand erwiesen wird. Auch der persische Konsul, Ismail Bey, der einzige diplomatische Vertreter in Khanekin, besuchte mich mit seinem Dragoman und Kanzler. Der Letztere kratzte sich fortwährend, sein Konsul benahm sich dagegen würdevoller. Dieser sogenannte Konsul ist nicht besoldet, er machte sich auf eine raffinierte Weise bezahlt, indem er entweder persische Untertanen einsperrte oder ihnen unter irgend einem Vorwande Geld abpreßte. Zurzeit hatte er eine gute Einnahmequelle an dem Ali Dschan, dem Chef der Suzanli-Mädchen. Außer dem Kaimakam (Untergouverneur), dem Direktor des Telegraphenamtes, einem Christen aus Mosul, der gut französisch sprach, gab es nur drei oder vier unter den Einwohnern, mit denen man ein vernünftiges Gespräch führen konnte. Gleich in den ersten Tagen wäre ich am liebsten nach Konstantinopel zurückgekehrt, der Anblick der Lehmhäuser und der Straßenschmutz machten einen deprimierenden Eindruck auf mich.

Nachdem ich die ersten Besuche gemacht, richtete ich mich im Hause, so gut es ging, ein, der Landessitte gemäß, d. h. nach europäischen Begriffen sehr bescheiden. Als Junggeselle war ich bald damit fertig. Dann widmete ich mich meinem Dienst. Unser Sanitätsamt, von den Eingeborenen einfach Karantina genannt, lag außerhalb der Stadt in einem gemieteten Han. Oben waren drei Zimmer für Bureaux, unten rund herum Stallungen und offene Nischen für die Pilger, die man »zauar« nennt. In der Mitte des Hans lag ein offener freier Platz. Ungefähr 200 m davon befand sich ein im Bau begriffenes Lazarett mit Bureau, das unter Midhat Pascha angefangen worden war und für welches man bereits einige tausend türkische Pfund verausgabt hatte. Der Bau blieb aber seit Jahren unvollendet liegen, nur die Grundmauern schauten damals aus der Erde heraus. Heute ist es zu einem Lazarett und Desinfektionsgebäude ausgestaltet worden. Als Unterbeamten hatte ich einen baschkjatib (Obersekretär) einen gewissen Ibrahim Effendi, sehr unbeliebt, einen zweiten Schreiber, Seid Mustafa Effendi, von recht gutmütigem Aussehen und einen dritten Schreiber, Muhamed Effendi, alle für das Türkische, ferner einen dschenaze mamuri (Leichenbeschauer) mit Namen Asis Effendi. Dieser hatte die aus Persien kommenden Leichen zu revidieren und war eigentlich der gebildetste der Unterbeamten, leider war er ein versoffenes Haus. Da täglich viel Geld einkassiert wurde, war auch noch ein Geldwechsler, Hiskeil genannt, da, der aufzupassen hatte, daß kein falsches Geld eingenommen wurde. Er war ein Jude, ein sehr intelligenter und brauchbarer Mensch. Sodann gab es noch sechs Sanitätswächter.
Mein Dienst bestand in der Leitung des administrativen Teiles und der ärztlichen Kontrolle über die aus Persien kommenden Pilger und Reisenden, sodann hatte ich alle vierzehn Tage einen Sanitätsbericht über die Gesundheitsverhältnisse in meinem Bezirk an die Inspektion in Bagdad einzuschicken. Ein jeder Pilger hat 10 Piaster und für jede eventuell mitgebrachte Leiche eine Taxe von 50 Piastern zu bezahlen, wofür er seinen Passierschein, teskere genannt, erhält. Kinder unter sieben Jahren und Militär bis zum Hauptmann sowie Arme sind frei. Die Leichen müssen, wenn sie aus Persien kommen, luftdicht in Blechsärgen verschlossen sein, Sind sie dies nicht, so muß es in Kkanekin geschehen, ehe der



AN DER TÜRKISCH-PERSISCHEN GRENZE.



EIN KELLEK AUF DEM TIGRIS.



Weitertransport erfolgen kann. Skelette werden in Kisten oder Säcken befördert. Um der Taxe zu entgehen, verstecken die Perser überall wo sie können, sei es in Futtersäcken, unter den Kleidern der Weiber, zwischen Gepäck oder Waren, die menschlichen Knochen in einer sehr raffinierten Weise. Außerdem suchen einzelne Pilger und ganze Karawanen, wenn sie in die Nähe der Stadt kommen, durch einen Umweg nach der andern Seite zu entkommen.
Ich hatte die täglichen Einnahmen zu kontrollieren und jeden Abend das eingenommene Geld mit dem ersten Sekretär zur Kasse zu bringen, zu der jeder von uns einen Schlüssel hatte. Die Kasse befand sich in der Stadt in einem Raum, der uns von der Lokalbehörde zur Verfügung gestellt worden war, da unser Bureau, außerhalb der Stadt gelegen, nicht die genügende Sicherheit bot. Am Ende eines jeden Monats wurde der Überschuß, nachdem sämtliche Beamte bezahlt waren, in Säcke getan und unter Eskorte von Gendarmen von einer reitenden Sanitätswache begleitet, nach Bagdad an die Sanitätsinspektion abgeliefert, die wiederum ihren Überschuß an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel abführte.
Mein Bureauvorsteher Ibrahim Effendi war ein Intrigant und Lump, Geld war sein höchstes Ideal. Anfangs suchte er mich gegen die Perser aufzureizen und hinter meinem Rücken hetzte er wiederum den persischen Konsul gegen mich, wie ich dies zum öfteren von diesem erfuhr. Der zweite Schreiber, Mustafa Effendi, war auch nicht viel besser, da beide sich aber nicht ausstehen konnten, heuchelte er Unterwürfigkeit.
Die Beamten erschienen, falls keine Karawanen da waren, nicht vor 9 Uhr im Bureau; wenn früh Pilger ankamen, mußten sie natürlich an ihrem Platz sein. Bei der Lokalbehörde ließ sich dagegen niemand vor Mittag in seinem Amte blicken. Dann ließen sie sich ihr Mittagessen kommen, je nach der Jahreszeit aus Früchten, Käse und Brot bestehend, zum Schluß einen kleinen türkischen Kaffee und nun begannen sie zu arbeiten, gewöhnlich nicht mehr wie drei bis vier Stunden.
So ein Effendi verliert unglaublich viel Zeit, wenn er ein Schriftstück abfassen soll, es wird eine zeremoniöse Umständlichkeit dabei beobachtet. Zuerst läßt er sich vom Diener Kaffee, Nargileh

oder eine Zigarette geben, wenn er sich diese nicht selbst dreht, dann läßt er sich mit untergeschlagenen Beinen auf einem Divan nieder oder setzt sich à la franca auf einen Stuhl, stellt das Tintenfaß und Streusandfäßchen vor sich, nimmt einen halben Bogen Papier, beschneidet es nach allen Seiten mit der Schere, faltet es in der Länge und Breite, um zu sehen, ob es gerade ist, sodann macht er sich daran, seine Kalem (Rohrfedern) zu glätten und zu beschneiden, je nachdem er dick oder dünn zu schreiben gedenkt. Alsdann nehmen manche noch eine Prise aus der Schnupftabakdose, reinigen sich mit dem Schnupftuche und machen sich an die Arbeit. Das Papier wird in der Mitte doppelt gefaltet und ohne weitere feste Unterlage auf den Knieen von rechts nach links beschrieben. Die Effendis aus der neuen Schule schreiben heute auch vielfach wie wir, indem sie das Papier auf den Tisch vor sich legen, auch wohl mit Stahlfedern, die eigens zum türkisch oder arabisch Schreiben fabriziert sind. Während des Schreibens wird ein Zug aus der Zigarette oder der Nargileh getan und Kaffee geschlürft, hier und da eine Unterhaltung weitergeführt. Oben in die Mitte eines jeden Schriftstückes kommt das Wörtchen »hu« (er, d. h. Gott). Hierauf folgt die Anrede. Diese richtet sich nach dem Stande des Empfängers und der Ehre, die der Schreiber demselben geben will. Die Wahl der Anrede kostet viel Zeit und Nachdenken, dann beginnt man mit Freundschaftsversicherungen und allerlei Wünschen und geht schließlich zum eigentlichen Zweck des Schreibens über. Nach Schluß des Schreibens kommt das Datum mit der Jahreszahl alten Stils und etwas weiter nach links, ein paar Zentimeter vom Rande, die Unterschrift, welche darin besteht, daß der Schreiber seinen Stand angibt und darunter sein Siegel setzt, das er in der Regel an einer silbernen Kette führt und in seiner Westentasche verschwinden läßt. Das Siegel wird mit Tusche oder gewöhnlicher Tinte befeuchtet und dann auf die betreffende Stelle gedrückt, wodurch das Schriftstück gesetzliche Gültigkeit erlangt. Verliert einer sein Siegel, so macht er öffentlich bekannt, daß er sich von nun an eines anderen bedienen werde. Das Aufsetzen offizieller Schriftstücke ist heute einfacher wie früher. Damals mußte man mit irgend einer »doʿa« (Gebet) für den Sultan Abdul Hamid anfangen oder wenigstens ein paar Mal im Schreiben die Worte »Padischah sajesinde« (unter der Regie-

rung des Sultans) anbringen, sonst galt man für illoyal gegen die Regierung und den Sultan.
Viele Beamte verlieren auch eine Menge Zeit mit dem fünfmaligen Gebet am Tage. Das erste Gebet findet in aller Frühe statt. Dem Gebet (namas) muß die Waschung des Gesichts, der Füße und Hände vorangehen. Nach der religiösen Vorschrift muß dabei aller Schmuck wie Ringe usw. abgelegt werden. Bekanntlich wendet sich der Betende nach Mekka. In der Moschee zu beten, ist nicht vorgeschrieben, das Gebet kann an jedem Orte verrichtet werden. Der Betende braucht vor niemand, wer es auch sei, aus seiner Stellung sich zu erheben, selbst wenn der Sultan vorbeiginge. Oft sieht man einen Beamten plötzlich seine Arbeit unterbrechen um zu beten, oder man trifft ihn nicht an und es heißt: »namas kilijor« (er betet). Man muß dann einfach warten. Der Gebetsruf, welcher zu bestimmten Stunden verkündet wird, heißt azan und sein Verkünder muezzin. Seine Stimme hat etwas Ergreifendes und stimmte mich öfters, besonders in der Frühe, wehmütig.
Große Schwierigkeiten hatte ich anfangs im Dienste, weil ich neu im Lande war, Sitten, Gebräuche und Menschen nicht kannte, außerdem türkisch nur zur Notdurft verstand. Dazu kam, daß mein Bureauvorsteher, obwohl er sich dem Anschein nach unterwürfig zeigte, unter der Hand in jeder erdenklichen Weise gegen mich intrigierte. Dies zeigte sich bereits, als ich kaum eine Woche da war. Er sagte mir, daß der Kaimakam Abdallah Effendi es aus Gewinnsucht geduldet habe, daß die Einwohner Häuser und Gärten dicht an das angefangene Lazarett gebaut hätten. Es sei im vorigen Jahre niemand im Bureau gewesen, um ihm entgegenzutreten – der Arzt sei auf Mission gewesen, ebenso er und der zweite Schreiber, der dritte Schreiber habe aus Furcht nichts dazu gesagt, obwohl ein Telegramm vom Großvezier vorliege, demzufolge 500 Meter um das Lazarett herum nichts gebaut werden dürfe. Ich gab ihm den Auftrag, dem Kaimakam zu schreiben, wie sich die Sache verhalte. Nachdem er mir den türkischen Brief vorgelesen – ich verstand damals die Schriftsprache wenig – setzte ich mein Siegel darunter.
Als ich nachmittags in den Serail ging – so nennt man den Sitz der Lokalbehörde – um das Geld in die Kasse zu bringen,

kam ein Gendarm auf mich zu und sagte mir: »Der Kaimakam Effendi läßt Euch, Hekimbaschi (Chefarzt) grüßen und bitten, einen Kaffee bei ihm zu trinken«. Nachdem ich meine Arbeit getan, ging ich hinauf. Als der Kaffee getrunken und einige banale Redensarten gewechselt worden waren, fragte mich der Kaimakam, was ich gegen ihn hätte, in meinem heutigen Schreiben seien viele beleidigende Ausdrücke enthalten. Zufälligerweise war der Telegraphendirektor, Bezochy Effendi, der sehr gut französisch sprach, anwesend. Ich bat ihn, den Dolmetscher zu machen und dem Kaimakam zu sagen, daß mir jede beleidigende Absicht ferngelegen, ich habe meinem Bureauchef gesagt, ihn in aller Höflichkeit zu fragen, wie es käme, daß gegen den Befehl des Großveziers in nächster Nähe des Lazaretts Bauten aufgeführt und Gärten angelegt worden seien. Da ich türkisch weder lesen noch schreiben, mich auch schlecht verständlich machen könne, wie er selbst sähe, sei nur der Bureauchef verantwortlich für etwa Beleidigendes in dem Schreiben.
Der Gouverneur antwortete, er wisse ganz gut, daß ich an dem beleidigenden Inhalt des Schreibens unschuldig sei, mein Schreiber Ibrahim Effendi wolle uns nur Beide miteinander verfeinden und dazu habe er diese Gelegenheit benutzt, zumal vor einigen Tagen einem seiner Verwandten verboten worden sei, auf die Straße hinauszubauen. Um dem Kaimakam Genugtuung zu geben, schickte ich einen Unteroffizier, meinen Bureauchef zu holen. Derselbe wollte nicht zugeben, etwas Unhöfliches geschrieben zu haben, was ihm aber vom Kaimakam widerlegt wurde. Ich ärgerte mich über diesen Mißbrauch meines Vertrauens so sehr, daß ich nach Hause ging, um eine Depesche an die Sänitätsverwaltung abzuschicken und die Absetzung des Bureauchefs zu verlangen oder wenigstens seine Versetzung auf einen andern Posten. Während ich noch beim Schreiben des Telegramms war, kam aber der Kaimakam mit ihm zu mir ins Haus und sagte mir: »Doktor Effendi, verzeih' ihm, ich habe ihm verziehen, er wird es nicht wieder tun«. Zu gleicher Zeit küßte mir Ibrahim Effendi knieend die Hand, indem er ganz bewegt sagte, er wisse nicht wie der Teufel ihn beraten habe, ich würde in Zukunft stets mit ihm zufrieden sein. Ich unterließ nun die Absendung meiner Depesche. Sofort suchte ich aber einen Lehrer, bei dem ich arabisch und türkisch zu lernen begann

und zwar von Grund aus. Ich fand einen solchen in der Person des Mollah Dschafer Effendi, der Untersuchungsrichter am hiesigen Gerichte war. In der Zukunft hat mir kein türkischer Schreiber mehr ein X für ein U machen können.
Unserm Sanitätsbureau gegenüber befanden sich zwei große Hans, von denen der eine dem Rasul Effendi gehörte, von den Beamten Rezilaki (Geizhals) genannt. Vor diesen Karawansereis besaß Rasul Effendi noch ein großes Stück Land, das er sich, nach Aussage der Leute, ungerechterweise angeeignet hatte, so daß der Weg zu unserm Bureau von dieser Seite aus verlegt war. Als ich mich deshalb offiziell beschwerte, kam der beledie reisi (Chef der Munizipalität) zu mir und bat mich, ihn nicht mit dem Rasul Effendi in Konflikt zu bringen, niemand wage gegen ihn zu klagen, er sei allmächtig. »Wir wissen alle«, sagte er weiter, »daß er ein großer Spitzbube ist, aber der Kaimakam stützt ihn, der Kadi (Richter) ist sein Freund und bewohnt umsonst eins seiner Häuser. Ich habe früher sechs Monate lang im Interesse der Gemeinde einen Prozeß gegen ihn geführt und was habe ich erreicht, nichts!« – Da ich indessen amtlich gegen Rasul Effendi geklagt hatte und um doch etwas zu tun, schnitt er ihm etwas von seinem Terrain ab, so daß wir passieren konnten. Abends kam Rasul Effendi zu mir und sagte, es wäre nicht recht gewesen, ihn zu verklagen; hätte ich ihn avisiert, so hätte er die Sache selbst in Ordnung gebracht. Unser beledie reisi konnte übrigens weder lesen noch schreiben. Es kommt sehr oft vor, daß höhere Beamte, sogar Paschas in der verantwortlichsten Stellung nicht einmal ihre Namen schreiben können, sie lassen sich die Schriftstücke vorlesen und setzen dann ihr Siegel darunter. Da ihre Schreiber meist ihre näheren Verwandten oder Schützlinge sind, hört man nur selten von einem Vertrauensmißbrauch. Heute verlangt man, daß sogar jeder Polizist schreiben kann.
Mit den Pilgern hatte ich viel Scherereien. Öfters versuchten sie die Quarantäne zu passieren und es gelang ihnen manchesmal auf die andere Seite der Stadt zu entkommen, so einmal einem Trupp Turkmanen aus Tabris. Sie sagten, sie hätten sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als daß sie in die Quarantäne gegangen wären. Ich fragte den Tschausch (Führer der Pilger): »Warum hast Du so gehandelt?« – Er antwortete: »Man hat uns unterwegs gesagt,

daß übermorgen Quarantäne sein wird und da ich früher einmal fünfzehn Tage in Quarantäne zugebracht habe, wollte ich unter keinen Umständen nochmals so etwas durchmachen. Wir sind die ganze Nacht durch geritten und glaubten, einmal im Orte angelangt, würde man stillschweigen und uns weiterziehen lassen«. Da wir bei der Lokalbehörde fast gar keine Unterstützung fanden – der Kaimakam war zwar ein guter Mensch, aber so furchtsam wie ein Hase und zog sich überall zurück, wo es sich um entschiedenes Auftreten handelte – so machte ich gute Miene zum bösen Spiel und ließ den Pilgern ihre teskere geben. Als ich dem Kaimakam am Nachmittage Vorstellungen darüber machte, weil dies dem Interesse der Quarantäne zuwider sei, antwortete er mir, er habe dem Gendarmeriechef bereits Ordre gegeben, ein anderes Mal mit Gewalt vorzugehen. Der arme Kaimakam! Es wird alles von ihm verlangt, er hat aber weder Geld noch Soldaten zur Verfügung. Die Hauptsache ist, daß er es versteht, sich stets aus der Klemme zu ziehen; dabei kommt es auf ein Versprechen mehr oder weniger nicht an, sie zu halten, fühlt er sich nicht verpflichtet, er weiß schon Gründe zu finden, um sich zu rechtfertigen.
Bald darauf hatte ich wieder Gelegenheit mit den Pilgern in Konflikt zu kommen. Persische Pilger aus Chorasan weigerten sich bei ihrer Ankunft in den Han der Quarantäne hineinzugehen und ihre teskere zu nehmen. Mit dem Rufe: »Ja ʿAli! Allahu akbar« (O Ali! Gott ist allmächtig) gingen sie einfach vorbei. Ich war in der Lokalbehörde mit Geldsortieren beschäftigt, als eine Wache kam und mir den Vorgang mitteilte; er fügte hinzu, daß sie der einen Wache, die am Wege sitze, einen Lanzenstich versetzt hätten. Sofort machte ich die Kasse zu, nahm zwei Polizeisoldaten, deren ich im Serail habhaft werden konnte, mit und lief zur Quarantäne hinaus. Dort fand ich die Beamten mit den Pilgern bereits im Handgemenge, besonders der zweite Schreiber Mustafa Effendi war hart bedrängt. Sofort riß ich dem einen Polizisten sein Seitenbajonett weg und hieb mich zu ihm durch, es gelang mir, ihn aus den Händen der Pilger zu befreien. Einer der Pilger hatte in dem Augenblick sein Gewehr auf mich angelegt, Mustafa Effendi hatte aber dies noch rechtzeitig bemerkt und dem Gewehr einen Schlag nach oben gegeben, so daß der Schuß in die Luft ging. Darauf brachte ich die Beamten alle ins Bureau, ließ den Han abschließen und ging

ins Serail; hier ließ ich den Kaimakam, der im Harem war, herausrufen und verlangte von ihm sofortige militärische Hilfe. Ich selbst war beim Springen über einen Wassergraben gefallen und hatte meinen ganzen weißen Anzug beschmutzt. Er schickte zur Gendarmeriekaserne, erhielt aber von dort die Antwort, daß der Gendarmeriechef mit allen Gendarmen in der Nacht auf die Verfolgung von Räubern ausgeritten sei. Es blieb nichts anderes übrig, als zur Kaserne der Soldaten zu gehen und den bimbaschi (Major) um Hilfe zu bitten. Auf dem Wege dahin sah ich im Bazar die Leute aus Angst ihre Läden schließen. Ein Diener, der mich bei der Kaserne einholte, sagte, daß die Pilger in der Stärke von 600 Mann bis dicht vor die Stadt angelangt seien. Der Major, dem ich die Sache auseinandersetzte, weigerte sich erst, seine Kavalleristen ausrücken zu lassen, er begründete dies damit, daß er ohne Befehl des Militärkommandanten in Bagdad nichts tun könne, ich solle an denselben telegraphieren. »Zum Telegraphieren ist keine Zeit«, sagte ich, »bis die Antwort kommt, sind wir alle von den Pilgern massakriert. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie uns Hilfe verweigert haben.« – Nach einigem Nachdenken fragte er mich: »Doktor Effendi, übernimmst Du die Verantwortung für alles, was passieren kann?« – Ich: »Jawohl, ich nehme alles auf mich.« – Darauf ließ er blasen und im Nu saßen 60 Kavalleristen im Sattel. »Jetzt komm mit, Doktor Effendi«, sagte der Oberst.

Wir ritten nun beide vorne im Zuge. Vor der Stadt angekommen, begegneten wir den Pilgern gerade vor den ersten Häusern. Als sie uns sahen, machten sie Halt. »Sprich mit ihnen«, sagte der Oberst zu mir. Ich ritt einige Schritte vor, fragte die tschausche (Führer der Pilger) wohin sie wollten und warum sie nicht in die Quarantäne gingen und wie es käme, daß sie ʿasi (rebellisch) seien. »Schau«, erwiderten sie, »Deine Leute haben zwei von den unsrigen erschlagen, sie liegen schon tot, sieh sie Dir an.« – Da ich die persische Verlogenheit und Tücke einigermaßen kannte, hütete ich mich natürlich, unter sie zu gehen, ich wußte im voraus, daß es eine List war. »Wir sind Muselmänner, wir sind keine gjaur (Ungläubigen), wir wollen nicht in die Quarantäne und Geld zahlen.« – Die Pilger waren alle beritten. Die meisten von ihnen hatten an jeder Seite vom Pferde in einem einfachen

churdsch (Satteltasche) je ein Skelett zusammengepackt, alle waren mit Lanzen, russischen Hinterladern (Berdanski) und ein paar Revolvern bewaffnet, dazu trugen sie ein Kama (persisches zweischneidiges Schwert) an der rechten Seite. Alle Vorstellungen meinerseits halfen nichts, sie wollten nichts hören. Ich versuchte sie einzuschüchtern. Indem ich meine Uhr herauszog, sagte ich ihnen: »Seht, ich gebe Euch fünf Minuten Bedenkzeit; geht Ihr nicht zurück in die Quarantäne, so schaut nur auf die Soldaten hier.« – Auch das half nichts. Der Oberst fragte mich, was wir nun tun sollten. Nach einer kleinen Beratung sagte er zu mir: »Doktor, komm' mit mir hinter die Soldatenreihen.« – Dann ließ er den Trompeter blasen. Die Soldaten kehrten ihre Martinigewehre um und ritten in vollem Ansturm in die Pilger hinein. Eine wahre Schlacht entspann sich, hier und da sah man einen Pilger vom Pferde herunterpurzeln, manche rissen aus, es gab ein Geschrei sondergleichen. Aber kein Schuß fiel, niemand wurde getötet. In ungefähr zehn Minuten waren die 600 Pilger in dem Quarantäne-Han, wo sie sich brummend zur Zahlung ihrer teskere bequemten. Ich behielt das Militär so lange, bis alle Pilger abgefertigt und fortgeritten waren.
Einige Tage später kam eine große Karawane aus Persien mit Tumbak (Tabak für die Nargileh) usw. und von Seids begleitet »Wir nehmen keine teskere«, sagten sie, »wir sind ulad Allah (Kinder Gottes), in direkter Linie vom Propheten abstammend, wir zahlen selbst der Regierung keinen Pfennig, auch jetzt wollen wir kein Para zahlen.« – So lamentierten sie eine Zeitlang, bis ich schließlich Gendarmerie kommen ließ, worauf sie bezahlten. Solche Seids sind unausstehlich; auf ihre Abstammung pochend, erlauben sie sich die größten Frechheiten.
Ein anderes Mal sah ich, spazieren reitend, in der Nähe der Quarantäne von weitem eine kleine Karawane Pilger ankommen und einen Nebenweg einschlagen, um die Quarantäne zu umgehen. Ich ritt auf einen kleinen Hügel, versteckte mein Reitstöckchen unter meinem Burnus, damit es aussehen sollte, als wenn ich ein Gewehr darunter hätte und winkte ihnen mit der Hand, auf den richtigen Weg einzulenken. Da sie sich nicht darum kümmerten, tat ich, als wenn ich mein Gewehr gebrauchen wollte. Darauf lenkte die Karawane ein und kam in die Quarantäne. Auf ihre

Klage beim persischen Konsul – sie verschwiegen natürlich die näheren Umstände – wurde nachgeforscht, wer wohl der Reiter gewesen sei, der die Karawane aufgehalten habe. Als ich abends zum Kaimakam kam, machte er mir väterliche Vorwürfe, daß ich mich so der Lebensgefahr ausgesetzt habe. Die Leute, meinte er, hätten sich umdrehen und auf mich schießen können. »Was hast Du davon«, sagte er zu mir, »wenn Deine Verwaltung ein paar hundert Pfund Geld mehr bekommt? Wenn Dir ein Unglück passiert, so werden sie einfach sagen, warum hat er sich der Gefahr ausgesetzt, es ist seine eigene Schuld.« – Der Kaimakam hatte recht.

Nächst dem Kaimakam spielt der Kadi unter den Beamten die größte Rolle. Es ist ratsam, mit dem Manne auf gutem Fuße zu stehen, selbst für einen Beamten. Eines Tages schickte er zu mir, und erbat sich einen Krankenschein für einen entlaufenen Sträfling, der zwei männliche Esel gestohlen hatte und aus Gefälligkeit – ohne Zweifel klingende – unter Bürgschaft entlassen worden war. Da ich den Mann weder kannte, noch jemals gesehen hatte, so verweigerte ich dies, worüber der Kadi sich sehr wunderte. Er kam zu mir und sagte: »Doktor Effendi, Sie tun uns allen vom Gerichte einen großen Gefallen, wenn Sie den Schein ausstellen. Wir werden sonst drei Jahre eingesperrt.« – Ich bedauerte abermals, ihm nicht gefällig sein zu können. Beim Fortgehen nahm er meinen Bureauvorsteher auf die Seite und fragte ihn, ob ich vielleicht Geld annähme.

Eines Tages kam der Kadi hinzu – das mehkeme (Gericht) hatte seine Zimmer neben unserer Kassenstube – als ich gerade mit dem Sortieren des Geldes beschäftigt war. »Was machst Du, Hekimbaschi?« meinte er. – »Wie Sie sehen«, erwiderte ich, »sortiere ich Geld, um es nach Bagdad zu schicken.« – »So«, sagte er, »bist Du deshalb aus Europa gekommen, hast Deine Heimat und Deine Verwandten verlassen und willst solche großen Haufen Geld verschicken?« – Ich: »Wieso denn?« – Er: »Wieso denn, frägst Du; mit dem Haufen Geld hast Du ja in Frankistan genug.« – Ich: »Wir sind in Frankistan nicht gewohnt, fremdes Geld zu behalten, das Geld gehört der Sanitätsverwaltung und wenn ich damit fortgehe, sind Sie, Kadi, der Erste, der mir den Prozeß macht.« – »Gar nicht«, sagte er, »ich würde mich mit dem kleinen

Häufchen Geld da vor Dir begnügen und Du könntest dann hingehen, wo Du Lust hast.« –

Als Christ hatte ich es in meiner Stellung oft nicht sehr leicht. Die Leute können sich nicht denken, daß ein Christ über Moslims herrscht. So kam eines Abends der Leichenrevisor Asis Effendi zu mir – er schien sich zu dem Schritte einige Raki genommen zu haben – und sagte mir: »Hekimbaschi, Sie haben mir einmal, als ich in einer faulen Sache verwickelt war, geholfen, deshalb komme ich zu Ihnen, Sie darauf aufmerksam zu machen, dem baschkjatib Ibrahim Effendi und dem Mustafa Effendi nicht zu trauen. Letzthin machten mir beide Vorwürfe, daß ich so oft zu Ihnen als Christen ginge, darum bin ich nicht mehr gekommen. Im Herzen sind beide Ihnen, weil Sie Christ sind, sehr entgegen.« – Dabei hatte ich beide Beamte stets sehr rücksichtsvoll behandelt und ihnen so viel es ging, Gefälligkeiten erwiesen, besonders meinem Bureauvorsteher Ibrahim Effendi, der lange Zeit, während seine Frau verreist war, mittags und abends an meinem Tisch umsonst aß. Man sieht, wie tief der Christenhaß bei den Muselmännern eingewurzelt ist. In der letzten Zeit fingen fast alle Beamten an, mein Haus zu meiden. In der Regel ist Dankbarkeit und Freundschaft der Leute einem Christen gegenüber nur Schein. Übrigens sind sie untereinander nicht viel besser, sie sind durchweg »ibn el wakt« (Kinder der Zeit), d. h. stets bereit, einem allerhand Liebenswürdiges zu sagen und zu versprechen: »beiti beitak« (mein Haus ist Dein Haus) – »bass omer« (befehle nur) – »Kullu malak« (Alles gehört Dir) – »ana chidamak« (ich bin Dein Diener) oder »abdak« (Dein Sklave). Kommt man aber dazu, sie um etwas zu bitten, dann wissen sie sich mit der größten Schlauheit und ohne unhöflich zu erscheinen, aus der Klemme zu ziehen.

Äußerst hemmend auf den Dienst wirken die Fasten im Monat Ramazan, sie unterbrechen bis zu einem gewisse Grade selbst Handel und Verkehr und erfordern eine vollständige Umwandlung der Lebensweise. Zwistigkeiten und Schlägereien kommen bei sonst friedlichen Menschen zur Ramazanzeit sehr häufig vor, – Ramazan gawgasy genannt. Viele rufen auch absichtlich Streit hervor, damit man von ihnen sagt: »urutsch baschina wurmusch« (Das Fasten ist ihm zu Kopf gestiegen) und sie auf diese Weise entschuldigt. So lange die Sonne am Himmel steht, darf weder

gegessen noch getrunken werden. Alles ist verboten, Blumen riechen, Tabak schnupfen und auch das Kaufen. Alle Geschäfte ruhen, es wird nur nachts etwas gearbeitet. Kurz vor Sonnenuntergang sitzen alle mit der Uhr in der Hand da, Leckerbissen stehen schon bereit, bis endlich um 12 Uhr (Sonnenuntergang) ein Kanonenschuß ertönt. Nun fährt jeder über das her, was ihm zunächst steht und rächt sich für die lange Entbehrung. Zwei Stunden nach Mitternacht wird das zweite Essen gereicht. Übrigens gibt es sehr viele, welche das Fasten nur zum Schein halten. Abends stellen sie sich dann vor ihren Bekannten matt vor Hunger und betrachten mit scheinbarer Sehnsucht die Speisen. Nachts werden Kaffeehäuser und Belustigungsplätze besucht, man ladet sich auch gegenseitig zum »iftar« (Unterbrechung des Fastens) ein. Bei nahender Morgenröte verkündet ein zweiter Böllerschuß, daß man von nun ab weder trinken noch essen darf, darauf wird das Morgengebet verrichtet und jedermann geht zu Bett. Sie schlafen sodann bis Mittag und vertreiben sich in einer unglaublich langweiligen Weise die Zeit mit Herumsitzen und Schwatzen, Koran lesen und Gebete verrichten. Die allerwenigste Zeit wird den Geschäften gewidmet. Daher sind die Beamten im Ramazan gar nicht zu gebrauchen; Zuspätkommen, Versehen, alles wird mit dem Ramazan entschuldigt.

Die Auslagen im Ramazan sind sehr bedeutend. Viele leben über ihre Verhältnisse hinaus, der Aufwand in der Küche ist größer als sonst. Am Schluß des Ramazans kommt der Beiram (ähnlich dem Osterfest), der drei Tage lang gefeiert wird. Er ist ein Fest der Freude, der Gratulationen, des gegenseitigen Beschenkens. Es werden viele Einkäufe an neuen Kleidern und Geschenken oder für die Haushaltung gemacht. Die gebräuchlichste Formel zur Gratulation lautet: »'Id mubarek!« oder »Beiram mubarek!« Auch wohl: »Ramazan mubarek olsun!« Es ist Sitte, daß man zuerst zum Gouverneur zum Gratulieren geht, dann in die Kaserne, zur Munizipalität, zum Kadi, zum Gendarmeriechef usw., durch alle einzelnen offiziellen Bureaus, sodann besucht man seine Bekannten. Dann ist es auch Sitte, daß man dem Diener des Gouverneurs und in den andern Bureaus, wo man zu tun hat, ein Trinkgeld gibt. Später geht man auch zum persischen Konsul. Ich pflegte bei der Gratulation dem Kaimakam die Hand zu reichen – Untergebene

5*

machen eine tiefe Verbeugung. Er erhob sich bei meinem Eintritt von seinem Sitze — einem Untergebenen gegenüber würde er dies nicht tun — und lud mich in seiner nächsten Nähe zum Sitzen ein, worauf Süßigkeiten, Kaffee und Zigaretten gereicht wurden. Gewöhnlich bleibt man zehn Minuten. Die Beendigung des Ramazans hängt davon ab, ob der Mond sichtbar ist; wenn der Mond nicht sichtbar ist, entscheidet gewöhnlich der Kadi. Es kommt vor, daß man in einem Orte eher Beiram feiert als in dem andern. Der Ramazan wird jedes Jahr um zehn Tage später begonnen. Die Perser halten den Ramazan entweder einen Tag früher oder später als die Sunniten.

In ähnlicher Weise gratuliert man zum Kurbanbeiram, einem Fest, das auch vier Tage lang gefeiert wird.

An beiden Beiramsfesten gehen die Mohammedaner erst in aller Frühe in die Moschee, hoch und niedrig, stehen und knien nebeneinander, ohne Unterschied der sozialen Stellung: »Hasa beit Allah, ili we ilak« (Dieses ist Gottes Haus, es gehört mir und Dir). Selbst der Generalgouverneur würde sich nicht trauen, einem Bettler zu sagen, er solle ihm Platz machen. Erst nach dem Gebete in der Moschee ertönt ein Kanonenschuß — natürlich nur da, wo es Pulver und Kanonen gibt — und dann ist es Sitte, sich gegenseitig zu gratulieren und zu beschenken. Im Ramazan wie bei den Beiramsfesten dürfen die Auslagen für das Kurban, d. h. Opfer, sei es Schaf, Ziege oder was sonst, nur mit selbstverdientem, d. h. auf ehrliche Weise erworbenem Gelde gekauft werden, ebenso Geschenke an die nächsten Verwandten und die Familien.

VIERTES KAPITEL

DAS LEBEN AN DER TÜRKISCH-PERSISCHEN GRENZE

Bald nach meiner Ankunft in Khanekin wurde mir klar, daß ich mich von jedem Zusammenhang mit der zivilisierten Welt abgeschnitten hatte. Öfters, wenn ich allein war, wurde ich melancholisch und zweifelte, ob ich wohl je lebend wieder nach Deutschland kommen würde. Meine Wohnung lag dicht bei dem Serail (Lokalbehörde). Das Haus gehörte einem Mollah Bekir aus Bagdad. Unten waren zwei große und drei kleinere Stuben nebst Küche, in der Mitte ein ziemlich geräumiger Hof, oben, nach der Straße zu, zwei Stuben und eine große abgeteilte Terrasse. Meine Einrichtung beschränkte sich auf das Allernötigste: ein Feldbett, einige Tische und Stühle, dann Kochgeschirr nach der Landessitte. Als Waschgeschirr hatte ich eine schlankhalsige Kupferkanne mit einem Wasserbecken. Die Leute hierzulande begreifen nicht, wie die Europäer sich in einer Waschschüssel waschen können, sie behaupten, wir wüschen uns in unserm eigenen Schmutze. Hier hat man beim Waschen immer jemanden nötig, der einem aus der Kupferkanne Wasser übergießt. Dabei hocken die Eingeborenen, ich konnte mich nicht daran gewöhnen und ließ das Waschbecken auf einen Tisch stellen.

Das Innere der Häuser ist in Khanekin sehr einfach, da die Leute den größten Teil des Jahres im Freien leben. In den umliegenden Dörfern bestehen die Häuser gewöhnlich aus einem oder zwei Räumen. Das Baumaterial ist Lehm, die Dächer sind mit Holz, Lehm und Reisig gedeckt. In der Regel sind die Dörfer klein; da die Bewohner eines Dorfes meistens miteinander verwandt sind, so gibt es selten mehrere Familiengruppen.

Die meisten Häuser in Khanekin besitzen noch keine europäischen Schlösser am Toreingang, sondern nur das arabische hölzerne Schloß. Dasselbe hat inwendig eine Anzahl beweglicher eiserner Stifte, welche in die entsprechenden Löcher des Riegels hinab-

fallen, sobald der letztere an seinen richtigen Platz geschoben ist. Der Schlüssel muß auf einer seiner Langseiten die gleiche Anzahl Stifte von derselben Länge und derselben Anordnung haben wie diejenigen im Schloß, er wird wagrecht mit den Stiften nach oben in den hohlen Teil des Riegels eingeführt, damit er die in den Riegel herabgefallenen Stifte in die Höhe schieben und der Riegel herausgezogen werden kann. Man verliert oft recht viel Zeit damit das Tor zu öffnen. An vielen Türen befindet sich ein Eisenklöppel, besonders an den besseren Häusern. Man schlägt damit an die Tür, dann ruft es von drinnen: kim bu? (türkisch: Wer ist's?) – oder min? (arabisch: Wer?) – Wird man angenommen, so knarrt die Tür und gleich verlieren sich die Frauen, wenn der betreffende Gast ein Mann ist. In vornehmen Häusern sitzt stets ein Diener beim offenen Haustor, man ist dann des Klopfens überhoben.

Die Häuser sind aus Lehmziegeln erbaut, das Dach ist flach, nur unmerklich geneigt und mit einer dicken Schicht von Tonmörtel bedeckt, der mit Stroh gemischt, dann gestampft und gewalzt wird. Zur Abwehr neugieriger Blicke ist jedes Dach mit überragenden Mauern versehen. Oft drückt die Last des Daches die Balken ein, so daß bei Regenwetter das Wasser ins Haus dringt. Eine solide Bauart kennt man nicht. Die Mauern sind nach außen grundsätzlich nackt und kahl gehalten. Pracht und Reichtum werden nur nach innen entfaltet. Fenster gehen selten auf die Straße. In den guten Häusern ist jede Wohnung in zwei Abteilungen geteilt, in das Männergemach, wozu auch dem Fremden der Zutritt gestattet ist, und in das Haremlik, das nur den Frauen und dem Hausherrn resp. den nächsten Familienmitgliedern zugänglich ist. In fast jedem Hause befindet sich in der Mitte ein Hof, darauf ein Brunnen oder Wasserbassin. Um denselben herum liegen die Zimmer, sie kommunizieren nicht miteinander, so daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann. Durchweg ist in fast jedem besseren Hause ein größeres Zimmer in nächster Nähe des Haustores, das als Selamlik für Fremdenbesuche bestimmt ist. Fensterscheiben sind eine Seltenheit, man findet sie nur in den Häusern der Reichen. Die Zimmertüren sind in der Regel niedrig. In den Zimmern sind oft Nischen angebracht und mit Malereien verziert. – Der Fußboden ist mit einer Erdschicht glatt überzogen

und bei Reichen mit Filzen oder persischen Teppichen bedeckt, bei weniger Bemittelten mit Matten oder einem Kilim (buntfarbiger aber nicht feiner Teppich) von minderwertiger Qualität, bei Armen ist er nackt. Schränke kennt man nicht, sie werden durch die in den Mauern angebrachten Nischen ersetzt, in diese werden die Kleider, in Tücher eingewickelt hineingelegt oder in Koffern aufbewahrt. Die Betten werden ebenfalls am Tage in diesen Nischen aufbewahrt. Stühle à la franca sind in den Städten in kleiner Anzahl vorhanden, werden aber kaum benutzt, man setzt sich am liebsten mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden oder den Divan.

Für die Heizung, die selten und dann nur wenige Tage nötig ist, dient der Mangal. In den besseren Harems wird ähnlich wie in Persien, vielfach der Kursi oder Tendur gebraucht. Über ein kleines mit Asche bedecktes Kohlenbecken wird ein Tischchen gestellt, darüber werden schwere, gut wattierte Wolldecken gebreitet. Man lagert sich im Kreise herum und steckt die Füße darunter, nur Kopf und Hände bleiben frei, im Rücken dient ein Polster als Lehne.

Abtritte hat man nur in ein paar Häusern. Sie bestehen aus einem winzigen Raum über einer tiefen Senkgrube, in dessen Mitte auf dem Boden ein länglicher Ausschnitt sich befindet. Viele können sich an die Aborte nicht gewöhnen, sie benutzen zu dem Zwecke die Dächer der Häuser, die Straßen, das Ufer eines Flusses oder Baches oder schattige Punkte. Daher kann man diese Plätze zum Spazierengehen nicht gebrauchen. Ich habe öfters beim Gouverneur dagegen protestiert und die Errichtung von Aborten befürwortet. Selbst besser Situierte, welche daraufhin solche bauen ließen, gingen aber lieber in Gottes freie Natur.

Im Sommer bieten die Dächer die angenehmste Schlafstelle. Man kann sich anfangs an diese Sitte nicht gut gewöhnen, es bleibt einem aber bei der Hitze und den vielen Mücken nichts anderes übrig. Man muß sich nur gut zudecken und bevor die Sonne aufgeht, ins Zimmer zurückkehren, sonst zieht man sich leicht Fieber und Augenkrankheiten zu. Bei Sonnenuntergang begibt sich die ganze Familie mit Betten, Wasserkrügen, Melonen oder Trauben, Kaffee, Zigaretten und Nargileh aufs Dach. Auf einer ausgebreiteten Matte verbringt man hier beim Mondschein noch einige

Stunden, bis jeder, vom Schlafe überwältigt, sich mit seiner Decke und seinem Kopfkissen in einer Ecke hinlegt. Mitte September schläft man wieder in den Stuben.

Khanekins Einwohner sind meist Araber oder Kurden, dann gibt es ein kleines Viertel, in dem Juden wohnen (mahalet el Jahud), von Persern sind nur ein paar Familien vorhanden und von Christen zu meiner Zeit nur der Telegraphendirektor mit seiner Familie, seinem Schwiegervater und dessen zwei Brüder wie deren Familien.

Die Juden schreiben das Arabische mit hebräischen Buchstaben. Wie überall sind sie auch hier sehr orthodox. Ein paar von ihnen aus Bagdad, die mir von dort einen Brief überbrachten und welchen ich Kaffee reichen ließ, wiesen ihn zurück. Später erfuhr ich, daß die Juden hierzulande weder Speise noch Getränk von Christen oder Mohammedanern annehmen, weil's ihnen unrein ist. In Bagdad haben sie sogar ihr eigenes Kaffeehaus – Jahudi Kahwesi. Die Juden in Khanekin sind kleine Handwerker, Kaufleute oder Geldwechsler (saraf). Sie lassen sich viel gefallen. Eines Tages fragte ich unsern Geldwechsler, warum die Juden alles so ruhig über sich ergehen ließen. Er antwortete: »Bevor der Jude aus dem Hause geht, bleibt er an der Türschwelle stehen, nimmt seinen tarbusch (Kopfbedeckung) ab und spricht alle möglichen Schimpfworte hinein, dann setzt er den tarbusch wieder auf. Beschimpft ihn nun jemand, dann sagt er einfach: 'smi'na (wir haben's schon gehört) und geht seiner Wege.« – Es leben hier auch Leute, die an die Seelenwanderung glauben. So erzählte mir ein Kjatib (Schreiber) des hiesigen Zollamts, welcher dieser Sekte angehörte, daß eines Tages mit einer Karawane aus Persien auch ein Maultier ins Zollamt hinein sollte, sich aber hartnäckig an der Türschwelle weigerte einzutreten. Darauf sei der Kjatib an dasselbe herangetreten und habe ihm etwas ins Ohr geflüstert – das Maultier ging darauf von selbst durch das Tor ein.

Khanekin hat ein kleines Bazar; hier treiben Kaufleute und Handwerker ihr Gewerbe. Karawansereis gibt es mehrere, in der Nähe des Bazars und außerhalb der Stadt. Ein öffentliches heißes Bad (türkisches) ist auch da, aber ganz primitiv eingerichtet. Am Freitag sind die Bazare geöffnet, die Leute gehen ihren Geschäften nach, nur die Regierungsgeschäfte ruhen. Eine Zeitlang trieb sich ein Schaukasten (vilayetlar sanduki) im Bazar herum, in demselben



DER VERFASSER AUF SEINEN INSPEKTIONSRITTEN.



zeigte man für 20 Para die größten Städte Europas. Der Verkehr zwischen den beiden Stadtteilen, zwischen denen das Flüßchen Alwend hindurchfließt, wird mittels einer Kufa bewerkstelligt. Früher gab es eine große, gut gebaute Brücke, die heute eine Ruine ist. Persien hat sich oft erboten, der Pilger wegen diese zu restaurieren, die türkische Regierung lehnte es aber stets ab mit dem Bemerken, sie werde es selber tun — dabei ist es geblieben.
Die Straßen und Gassen sind eng, winkelig und unregelmäßig. Eine Straßenbeleuchtung kennt man nicht; falls man abends aus dem Hause geht, muß man einen Diener mit der Laterne (fanus) mitnehmen. Petroleum und Stearinkerzen werden sehr selten gebraucht, da sie sehr teuer sind und aus Bagdad bezogen werden müssen; meist brennt man eine Öllampe. Für die Reinigung der Straßen geschieht nichts, dies wird, wie anderswo auch, den zahlreichen Hunden überlassen, welche für unrein gelten und nur in den Vorhöfen der großen Häuser zum Wachen gehalten werden, sonst in den Straßen und Gassen leben. In den Dörfern und Zelten findet man auch Windhunde (tasi). Fliegen, Mücken, Flöhe, Wanzen, Läuse sind die unvermeidlichen Peiniger der Menschen. Die Leute machen sich aber nichts daraus, besonders kennen sie keinen Ekel vor Läusen. Dagegen sind die Skorpione (akrab) sehr gefürchtet. Man bezeichnet einen hinterlistigen gemeinen Gegner mit dem Ausdruck mitl el akrab (wie der Skorpion).
Der Schulunterricht beschränkt sich auf das Arabische, wer will, schickt seinen Sohn vom siebenten Jahre an in die Schule. Es besteht kein Schulzwang, auch besteht von Seiten der Regierung nichts zur Förderung des Elementarunterrichts, diese Angelegenheit bleibt ganz den Eltern anheimgestellt. In den Schulen (mekteb) sitzen die Kleinen längs der Wände mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte, in der Mitte der Lehrer (muʿallim, türkisch hodscha), einen Turban auf dem Kopf und mit einem kleinen Stäbchen bewaffnet. Die Lektionen werden vom Lehrer in einem näselnden, singenden Ton vorgesagt und die Schüler müssen Wort für Wort laut nachsprechen; was sie lernen ist blutwenig. Die Mädchen müssen vom neunten Jahre an verschleiert gehen, besuchen keine Schulen, in sehr seltenen Fällen habe ich Mädchen aus Bagdad gesehen, die arabisch lesen und schreiben konnten. Heute gibt es in den größten Städten Mädchenschulen,

besonders wird in Konstantinopel viel für die Mädchenerziehung getan.
Das Klima ist, den Sommer ausgenommen, ganz erträglich. Im Januar kommen schon die Störche und bleiben bis Ende Juli. Im April gibt es oft starke Gewitter und Platzregen, wobei sogar durch Hagel großer Schaden angerichtet wird. Anfang Mai wird es schon sehr heiß, + 20° R., Mitte Mai ißt man reife Aprikosen spottbillig, die Okka anfangs zu zehn Pfennig, später nur zu fünf Pfennig. Auch Gurken kommen um diese Zeit in Massen auf den Markt. Ende Mai begibt man sich nachts zum schlafen auf die Dächer. Leider fängt jetzt der baha an, ein heißer trockener Wind, der vierzig Tage dauert. Ende Juli ist der Himmel oft stark bedeckt, vor Hitze ist es draußen kaum auszuhalten. Anfang September kommen die ersten reifen Datteln aus Mendeli, in Khanekin werden sie eben erst braun. Anfang November stellt sich gewöhnlich Regen ein. In den ersten Tagen des Dezember sieht man drüben auf den Bergen an der persischen Grenze Schnee. Dann fängt die Kälte an, gewöhnlich + 10° R. Die Straßen sind in dieser Zeit kaum passierbar, alle mit Wasser überschwemmt, die Häuser der ärmeren Klassen durchweg in unbewohnbarem Zustande, auch in den besseren Häusern regnet es überall durch. Auf den Regen sieht man Ende Dezember überall einen schönen Graswuchs entstehen. Der Hafer, vor ein paar Wochen erst gesäet, beginnt zu keimen, in den Gärten wird Salat gepflanzt, der Boden wird umgegraben und die Bäume werden beschnitten. Die Temperatur ist um die Mittagszeit wie in Norddeutschland im Frühjahr.
Ein Erdbeben spürte ich nur einmal. Auch eine Sonnenfinsternis habe ich in Khanekin erlebt. Überall wurden Gewehrschüsse abgegeben und auf Blechdosen getrommelt, um die Sonne zum Bleiben zu bewegen. Dasselbe geschieht auch bei Mondfinsternissen.
Die Einwohner sind Ackerbauer oder Landbesitzer, dann Handwerker, Krämer oder Karawanentreiber. Meistens tragen die Männer ein langes, baumwollenes Hemd mit gleichfalls langen Ärmeln, deren Zipfel besonders bei den Beduinen und Kurden mehrmals um den Arm gewickelt wird, besser Situierte tragen darunter weite, baumwollene Unterhosen. Über dem Hemd tragen sie – die Effendis ausgenommen, die sich in der Regel à la franca

kleiden – einen langen Rock (kumbas oder sebun genannt), der durch einen Gürtel, bei den Reicheren durch einen persischen Schal zusammengehalten wird. Das gewöhnliche Volk geht ohne Strümpfe, in den Städten trägt man Schuhwerk, auf dem Lande feurig rote Beduinenstiefel, vorne leicht geschnäbelt, auf dem Absatz ein Hufeisen und vorne oben in der Mitte eine Troddel. Sehr viele Männer und Frauen gehen auch stets barfuß. Die Männer tragen hier, wie im ganzen Orient, einen Vollbart. Leute ohne Bart, wie die Europäer sind daher verachtet. Die Araber sagen von einem Bartlosen: »ma ilu amane fi daknu» (er hat kein Vertrauen zu seinem Barte), deshalb kann man sich auf einen solchen Menschen nicht verlassen. Auf dem Kopf wird der Reinlichkeit wegen unter dem Fez eine leichte, weiße, gestickte Kappe getragen, bei den Kurden sehr oft aus Filz, viele, besonders die Beamten tragen nichts unter dem Fez. Anstelle des Fez hat das Volk gleich über der weißen Kappe oder Filzkappe eine doppelte Keffije (Kopftuch), je nach den Mitteln des Einzelnen, zu einem Dreieck zusammengelegt, meistens aus gemeinem blau bedrucktem Baumwollstoff, dessen einer Zipfel bis in die Mitte des Rückens hinabhängt, während die zwei seitlichen vorn über die Schultern herabfallen. Die Keffije wird durch den üblichen schwarzwollenen ʿakâl (Kopfstrick) in doppelter Windung zusammengehalten. Bei den Reichen ist der ʿakâl aus Seide, ebenso die Keffije. Bei Hitze oder auf Reisen oder wenn ein Reisender irgendwo ankommt, werden die Zipfel der Keffije dicht unter der Nase über den Mund gezogen, um sich unkenntlich zu machen. Die Perser sind durch die schwarze Lammfellmütze (Kullah) kenntlich, unter welcher von vielen ein Schweißkäppchen getragen wird. Manche binden vor die Kullah auf Reisen einen beweglichen Lederschirm. Die Kurden zeichnen sich aus durch ihren Turban, durch einen Burnus (ʿaba), welcher zebraartig gestreift ist, und durch ihre Stiefel aus rotem Saffianleder. Was die Kleidung anbelangt, so gilt als Regel bei den Eingeborenen: »Den Kopf sehr warm, die Füße kalt, den Rücken warm, Brust und Bauch fast kühl«. Jemanden barfüßig zu empfangen, gilt als unanständig.

Sowohl bei Beamten als besser Situierten spielt das Taschentuch eine große Rolle. Man braucht es sehr selten als Schnupftuch – zu diesem Zwecke bedient sich der Eingeborene der Hand – da-

gegen hauptsächlich um Akten, Briefe, Fleisch, Gemüse, Grünzeug, Brot, Käse usw. darin einzuschlagen.
Als Schmucksachen werden oft Uhren, Ringe mit Türkisen (Firuze) getragen, außerdem führt der Eingeborene einen Rosenkranz (tesbih), ein Petschaft (mühür) und ein Federmesser bei sich, Leute von der Feder auch ein Tintenfaß im Gürtel. Frauen tragen gern Schmucksachen aller Art, als Ohrringe, Spangen zur Befestigung des Schleiers, Arm- und Fußbänder. Sehr geschätzt sind Waffen aller Art, besonders fehlen sie bei keinem Manne auf Reisen und bei Festen.
Die Tracht der Frauen besteht in den unteren Volksklassen aus einem langen, dunkelblauen, baumwollenen Hemd mit langen Ärmeln, über den Kopf wird ein kleines Tuch aus demselben Stoft gehängt und bei Annäherung fremder Männer vor das Gesicht heruntergezogen. Unter das Hemd kommt eine Pumphose aus Kattun. Als Schmuck tragen sie im rechten Nasenflügel einen Ring mit irgend einem Steine, oft einem Türkis, dann Armspangen aus Glas oder Silber oder Metall, auch wohl Spangen an den Füßen. Tätowierungen findet man mehr oder weniger am ganzen Körper. Im Nähen sind sie nicht ungeschickt, meistens verstehen sie nur mit dicken Nadeln und grobem Faden zu nähen. Sie klemmen den Stoff zwischen die große und zweite Zehe und halten ihn so gespannt. Die Frauen, obwohl von dunkelbrauner Farbe, sind in der Jugend ziemlich hübsch, werden aber im vorgerückteren Alter auffallend häßlich.
Die Beduinen unterscheiden sich in ihrer Tracht von den Stadt- und Dorfbewohnern. Meistens wird der Kopf rasiert, auch vom Schnurrbart so viel, daß die Oberlippe sichtbar wird. Das Hineinragen der Haare über oder in den Mund gilt als sehr unschicklich. Ein Beduine trägt für gewöhnlich vier Zöpfe (kurun), eigentlich Hörner, zwei vorne, d. h. auf beiden Seiten der Schläfe und zwei hinten in den Nacken hinabreichend. So einfach seine Kleidung, so einfach ist sein Zelt, man kann nicht bedürfnisloser sein. Die Möblierung eines arabischen Zeltes zum Empfang Fremder enthält folgendes: Einen Herd mit Blasebalg und einen steinernen Mörser, dann allenthalben noch Strohmatten oder Teppiche auf dem Boden. Die Beduinenfrauen zeigen sich unverschleiert. Gebraucht wird außer kohel und henna zum Färben der Nägel, der

meswak, um die Zähne zu reinigen. Der meswak wird aus der Wurzel Rak gemacht. Bevor man sie gebraucht, schält man auf zwei Zentimenter die Rinde an irgend einem Ende ab und frottiert dann damit die Zähne. Nach einem zwei- bis dreitägigem Gebrauch bekommt die Wurzel das Aussehen einer kleinen runden Zahnbürste. Dieser meswak hat einen adstringierenden Geschmack und hinterläßt eine gewisse Kühle im Munde mit einem Aroma.

Im Verkehr sind die Leute, wenn man mit ihnen zu sprechen versteht und auf ihre Sitten Rücksicht nimmt, gegen Fremde nicht unfreundlich. Freilich der Fanatismus blickt ab und zu durch. Ich merkte als höherer Beamter nicht viel davon, wenigstens nicht durch direkte Beschimpfung. Eines Tages fragte mich der Gouverneur von Khanekin: «Was haben die Christen gegen die Muhamedaner? Daß Christus ein Gottessohn ist, darf man nicht glauben. Wozu brauchte Allah erst seinen Sohn zu schicken, um den Menschen zu erlösen? Joseph war nicht der Mann der Maria, es ist wahr, daß Allah den Schoß der Maria befruchtet hat, aber die Maria anbeten, ist schandhaft, Christus ist nur ein Prophet wie die andern. Übrigens haben Eure Papas (Geistlichen) ebenso schuld an all dem Wirrwarr wie die Unsrigen, sie benutzen das zu ihrem Vorteil.« – Es gab auch Fanatiker, die mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge hielten. Ich kam einmal an einen solchen, einen gewissen Tahsin beg, Generalmajor, als ich mit dem Gouverneur zusammen saß. Dieser Tahsin beg war empört darüber, daß die Engländer sich in Ägypten so häuslich eingerichtet hätten. Er wollte übrigens wissen, daß sich damit eine alte Prophezeiung erfülle. Dergleichen Aberglauben sind nichts seltenes. So erzählte er mir, er sei eines Abends an der Wohnung zweier bekannter Gelehrter in Damaskus vorbeigegangen und habe die Beiden sagen hören: »Es ist dieses Mal Irrtum in dem Buche, denn nach unserer Rechnung hätte sich heute etwas Großes zutragen müssen.« – »Und bei Allah und dem Propheten! Kaum war ich in meiner Wohnung angekommen, als schon die Metzeleien im Libanon anfingen, bei denen wir so viele Christen umgebracht haben. Es gibt auch eine Prophezeiung, nach der alle Christen ohne Ausnahme unser Land verlassen werden – und das ist jetzt in der Türkei der Fall. Sonderbar, wie es in der Welt zugeht.« –
Ein anderes Mal begegnete ich demselben Generalmajor beim

Direktor des Telegraphenbureaus. Nach Verwünschungen gegen die Engländer meinte er, es sei doch jetzt mit den Muselmännern weit gekommen. »Früher«, fuhr er fort, »wenn es von einem Mädchen hieß, sie sei zu einem Franken gegangen, so hat sie sich, bloß auf dieses Geschwätz hin, sofort ins Wasser gestürzt. Heute«, — mit einer Handbewegung nach seinem Fez, um das Hutabnehmen zu bezeichnen — »sagen sie einfach „bonjour" und gehen zusammen ins Haus hinein. Freilich, heute gilt serbestlik (Unabhängigkeit) und hurije (Freiheit), man darf keinem ein Wort sagen.« — Als ich einige Tage später wieder ins Telegraphenbureau kam, erzählte mir der Direktor, — ein Christ aus Mosul — der Sohn des Scheichs Ali aus Kerkuk sei zu ihm ins Bureau gekommen und habe gefragt, ob noch keine Depesche aus Kerkuk von seinem Vater da sei. Auf seine verneinende Antwort habe er ihn »dinsis« (Ungläubiger) geschimpft, und zwar in Gegenwart des Kadi (Richter). Der Telegraphendirektor habe darauf zum Kadi gesagt, er werde den Sohn des Scheich verklagen und einsperren lassen. »Tuen Sie das nicht«, hatte dieser erwidert, »der Vater des Scheich wie sein Sohn gelten bei den Kurden wie der Herrgott und Sie könnten sich große Unannehmlichkeiten zuziehen, vor denen die Behörde Sie nicht schützen kann.« — Der beleidigte Telegraphendirektor hatte dann auch tatsächlich geschwiegen. Es war auch das Klügste, was er tun konnte. Ein Kurde hätte ihn sonst eines Tages kalt gemacht und kein Hahn hätte danach gekräht.

Der Schwager vom Telegraphendirektor, ein christlicher Kleinhändler, erhielt vom Scheich Muhieddin aus Sohab in Persien einen Brief mit der Überschrift: »mutī ʿel Islam« (dem Islam ergeben). Diese Überschrift wird von allen religiösen Scheichs den Christen gegenüber gebraucht.

Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Khanekin besuchte mich einmal der Oberst Hamid Effendi, ein Tscherkes, am Nachmittage im Bureau mit dem Hauptmann Jusuf Effendi. »Nun, Doktor Effendi«, meinte der Oberst, »wie steht es denn zwischen Russen und Engländern?« — »Ich glaube nach den Zeitungen nicht, daß es zum Krieg kommt«, sagte ich. — »Ah, bu Keratalar! (Diese Hörnerträger!) Möchten sie sich doch gegenseitig zerfleischen. Haben Sie einen Atlas?« — Als der Atlas kam, fragte er: »Bitte, wo ist

Afghanistan?« – »Hier«, indem ich ihm das Land zeigte. – »So, Turkestan ist ja daneben. Wo stehen jetzt die Russen? Allah, Allah! Bu dschenabetlar (Diese Bestien) sind sehr weit vorgerückt, sie sind ganz nahe an Indien, sie werden noch nächstens den Engländern das ganze Hindostan abnehmen. Die Inglis sind auch dumm, hätten sie uns während des Krieges geholfen, so würde es jetzt besser mit ihnen stehen. – Doktor, schlagen Sie doch Rumänien auf«, – er konnte notdürftig die lateinisch gedruckten Städtenamen lesen. – »Es müßte eigentlich so kommen: Epirus und Thessalien den Griechen; Serbien, Montenegro, die Walachei, Bulgarien und Rumelien bis in nächster Nähe von Konstantinopel den Österreichern; Konstantinopel aber muß uns bleiben.« (Er ahnte damals nicht, daß es heute tatsächlich annähernd so kommen würde.) »Damit die Fränkler (Europäer) untereinander Ruhe halten, sollte Österreich herunterrücken, dann könnte Deutschland sich Deutsch-Österreich nehmen und die Russen die Ostseeprovinzen, die Schweden Finnland. Dafür müßten Deutschland und Österreich uns helfen den Russen den Kaukasus, Turkestan, Afghanistan, Beludschistan und Persien – natürlich alles, wo Muselmänner sind, selbst Aden – zu nehmen. Es müßte uns das Recht eingeräumt werden, alle Muselmänner aus Rumelien herauszuziehen.« – »Und wenn die Muselmänner aus Rumelien nicht heraus wollten?« fragte ich. – »Wir würden sie zwingen«, meinte der Oberst, »dafür würden wir alle Christen herausgeben.« – »Haben Sie noch Wünsche?« sagte ich. – »Was tun die Inglis in Ägypten, die Franzosen in Tunis und Algier, das sind alles von Muselmännern bewohnte Länder, selbst am Niger gibt es fünfzehn Millionen Gläubige. Kommen Sie Doktor, machen wir dem Fürsten Bismarck diesen Vorschlag, ich weiß, Deutschland ist jetzt unser einziger dost (Freund), Allemania meint es ehrlich mit uns.« – »Ganz gewiß«, erwiderte ich. – »Allah versin, Doktor, bu Moskov köpeklar kütschük etmeli tschara jokdir« (Gott gebe es! diese Russenhunde muß man klein machen, ein anderes Mittel gibt es nicht). –
Privatverkehr hatte ich, außer dem erwähnten Telegraphendirektor Bezochy aus Mosul sowie seinen Schwägern und deren Familien, mit nur wenigen. Ich kam öfters ins Telegraphenamt, konnte hier französisch sprechen und hörte manche Neuigkeit. Die Beamten erzählen sich gegenseitig, was vorfällt. Manchesmal

setzten wir uns in den Hof bei einem Kahve — Kaffee mit Zigaretten oder Nagileh — und ließen uns von einem Wahrsager oder einem Bärenführer die Langeweile vertreiben. Diese Wahrsager (faldschi) gehören persischen Zigeunerbanden an. Ab und zu gesellte sich der persische Telegraphenbeamte, der nebenan sein Zimmer hatte, zu uns. Er hatte Oberstrang und sprach französisch. Er blieb aber nur kurze Zeit in Khanekin. — Außer dem Telegraphendirektor Bezochy Effendi verkehrte ich am meisten mit Inaietullah Effendi und seinem Neffen Mahmud Agha, dann mit dem Gouverneur Abdallah Effendi, alle drei wirkliche Muselgentlemen. Natürlich muß man auf die Freundschaftsversicherungen der Großen und der einflußreichen Beamten des Landes nicht bauen, in der Regel ist alles nur Schöntuerei und hinter den verbindlichen Formen verbirgt sich viel Falschheit.
Inaietullah Effendi gehörte zu den ersten arabischen Familien im Lande, er war zu Zeiten Midhats Paschas Mutessarif in Hilleh und hatte einen gesunden Menschenverstand, d. h. er war ein guter Moslim ohne Fanatismus, ein gentleman, wie man sie selten antrifft. Als ich eines Tages mit ihm über Politik sprach, meinte er: »Was haben wir durch Eisenbahnen und Chausseen gewonnen? Wir haben dadurch nur Europa den Weg geebnet unser Land zu nehmen, denn wo keine Verkehrswege sind, da können die Europäer nicht fortkommen.« Ich habe dem Inaietullah Effendi viel zu verdanken, er hat sich stets wie ein wirklicher Freund um mich bemüht. Sein Neffe Mahmud Agha war stets um mich. Ihm verdanke ich's, daß ich mich in Khanekin nicht viel gelangweilt habe. Da er stets frei war, sah ich ihn fast jeden Tag. Entweder waren wir zusammen auf der Jagd oder er saß bei mir und wir füllten Kartuschen. Er hat mir oft seine Ergebenheit bewiesen. Und das ist viel von einem Moslim einem Gjaur gegenüber.
Der Gouverneur Abdallah Effendi war mir auch wohlgesinnt, er hat mir nie direkt dienstliche Schwierigkeiten gemacht, war stets zuvorkommend und hat mich öfters auf Dinge aufmerksam gemacht, die ich als Fremder nie geahnt hätte. Nur eine Zeitlang machte sich eine kleine Kälte bei ihm bemerkbar. Das kam folgendermaßen: Eines Tages sagte er zu mir: »Hekimbaschi, bizim itschin hitsch bir schē jokmu?« (Chefarzt, gibt es nichts für uns?) — Ich verstand, was er meinte. Auf delikate Weise machte ich ihm begreiflich, daß

bei der Art, wie unser Dienst eingerichtet sei, dergleichen nicht anginge, sonst würde ich ihm gerne gefällig sein. Mit einem sarkastischen Lächeln erwiderte er mir: »Sarar jok« (macht nichts). Das hieß soviel als: Du brauchst nicht mehr auf mein Entgegenkommen und Freundschaft zu rechnen. Es dauerte nicht lange, da wurde seine einzige Tochter krank, ich kam einige Male in seinen Harem, sie genaß und damit verschwand augenscheinlich seine Kälte. Bis zu meiner Abreise herrschte dann das beste Einvernehmen zwischen uns. Er war von Hause aus, ebenso seine Frau und die Tochter von vornehmem Charakter und was eine große Seltenheit war, Mutter und Tochter schrieben ganz gut arabische Briefe. Ab und zu hatten sie Streitigkeiten mit den Frauen der Offiziere. So hatte eines Tages die Frau des Landwehrobersten Risa beg der Frau des Kaimakams vor die Tür eine Blechbüchse voll Petroleum gießen lassen, was ihr auch erwidert wurde. Dies ist so Sitte in Kurdistan, wenn Frauen sich gegenseitig einen Schimpf antun wollen, es soll soviel heißen, als daß bei der betreffenden Frau etwas Schlechtes ist, d. h., daß sie auf unerlaubten Wegen geht.

Große Unbequemlichkeiten bereitete mir meine Haushaltung. Ich hatte einen Koch, den ich aus Bagdad mitgenommen hatte, er bekam 150 Piaster monatlich, dann einen kleinen Diener aus Khanekin mit 40 Piastern monatlich. Öfters war ich gezwungen, beide zu wechseln, ich konnte mich an ihre Eigenheiten im Anfange nicht gewöhnen. Bei ihren Glaubensgenossen, den Moslims, halten sie es eher aus, weil sie vertraulicher behandelt, mit der Zeit im Hause verheiratet und mit Kind und Kegel ernährt werden. Die richtige Behandlung der Diener hierzulande erfordert ein eigenes Studium. Man muß sie bei allem kontrollieren und oft Nachsicht üben. Natürlich mußte ich auf eine europäische Küche verzichten und ganz arabisch leben. Ein Junggeselle hat's besonders schlecht, weil eigentlich jeder heiratet. Junggesellen sind eine Seltenheit. In ganz Khanekin hatten nur der Gouverneur und ich einen Koch, in den Häusern versorgen die Frauen die Küche, haben sie Dienerinnen, dann mit deren Hilfe. Die Leute konnten nicht begreifen, wie's kam, daß ich unverheiratet war und blieb. Meine Freunde schlugen mir vor, die Tochter des Gouverneurs oder dieses oder jenes Scheichs zur Frau zu nehmen. Sie ver-

standen nicht, daß wir von einer Frau Gemüt und Herzensbildung verlangen und die Seele heiraten, nicht das Fleisch. Die Mädchen werden gar nicht gefragt ob sie wollen, die Eltern machen den Handel ab. Ich konnte mich aber nie mit dem Gedanken befreunden eine Kurdin oder Araberin zu heiraten. Eine chaldäische Christin aus Bagdad, mit dem hiesigen Telegraphendirektor verwandt, machte sogar zweimal die beschwerliche Reise nach Khanekin, um mir ihre Tochter anzubieten. Sie konnte gar nicht begreifen, warum ich ihre hübsche Tochter nicht wolle. Den Leuten ist der Junggeselle ein Greuel, sie verachten ihn und halten ihn, ganz abgesehen von religiösen Vorurteilen, für zu geizig, um Frau und Kinder zu ernähren. Als ich nun zweimal meinen Koch hatte wegschicken müssen, kam ich in die größte Verlegenheit. Mit genauer Not trieb mir mein Freund Mahmud eine entlassene Negersklavin auf, ich konnte aber die von ihr bereiteten Speisen nicht genießen, dieselben hatten einen sonderbaren Geschmack, auch sie selbst verbreitete einen für mich widerlichen Geruch, so daß ich sie nach zwei Tagen wieder wegschickte. Ich aß dann, bis aus Bagdad ein Stellvertreter kam, beim Gouverneur, dem Telegraphendirektor oder bei Inaietullah Effendi. Es ist ausgeschlossen, daß eine Frau, selbst die ärmste – Christinnen ausgenommen – zu einem Junggesellen in Dienst geht.
Heiraten muß jedes Mädchen und jeder junge Mann sobald als möglich. Vermögen und Standesverhältnisse kommen dabei wenig in Betracht. Bei dem genügsamen Charakter der Leute, bei dem Glauben an Bestimmung und Vorsehung macht man sich keine Sorge für die Zukunft oder die Nachkommenschaft. Auch die Leichtigkeit der Scheidung verscheucht die Bedenken einer Ehe. Es herrscht die Ansicht, daß alte Männer durch Heirat mit jungen Mädchen verjüngt werden. Aus geschlechtlichen Genüssen wird kein Hehl gemacht, ohne Scham wird sogar in Gegenwart von Kindern davon gesprochen. Da die Menstruation oft schon im zehnten Jahre eintritt, so werden viele im zwölften oder dreizehnten Jahre gegen einen Kaufpreis und das Verschreiben eines Heiratsgutes verheiratet. Häufig werden Kinder in der Wiege für einander bestimmt, am liebsten werden Vetter und Kousine zusammen gegeben. – Der Trauakt selbst ist sehr einfach. Es wird vom Kadi ein Heiratskonsens – zwei Mark Stempelkosten –

geholt, worauf vom Imam oder Scheich (Theologen) die Heirat geschlossen wird; derselbe bekommt dafür von Bürgersleuten von fünf Mark aufwärts. Das Mädchen selbst ist bei dem Trauungsakte nicht zugegen, sie wird von ihrem Vater oder noch einem Verwandten vertreten; falls sie vaterlos ist, tritt ein näherer Verwandter ein. Diese erscheinen vor dem Imam oder Scheich und beschwören, daß sie im Auftrage von dem Mädchen handeln, dann legt der Vater oder der Stellvertreter seine Hand in die des Bräutigams, worauf die Anfrage an Beide ergeht, ob sie sich heiraten wollen. Nach dem Trauungsakte wird die Braut in das Haus des Bräutigams geführt, welcher wenigstens vierzig Personen speisen muß mit Reis, Fleisch und Gemüse. Die junge Frau darf die Stube nicht eher verlassen, bis sie ein Zeichen ihrer Jungfernschaft an die Frauen, die vor der Tür warten, gegeben hat. Alsdann fällt ein Schuß zum Zeichen dieses Ereignisses. Unterdessen werden die Sachen der Braut an Wäsche, Kupfergeschirr und Hausgerät in das Haus des Bräutigams gebracht. Erst dann bekommt dieser das Gesicht seiner zukünftigen Frau zu sehen, eine Hebamme oder ältere Frau hebt den Schleier und zeigt es ihm, wofür sie ein Trinkgeld erhält. Nach dem Gesetz kann der Muselmann vier Frauen nehmen, was aber in den kleineren Ortschaften selten geschieht. Ausnahmsweise sieht man jemand, der zwei Frauen hat. Nur in den reichen Häusern findet man mehr Frauen. Ein sehr toleranter Muselmann sagte mir: »Es wird bei uns nicht eher besser, als bis man mit dem Schleier der Frau den Koran bedeckt.« – Die Scheidung (talak) ist leicht, entweder nach gegenseitigem Übereinkommen oder beim Ergreifen der Frau in flagrante delictu oder auch ohne alle Veranlassung aus Kaprice, sobald der Mann bereit ist, der Frau das zugeschriebene Heiratsgut auszuzahlen. Oft erfolgt auch die Scheidung, wenn die Ehe kinderlos ist. Sind Kinder bei der Scheidung da, so bleiben sie bis zum neunten Jahre bei der Mutter, der Vater muß dann, seinen Verhältnissen entsprechend, eine vom Kadi bestimmte Alimention zahlen. Uneheliche Kinder kennt man nicht, der Tod ist einem Mädchen gewiß, das sich vor der Ehe etwas zu Schulden kommen läßt. Außereheliche Schwangerschaften enden mit Abortus, wenn sie zu verheimlichen sind. So ziemlich sicher vor dem talak (der Scheidung) ist die Frau nur dann, wenn sie erst Kinder, besonders

6*

Söhne hat. Wird eine solche entlassen, dann muß der Mann ihr und den Kindern bis zu einem gewissen Alter Alimente zahlen. Daher sieht man oft, daß kinderlose Frauen hinter dem Rücken ihres Mannes sich aus allem, was für die Haushaltung ins Haus geschickt wird, Geld machen. So verkaufte durch eine Mittelsperson die Frau des Zolldirektors in Khanekin, die meine Nachbarin war, jeden Monat Reis, Fett, Seife und dergl. und sparte sich für alle Fälle das Geld. Daß viele Ehemänner ihren Frauen gegenüber ohnmächtig sind, ist nicht selten, sehr oft hört man von den Frauen sagen: alʿabu iblis (sie haben sogar den Teufel selbst in Verlegenheit gebracht).

Das Leben ist sehr einfach. Morgens in der Frühe trinken die meisten eine kleine Tasse türkischen Kaffee ohne Zucker, manche auch wohl in besseren Häusern ein oder zwei Gläschen Tee, dann aber mit viel Zucker, und rauchen Nargileh oder Zigaretten, die sie meistens selbst drehen, dazu. Milch trinkt kein Mensch des Morgens, selbst kleine Kinder nicht. Bevor man das Haus verläßt, wird eine leichte Mahlzeit von Spiegeleiern, Früchten und Landkäse oder dergleichen eingenommen. Mittags wird — dies alles gilt für bessere Stände — eine Zwischenmahlzeit von kebab (auf dem Spieß gebratene Hammelstückchen) oder irgend ein warmes Gericht mit Brot gegessen, danach Früchte, je nach der Jahreszeit, und weißer Käse — Nargileh und türkischer Kaffee fehlen natürlich nicht. In den Nachmittagsstunden wird viel türkischer Kaffee, Limonade und Schorbet getrunken und geraucht. Die Hauptmahlzeit findet abends statt und besteht je nach dem Vermögen aus verschiedenen warmen Gängen. Im Durchschnitt sind die Leute sehr mäßig. In vielen Häusern trinken die Männer vor dem Abendessen einen Raki, eine Art Dattel- oder Reisschnaps. Die Nahrung setzt sich in der Hauptsache zusammen aus Brot, Reis, burghul (aufgequollener Weizen), Vegetabilien, Obst und Milchprodukten, besonders leben (dicke Milch). Fleisch ißt man weniger als in Europa. Die beliebteste Reissorte ist Amberbu. Jedes Haus backt Brot für den eigenen Bedarf. Nur der Fremde kauft sein Brot im Bazar. Mit dem dünnen Brote werden die Speisen angefaßt, es erspart den Löffel und die Gabel. Das Brotbacken geschieht, wie man bei uns Eierkuchen macht, indem man einen dünnen Fladen auf einer Scheibe aus Eisenblech bäckt. Alle

Speisen werden bei offenem Feuer bereitet, sei es auf Kohlenbecken oder in der Küche auf einem Herde, der aus zwei parallelen Dämmen aus Lehm besteht. Zwischen diesen wird Feuer angezündet und die Töpfe darauf gesetzt.
Von Fleischsorten ißt man fast ausschließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch, dagegen ist Rind- und Büffelfleisch sehr selten. Ab und zu wird ein Kamel geschlachtet, mehr bei den Beduinen als in der Stadt, dieses Fleisch wirkt aber, wie das der Ziegen, abführend. Allgemein wird das Verbot, Schweinefleisch zu genießen, respektiert, selbst die Christen haben in diesen Gegenden eine gewisse Abneigung gegen das Schweinefleisch. Natürlich kommen Ausnahmen vor. So essen einige Feinschmecker kebab (vom Wildschwein) beim Rakitrinken. Ebenso wird der Hase von minder skrupulösen Leuten gegessen. Die Hasen sind aber hierzulande sehr mager und haben keinen Geschmack. An Wild bekommt man oft Wachteln (bildirtschin), Frankolins (duratsch), wilde Enten und Bekassinen; sehr beliebt sind Sperlinge. Fische kommen aus dem Flusse Alwend. Nach dem religiösen Gesetz muß jedes Tier so geschlachtet werden, daß es richtig ausbluten kann. Fleisch und Wild wird immer frisch gekocht und nicht für den nächsten Tag aufbewahrt. Schisch Kebab (Spießbraten) wird allgemein gern genossen, sei es von Hammel- oder Lammfleisch, oder das Fleisch wird mit Zwiebeln zu gleichen Teilen zu einem feinen Brei gehackt, auf einem Spieß geformt, über Kohlen gebacken und manchmal mit dem Pulver von Rhus coriaria (zumak) bestreut. Dieses ist eine Lieblingsspeise, aber schwer verdaulich. Sehr beliebt sind abgekochte Schafsfüße und Köpfe, dann Leber, Lunge und Därme. Die Schafe sind durchweg Fettschwänze und wohlschmeckend. Im Sommer wird vom Volke zu Mittag einfach Brot mit Feigen, Maulbeeren, Melonen, Trauben, Datteln und frischen Zwiebeln in erstaunlicher Menge verzehrt. Mein kleiner Diener Said z. B. aß Datteln viel lieber als das beste Stück Fleisch. Es gibt so viel Datteln, daß damit die Pferde, Esel und Straßenhunde gefüttert werden. Kartoffeln bekam ich aus Persien mit den Karawanen. Sie schmeckten ganz gut, fanden aber außer mir in Khanekin fast keinen Käufer, sie werden in Bagdad auf den Markt gebracht. Nach starken Gewittern werden von den Beduinen Trüffeln aus der Wüste gebracht. Dieselben haben oft die Größe

von mäßigen Kartoffeln, leider sind sie kaum vollständig zu reinigen, so daß man immer Sandkörner zwischen die Zähne bekommt. Gewürze werden in der Küche viel gebraucht: Pfeffer (Filfil), Zimmt (dartschin), Cardamomum (hil), am liebsten Safran, aus Persien bezogen, welcher dem Reis beigemischt wird. Außerdem sind aromatische Kräuter wie Majoran, Kümmel, Fenchel, Münze, Zwiebel und Knoblauch sehr beliebt, roh oder den Speisen beigemischt. Die Kochbutter fürs ganze Jahr wird aus Schaf- oder Ziegenmilch hergestellt. Die Milch wird selten frisch genossen, sondern zum größten Teil als saure Milch (türkisch: jourt, arabisch: leben), entweder zum Brot oder als Zutat zu vielen Speisen. Leben ist überhaupt ein Lieblingsnahrungsmittel der Bevölkerung. Als beste Qualität gilt die aus der Milch der Büffelkühe. An Käse kennt man nur den weißen Landkäse, der stark mit Salz versetzt wird, um ihn haltbarer zu machen. Er schmeckt sehr gut. Butter als Brotaufstrich kennt man nicht. Die Kaffeebohnen (bunn) heißen entweder jemeni oder hedschazi, je nachdem sie von Jemen oder dem Hedschaz bezogen sind, auch wohl bari, d. h. auf dem Seewege von Indien bezogen.

Ich hatte mir ein Kochbuch aus Deutschland kommen lassen – die »Süddeutsche Küche« – es war aber verlorene Mühe, diesen arabischen Kochkünstlern eine europäische Kochordnung beizubringen. Ich gab daher den Versuch bald auf.

Das Leben ist an und für sich sehr billig. Daher ist man selten um seinen Unterhalt bekümmert. Bettler kennt man kaum in guten Jahren. Jeder lebt nur für den Tag und denkt nicht an das Morgen. Es kommen aber auch Jahre der Teuerung und dann gibt es viel Not; so soll vor Jahren einmal eine so große Hungersnot gewesen sein, daß man Kinder – hauptsächlich Mädchen – für 10 Mark verkaufte.

Öffentliche Gasthäuser oder Restaurants gibt es nicht, ein Fremder muß entweder in ein Karawanserei einkehren, oder die Gastfreundschaft annehmen. Gibt es Kaffeehäuser, so vertreiben sich die Leute dort, ebenso wie zu Hause, die Zeit mit Trictrac, dem Schachspiel (satrandsch) und Karten.

Das Kochgeschirr ist aus Kupfer und wird von Zeit zu Zeit verzinnt. Im ganzen sind die Leute ziemlich reinlich bei der Zubereitung der Speisen, man darf aber in diesem Punkte nicht unsern

Maßstab anlegen. Als selbstverständlich gilt, wie überall im Orient, daß der Diener beim Einkaufen einen gewissen Prozentsatz aufschlägt, je nachdem das Auge des Herrn ihn überwacht; er hat stets Ausflüchte und Lügen an der Hand, um sich aus der Affaire zu ziehen. Ebenso macht er sich kein Gewissen daraus, Mundvorräte aus dem Hause zu tragen; wird er ertappt, entschuldigt er sich mit seiner Armut.

Zu jeder Verrichtung im Hause hat man einen besonderen Diener. Auf Reisen und in Lagerplätzen sind die Diener sehr brauchbar. Im ganzen sind sie sehr unterwürfig, erlauben sich selten eine Widerrede, selbst wenn sie ungerechterweise mit Vorwürfen überhäuft werden; aber man darf sich nie auf sie verlassen, obwohl sie sehr oft Proben von Treue geben. In der Regel wird in den Familien die Dienerschaft wie zur Familie gehörig behandelt, in den reichen Häusern werden sie auch im Hause verheiratet und ihre Kinder wachsen auf und spielen mit den Kindern des Hauses. Stets muß man bei Einkäufen, sei es auf dem Markte oder sonstwo Bazarlik machen, d. h. feilschen bis zum äußersten. Die Leute erwarten das nicht anders und stellen ihre Preise danach.

Eine Hauptzerstreuung fand ich zu Hause mit meinem Pferde, Hoka, einer Stute. Sie war zwar nicht sehr jung, aber noch in den besten Jahren. Die Stute gehörte der Rasse von Kachlan an und war allgemein bekannt. Eine Dressur nach unserem Sinne kennt man nicht. Das Fohlen läßt man frei herumlaufen, Kinder und Gesinde spielen mit ihm; mit dem zweiten Lebensjahre wird es meistens mit einem leichten Sattel gesattelt und von einem Knaben geritten. Dieses frühe Benutzen des Pferdes hat den Nachteil, daß seine Wirbelsäule und Gelenke geschwächt werden. Das gewöhnliche Pferdefutter besteht nur aus Gerste und zermalmtem Stroh, gewöhnlich 5 Pfund Gerste und 10 Pfund Stroh auf den Tag. Die Hauptfütterung findet abends statt, getränkt wird es nur einmal und zwar um 2 Uhr mittags. Im Frühling erhalten die Pferde, Esel und Maultiere 40 Tage lang Grünfutter, entweder im Stall oder auf dem Felde selbst. Geritten werden sie in dieser Zeit nicht, da sie durch das Purgieren geschwächt werden. Wasser bekommen sie dann nur abends gereicht. Abends werden gewöhnlich die Pferde gestriegelt (timar), danach der

Körper mit einem rauhen, nassen Wollappen abgerieben, die Füße mit den Händen geknetet, Schweif und Mähne sorgfältig gewaschen. Um das Gedeihen der Pferde zu fördern, halten sich die Leute in den größeren Pferdeställen, auch in Persien, ein kleines Schwein, dessen Geruch den Pferden gesund sein soll. Das Schwein gewöhnt sich vollständig an die Pferde, – ich hatte öfters Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß es ihnen nachläuft, wenn sie zur Tränke geführt werden. Die Pferde zeigen mit der Zeit eine eigene Anhänglichkeit an dieses Tier. Man reitet gewöhnlich einen guten Schritt oder den Paßgang (rahwan), selten Galopp, im Bedarfsfalle entwickeln aber Mann und Roß eine erstaunliche Ausdauer im Galoppieren. Der Trab ist fast unbekannt. Frauen sitzen auf dieselbe Weise wie die Männer zu Pferde. Man überläßt das Pferd fast immer sich selbst und dem gewöhnlichen Schritt. Die europäischen Sättel sind nicht beliebt, die arabischen werden vorgezogen. Die Araber umwickeln den Leib des Pferdes nach dem Gebären mit Binden und führen die Stute am siebenten Tage dem Hengste zu. Der Schweif des Füllens wird öfters am Tage mit der Hand nach aufwärts gebogen, man gewöhnt es bald an Kamelmilch und läßt es 5 bis 7 Monate lang saugen. Nach dem Absetzen gibt man ihm gemahlene Gerste und fesselt es über die Knie und Sprunggelenke. Mähne und Schweifhaar werden bis zum fünften Jahre kurz geschoren, nach dieser Zeit läßt man sie frei wachsen.

Europäer kamen nur sehr selten auf der Durchreise nach Khanekin. Der erste, welchen ich sah, war ein Franzose, der sich als Baron Guy d'Ancerville, Korrespondent des Figaro, Monde Illustré in Paris vorstellte und den ich aus den Händen der Polizei befreite. Er machte einen guten Eindruck, war sehr lebhaft und Anhänger des Roy (Comte de Paris). Von Teheran kommend, wollte er nach Bagdad und von dort über Bassora nach Maskat und Abuschir, dann nach Bombay, Kalkutta, Tonking, Madagaskar, sodann hoffte er im Mai 1884 in Paris zu sein.

Ein paar Monate später kam ein anderer Franzose aus Persien, er nannte sich Dr. de Fourneaux und gab sich als Militärarzt der französischen Armee in Tunis und Korrespondent der Societé de Géographie in Paris aus. Er reiste nach Bagdad, kam nach drei Monaten wieder zurück und brachte ein Empfehlungsschreiben

an mich mit. Als er kam, war der Alwend so angeschwollen, daß er weder zu Pferd noch mit der Korbfähre hinüber konnte, er blieb bei Inaietullah Effendi, der ihn, mir zu Gefallen, aufnahm. Von Khanekin reiste er nach Persien weiter. Die persische Eskorte, welche für ihn bestellt war, erschien nicht, ich begleitete ihn daher mit meinem Diener über die Grenze bis Kal'at Sebzsi, einem kleinen persischen Grenzturm, wo einige persische Infanteristen liegen. Er wollte mit den Infanteristen nicht weiter, fürchtete von diesen ausgeplündert zu werden und bat mich flehentlich, zumal er an einem Herzleiden litt, ihn bis nach Kasr i Schirin zu begleiten. Ich nahm sechs Infanteristen und ritt mit ihm. Vor Kasr i Schirin schickte ich einen Diener in den Ort mit dem Auftrage, den »Sultan« – so nennt man in Persien den Hauptmann – von unserer Ankunft zu benachrichtigen, uns einen Platz zum Schlafen zu bereiten und Futter für die Pferde sowie Reiter für meine Rückkehr zu bestellen, da ich nur eine halbe Stunde mich aufzuhalten gedachte, – es war noch anderthalb Stunden bis Sonnenuntergang. Vor dem Orte empfingen uns zehn Lanzenreiter mit dem »Sultan« an der Spitze. Der Hauptmann gab an, daß er den Dr. de Fourneaux erst für morgen erwartet, deshalb habe er keine Reiter an die Grenze geschickt. Im Orte angekommen, wurde uns gleich Tee serviert. Inzwischen regnete es so stark, daß ich nicht fort konnte. Ich machte Anstalten, uns selbst Essen zu besorgen, wurde aber bedeutet, daß der »Sultan« den Auftrag habe, uns als Gäste der Regierung zu behandeln, die Auslagen bezahle Ali Murad Chan, zurzeit in Serbil, der wiederum den Befehl dazu vom Schah habe. Bis das Essen fertig war, wurden mir das Kind des »Sultans«, das an Bronchitis litt, sowie einige Augenkranke vorgeführt, dann die Mutter und Frau des Telegraphenbeamten, die letztere litt an einem Magenkatarrh, wogegen sie jeden Morgen Opium rauchte. Endlich kam das Essen. Der Pillaw war recht schmackhaft, das Huhn nur halbweich, dagegen das Feldhuhn mit Reis und jourt (saure Milch) recht gut. Bald nach dem Essen suchte ich mein Bett auf, doch war es unmöglich einzuschlafen wegen Flöhen und Hundegeheul. Mein Jagdhund Tschöper hielt uns wenigstens die Hunde vom Leibe, denn unser Schlafraum hatte keine Tür. Am nächsten Morgen nahm ich mir vier persische Reiter mit und ritt zurück. Von der Eskorte hatte einer eine Lanze, der zweite einen dabbus (Keule)

und die beiden andern gar nichts. An der türkischen Grenze entließ ich sie mit einem Trinkgelde.
Später hörte ich, daß Dr. de Fourneaux in Sihna Muselmann geworden sei und eine Schwester des Gouverneurs von Sihna heiraten wolle. Diese habe eingewilligt, wenn er zum Islam übertrete. Aber als er alle Formalitäten erfüllt, wies sie ihn ab mit den Worten, daß, wenn er ein ordentlicher Mensch gewesen sei, er seine Religion nicht gewechselt haben würde – eine gute Lehre für ihn. Von Sihna ging er nach Teheran, wo er von Paris aus von verschiedenen Häusern wegen Betrügereien verfolgt wurde. Die französische Botschaft wollte nichts von ihm wissen. Er wurde eingesperrt und hat sich dann in verschiedenen Städten als Perser herumgetrieben.

Im März desselben Jahres kamen zwei englische Missionare aus Bagdad, Dr. Bruce und Mr. Lotka, sie waren mir von dem Apotheker Greisezky telegraphisch empfohlen. Dr. Bruce wollte nach Ispahan, Mr. Lotka vorläufig nach Hamadan und dann nach London, um über die Mission in diesen Gegenden zu berichten. Er sprach gut deutsch und war in Amerika geboren. Gegen Abend ging ich mit einem Diener vor die Stadt, um die beiden Herren abzuholen. Wir passierten zusammen mittels der Kufa den Alwend. Kaum waren wir an das Land gestiegen, so kam ein berittener Gendarm auf mich zu und sagte, der tabor aghasi (Chef der Gandarmerie) habe befohlen, die beiden fremden Herren möchten zur Kaserne kommen. Da ich glaubte, es geschähe aus Neugierde, ließ ich sagen, ich würde am folgenden Tage mit ihnen beim Gendarmeriechef einen Kaffee trinken und wir gingen weiter. Gleich darauf erschien aber ein zweiter Gendarm und forderte die Missionare nochmals auf, ihm zu folgen. Ich riet ihnen, sich nicht stören zu lassen und ihres Weges zu gehen. In dem Augenblick kam ein Leutnant der Gendarmerie mit fünfzehn Gendarmen, umzingelte uns und befahl den Missionaren nach der Kaserne zu kommen. Sofort wies ich meinen Diener an voranzugehen und jeden, der ihm den Weg verstelle, einfach beiseite zu schieben, ich selbst deckte den Missionaren den Rücken. Dem Offizier selbst sagte ich, die Effendis seien meine Gäste und kein Gesindel, das man von der Straße wegfängt, ich würde dies auf keinen Fall zugeben, wenn mir nicht ein triftiger Grund angegeben würde; die beiden fränks (Franken) seien »in meinem Hause.« Niemand traute sich

uns aufzuhalten. Sobald wir zu Hause angekommen waren, ließ sich der Gendarmeriehauptmann selbst melden und zeigte mir eine türkische Depesche aus Bagdad, die lautete: »Auf Befehl des Wali von Bagdad sind die beiden Engländer Dr. Bruce und Mr. Lotka wegen Fehlens eines Wegescheines bis auf weiteres zurückzuhalten.« Kein Europäer wird jemals nach einem Wegeschein gefragt, nur Pilger und andere Eingeborene, die aus Persien kommen, müssen einen solchen haben. Ich erwiderte dem Hauptmann, er könne froh sein, daß es ihm nicht gelungen sei, die Missionare in die Kaserne zu sperren, wo es von Schlangen und Skorpionen wimmelte, denn sie seien Europäer und wenn ihnen etwas zustoße, würde er es teuer bezahlen müssen; übrigens sei in der Depesche kein Befehl enthalten, die Missionare einzusperren, sondern nur, sie an der Weiterreise zu verhindern. Dennoch wurde im Laufe des Tages ein Soldat an der Ecke meines Hauses als Posten aufgestellt. Ich ging zum Kaimakam und beschwerte mich darüber mit der Drohung, daß ich an die deutsche Botschaft telegraphieren würde, wenn der Posten nicht sofort zurückgezogen würde. Der Kaimakam entschuldigte sich, es sei nicht von ihm ausgegangen und ließ den Posten entfernen. Inzwischen hatten die Missionare über ihre Lage an das englische Generalkonsulat telegraphiert. Nach zwei Tagen kam eine Antwort vom Generalgouverneur in Bagdad, man möge die beiden Herren freilassen. Einige Zeit später hörte ich die Erklärung zu diesem Vorfall. Der Generalgouverneur von Bagdad hatte mit dem englischen Generalkonsul Streit bekommen und wußte sich in keiner anderen Weise an diesem zu rächen, als durch die Belästigung der beiden Missionare. Um mir gefällig zu sein, telegraphierte der persische Konsul in Khanekin nach Kasr i Schirin, der ersten persischen Station jenseits der türkischen Grenze, um Eskorte. Ich brachte dann die beiden Missionare mit meinem Diener und ein paar Jagdfreunden bis an die Grenze, wo wir noch zusammen frühstückten und übergab sie den persischen Reitern. Der Kaimakam in Khanekin hatte mir Gendarmen zur Verfügung gestellt, ich schlug sie aber mit dem Bemerken ab, daß ich meine Gäste selbst beschützen könne.

Anfang November 1884 kam Dr. Michel Kastorsky, Hauptarzt im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg,

durch Khanekin, er war von der russischen Regierung zum Studium der Pest nach Bagdad geschickt. Er sprach deutsch und französisch.

Ende Juni nächsten Jahres kam ein Engländer, mit Namen David Rees, Under-Secretary of Government of Madras und bat unbekannterweise um Gastfreundschaft. Abweisen darf man in diesem Lande keinen Fremden und so ließ ich ihm im unteren Stockwerke ein Zimmer geben. Er war auf einer Dienstreise begriffen und ein sehr intelligenter Mensch. Im Laufe unserer Unterhaltung sagte er mir: »In Europa steht die Regierung im Dienste des Volkes, in der Türkei steht das Volk im Dienste der Regierung und in Persien steht die Regierung im Dienste des Geldes; wer Geld gibt, kann alles bekommen.«

Drei Monate später, im September, kam Mr. Gérard, Oberst in der indischen Armee, mit einem Empfehlungsschreiben des Schweizer Kaufmanns Hürner aus Bagdad und mit ein paar Soldaten (Afghanen) durch. Er ging zur russischen Grenze, ebenfalls dienstlich. Ihm zu Ehren veranstaltete ich mit meinen Jagdfreunden eine Jagd auf Frankolins; alle bewunderten seine Treffsicherheit. Sein Gewehr zeigte eine Bißstelle eines Tigers.

Den folgenden Monat, Ende Oktober, kam ein Franzose, Henry Binder, Mitglied der Société de Géographie de Paris und bat mich, seinen Freund, der eine Schwellung am rechten Fußgelenk habe und in einem Han liege, zu besuchen, was ich auch tat. Die Herren waren von Bagdad gekommen, sie machten eine wissenschaftliche Reise. Herr Binder fragte mich nach meiner Nationalität. »Ich bin Deutscher«, erwiderte ich. –

»Ah,« meinte er, »woher?« –

Ich: »Aus Oldenburg.« –

Er: »Oldenburg? In welchem Teile von Deutschland liegt das? –

Ich: »Kennen Sie die Stadt Bremen?« –

Er: »Ja.« –

Ich: »Nun, ganz in der Nähe.« –

Dann erzählte er mir, daß er auf der Reise an ein paar Stellen von Deutschen, so z. B. in der Nähe von Dschulamerq von einem Herrn Schulz sehr freundlich aufgenommen worden sei. »Die Politik«, erwiderte ich, »hat nichts mit dergleichen menschlichen Handlungen zu tun; in der Not sind wir alle auf einander angewiesen.« – In seiner Reisebeschreibung, die später in meine Hände kam,

widmet Herr Binder seinem Besuch in Khanekin einen Abschnitt. »Hamelin« (sein Reisekamerad) heißt es, »bekommt immer heftigere Schmerzen, ich erfahre, daß es hier, wie an allen Grenzstädten auf den Hauptstraßen einen europäischen Sanitätsarzt gibt. Ich lasse mich zu ihm hinführen, zum Glück spricht er französisch. Er ist Deutscher, hat im Herzogtum Oldenburg studiert und heißt Saad. Ich muß zu seinem Lobe sagen, daß er sich gegen uns so gefällig wie nur möglich zeigte, er hätte gegen einen Landsmann nicht liebenswürdiger sein können. Es war acht Uhr, als ich mich bei ihm vorstellte, er hatte eben gegessen, ließ mich eintreten und bot mir zunächst ein Glas Wein an. Nach einem Ritt von sechzehn Stunden, währenddessen ich nichts genossen hatte als einen Manna-Kuchen und ein Glas Branntwein, erschien mir der Wein wie Nektar. Wir kehren nach dem Karawanserei zurück, wo er Hamelin untersucht; er befürchtet einen Abszeß am Knöchel; er läßt die Umschläge fortsetzen und empfiehlt womöglich auch während des Marsches damit fortzufahren. Da wir Schritt reiten, wird es leicht sein, das Bein in ein großes Tuch einzuschlagen.

»Der Doktor ist seit einem Jahr in Khanekin, wo er sich sehr einsam fühlt; die Einwohner sind äußerst fanatisch und trotz der Pflege, die er ihnen – oft unentgeltlich – angedeihen läßt, ist es ihm nicht gelungen ihr Wohlwollen zu erwerben. Er kann nicht unbewaffnet spazieren gehen; mehrere Mal, wenn er abends von Kranken heimkehrte, ist er beinahe überfallen worden; nach Anbruch der Dunkelheit kann er sich nur zu Pferde und in Begleitung seiner Dienerschaft herauswagen. Wenn er auf die Jagd geht, begleiten ihn außer seinen Dienern noch zwei Soldaten.

»2. November. – Ich stehe um drei Uhr auf und wir reisen um fünf weg. Man hat uns vier Soldaten zur Verfügung gestellt, darunter einen Unteroffizier. Dr. Saad hat die Liebenswürdigkeit gehabt, die nötigen Schritte zu tun, um uns eine gute Eskorte zu verschaffen, er schickte sogar einen seiner Diener um sich zu versichern, daß es uns an nichts fehle.« –

Auch ein anderer Franzose, Ducimetière-Monod, Banquier in Marseille, kam im Frühjahr von Teheran hier durch. Er hatte in Persien eine Geschäftsreise gemacht.

Ende nächsten Jahres (1885) war der Kaufmann Tschingaroff aus Tiflis, von Persien kommend, bei mir. Er war achtzehn Jahr alt,

Armenier von Geburt und russischer Untertan. Zwei seiner Leute, die bei Rayt, wo große Wälder sind, mit Baumrindensammeln beschäftigt waren, waren ermordet worden, er war nun auf dem Wege nach Paris. Sehr entzückt war er von der persischen Gefälligkeit Europäern gegenüber.
Auch Handwerksburschen passierten Khanekin. So kam einmal ein gewisser Adolf Meyer, Fleischergeselle aus Niederösterreich, von Teheran. Er wollte nach Bombay. Seine Spezialität war das Wurstmachen. Vor seiner Abreise aus Teheran hatte er allen Europäern zweimal Wurst gemacht, um abreisen zu können. Ein paar Tage später kamen noch zwei andere deutsche Handwerksburschen, Hirt aus Berlin und Hohendorf aus Odessa mit einem Briefe des türkischen Konsuls in Kermanschah. Sie kamen aus Teheran, wollten nach Bagdad und falls sie dort keine Arbeit fänden, nach Bombay. Der eine war Eisendreher, der andere Maschinist. Ich mietete ihnen einen Esel und gab ihnen etwas Kleingeld für den Weg.
Ein deutscher Handwerksbursche kam sogar eines Tages direkt auf mich zu und sprach mich auf deutsch an. Ich erwiderte ihm auf türkisch und tat, als ob ich ihn nicht verstände, worauf er mich ganz verdutzt anschaute. Nach einer Weile fragte ich ihn, woher er wisse, daß ich deutsch spreche. »Herr Doktor,« sagte er, »Ihr Name steht doch in der Herberge in Teheran angeschrieben. Sobald ein Handwerksbursche losgeht, bekommt er eine Liste mit auf den Weg, auf welcher die Namen der betreffenden Herren stehen und wieviel ein Jeder gibt.« –
Auch auf dem entgegengesetzten Ende kamen Handwerksburschen hier durch, so ein Ungar, Lackierer und ein Böhme, Schuster, von Ägypten, sie reisten nach Teheran, um von hier aus nach der Heimat zu kommen.
Zu meiner Zeit konnte ein Fremder in aller Ruhe in Persien reisen, viele Freunde sagten mir: »Mit dem Hute auf dem Kopf kommt man frei durch ganz Persien.« Räubereien und Überfälle von Reisenden wurden exemplarisch bestraft, mit Abhauen der Hand oder Eingraben bis an den Hals an der Raubstelle. Wer sich am Telegraphen vergriff, wurde an der Stelle am Telegraphenpfosten aufgehängt. Die Regierungsorgane in Persien sind überhaupt eigenmächtig, sie betrachten das Land als ihr Eigentum. So

erklärten sich die Einwohner von Kermanschah einstimmig gegen den Besuch des Zilul Sultan, Bruder des Schah, der in Ispahan lebt, und baten die Regierung ihm die Reise nicht zu gestatten, da er sie völlig ausplündern würde, denn ein so hoher Herr reist gewöhnlich mit 1400 Mann, die alles nehmen, aber nichts bezahlen.



FÜNFTES KAPITEL

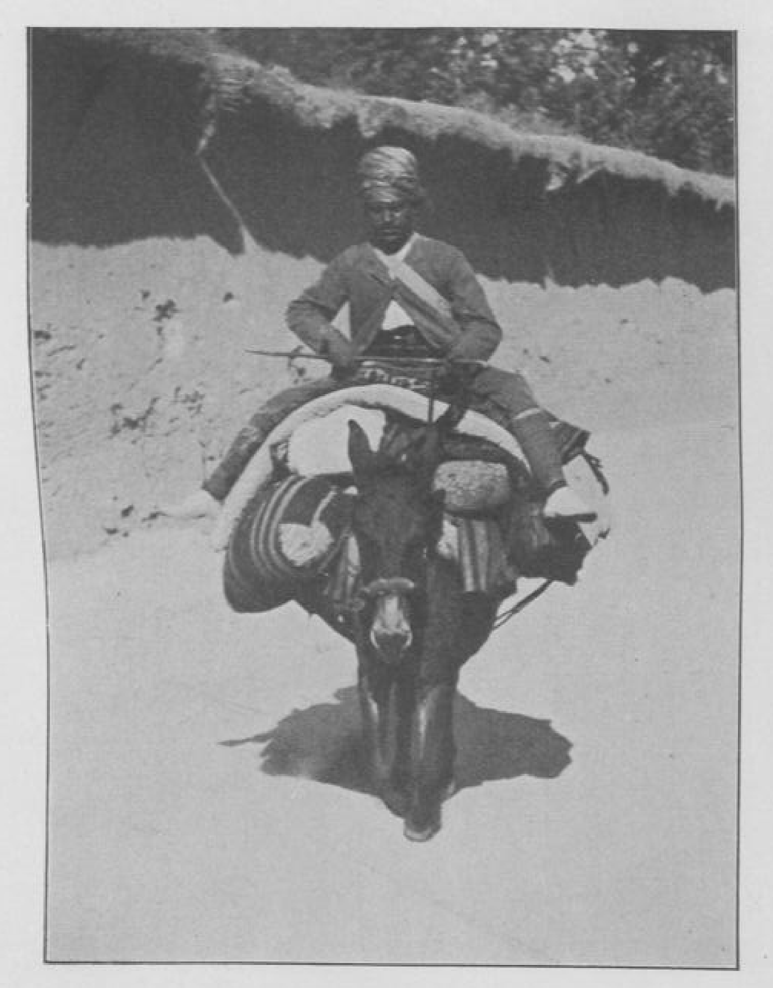
DIE PILGER NACH KERBELA UND NEDSCHEF

Ejer chasta dschani, bugu ja Ali!
(Wenn deine Seele betrübt ist, rufe o Ali!)

Die Wallfahrt beginnt in der Regel gegen Ende April. Die Karawanen sind im Frühjahr und Herbst am zahlreichsten, hauptsächlich während der Monate August, September, Oktober und November; sie nehmen ab im Monat Dezember. Während der anderen Monate sind es nur einige Touristen und Handelskarawanen, welche den Weg über Khanekin einschlagen. In der Regel dauert solch eine Pilgerreise mehrere Monate.

Die Pilgerfahrt ist in vier Hauptteile eingeteilt, nach den Festtagen, die deren Gegenstand bilden: erstens, kurban bairam (Opferfest, welches am zehnten des Monats Zil-hidsche stattfindet); zweitens, Gedenkfeier des Todes des Hussein im Monat Muharrem; drittens, Feier der Überführung des Kopfes des Hussein von Damaskus nach Medina, genannt Erbaʿin (vierzig), weil die Feier vierzig Tage nach der vorhergehenden stattfindet; viertens, Feier der Adi sijaret (gewöhnliche Pilgerfahrt), welche zwanzig Tage nach dem Monate Muharrem stattfindet.

Die meisten Pilger gehören zur Sekte der Schiiten. Der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten besteht darin, daß die Schiiten Ali, den Neffen und Schwiegersohn Mohammeds, mit größerer Verehrung betrachten, als Mohammed selbst. Ali heiratete Mohammeds Tochter, Fatme, und hatte von ihr zwei Söhne, Hassan und Hussein. Mohammed soll ihren Tod vorausgesagt haben, und in der Tat wurden eines Tages Ali und seine beiden Söhne nebst einer Menge ihrer Freunde und Anhänger niedergemetzelt. Die Schiiten erklärten, Mohammed habe ihren Tod heimlich veranlaßt, und bis auf den heutigen Tag hassen sich die beiden Sekten gegenseitig mehr als sie die Christen hassen. Das Jahresfest dieses verhängnisvollen Tages wird unter den Schiiten alljährlich regelmäßig gefeiert. An manchen Orten ziehen Fanatiker



EIN PERSISCHER PILGER.



EIN FALKONIER.



Säbel und Messer und bringen sich furchtbare Wunden bei zu Ehren Ali's und seiner Söhne, mancher ist schon daran gestorben.

Die Sunniten machen sich lustig über die Gebetsverrichtung der Schiiten. Einem Schi'î, sagen sie, genüge zur vorgeschriebenen Waschung der Inhalt einer zemzemie (kleine Blechbüchse von ungefähr 120 g Inhalt), und wenn ihm für seine Füße kein Tropfen mehr übrig geblieben sei, so ersetze er mit Speichel das Fehlende. Dabei suchten sie sich Läuse und Flöhe ab, schauten sich neugierig um und gähnten, so daß ihr namas (Gebet) frenk tschorbasi kibi (einer europäischen Suppe gleich) sei, d. h. aus allerlei bestehe.

Die Pilger wallfahrten zunächst nach Kerbela, dann nach Nedschef, dem religiösen, schiitischen Zentrum des Wilajets Bagdad, viele von ihnen kommen bis Samara. Einzelne ziehen von hier weiter nach Mekka, aber ihre Zahl ist gering, da sie die Araber fürchten, welche verschiedentlich, unter dem Vorwande, daß die Schiiten das Grab Mohammeds in Mekka geschändet haben, dieselben berauben und erschlagen. Der zehnte Teil sieht oft die Heimat nicht wieder. Man nennt daher den Gesang ihrer Zugführer das Totenlied. Die wenigen Sunniten, welche sich unter ihnen befinden, kommen gewöhnlich aus Afghanistan, Kabul, Kandahar und Herat; sie passieren die Wüste, um nach Mekka zu gehen. Manchmal, aber selten, befinden sich auch Juden unter den Pilgern. Diese wallfahrten entweder nach dem Grabe Ezechiel (Kefir begamber), nahe der Stadt Hille, oder dem Grabe Esdras, jenseits der Stadt Korna, am Tigris, andere nach dem Grabe des Propheten Josua (nebi Juscha), in der Nähe von Bagdad, auf dem Wege, welcher zur kleinen persischen Stadt Gadim (imam Musa el-gadim) führt. Die große Mehrzahl der Pilger aber sind Perser.

Der Perser (farsi) nennt sich gewöhnlich Irani und sein Land Iran. Wer gut persisch sprechen und schreiben will, muß arabisch und türkisch können. Zum Schreiben bedient sich der Perser der arabischen Schriftzeichen. Für diese Schrift ist eine dickflüssige Tinte erforderlich, die europäische ist dazu nicht geeignet. Der Perser ist, wie die meisten Orientalen, genügsam, liebt aber geistige Getränke und Reizmittel. Er erträgt Glück und Unglück mit vollkommenem Gleichmut, hat viel Sinn für Poesie, Gesang, Tänze, Theatervorstellungen und Feuerwerke, ist witzig, wenig kriegerisch, neigt zu Heimlichkeiten und Mystik und lebt, wie alle

Völker des Orients, nur in der Gegenwart. Der Gebildete ist im Umgange angenehm, äußerlich nicht fanatisch, aber wenig zuverlässig. Ein markanter Zug im persischen Charakter ist die Liebe zum Gelde; der Perser verleugnet dafür oft Frau und Kind. Das Lügen ist im ganzen Lande keine Unehre, es besteht überall eine schweigende Übereinkunft: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus. Daher das Sprichwort: »Auf ein gegebenes Wort soll man nicht bauen.« Bei Begrüßungen verschwendet man viele Worte. Der Eintretende sagt: »Salam aleikum!« (Friede mit Euch!), worauf ihm geantwortet wird: »We ʿaleikum essalam« (Auch mit Euch der Friede). Beim Abschied sagt der Hauswirt: »Chosch amadi!« (Du kamst gelegen!), worauf der Scheidende erwidert: »Sajei schuma kam ne schewed!« (Die Güte des Hochgestellten oder Euer Schatten mögen sich nicht mindern!) – Christen werden, an Stelle der obigen Begrüßungsformel mit Fragen und Komplimenten über das Befinden überhäuft. Niedergestellte grüßen ihre Vorgesetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Sucht nach Komplimenten kennt keine Grenzen, zum mindesten traktiert man sich mit »serkar« (Ew. Liebden), oder läßt dem Namen den Titel »Chan« oder »Beg« folgen, bei Frauen gebraucht man die Anrede »Chanum« oder »badschi« (Schwester). Der höchste Adelstitel ist »Schahzade«, Prinz aus der regierenden Dynastie; er ist durch Nachsetzen des Wörtchens Mirza kenntlich. Leute, welche den Prinzentitel führen, gibt es unzählige. Wenn dem Schah ein Mädchen gefällt, so behält er sie vier bis fünf Tage bei sich. Wird sie schwanger, so ist der Neugeborene ein Schahzade. So soll es viele Karawanenführer, selbst Wasserträger geben, die Schahzades sind.

Der eigentliche Adelstitel, durch das dem Namen nachgesetzte Wörtchen Chan bezeichnet, ist entweder angeerbt oder vom Schah verliehen, oder man legt ihn sich selbst bei, wenn man reich geworden ist.

Mehr geschätzt sind die Ehrentitel dewlet, saltanet und mulk, welche alle drei »Regierung« bedeuten. Disziplin, Stütze, Säule, Rat, Arm, Beutel, Diadem, Fackel, Zunge der Regierung, der Krone, des Reiches, das sind so ziemlich die Ehrentitel der höchsten Regierungsbeamten.

Schreiber oder Leute der Feder nennt man auch Mirza. Das Wort Mirza wird aber in diesem Falle dem Namen vorangesetzt. Mirza ist die Abkürzung von Emirzadeh, ein Zeichen, daß in früheren Zeiten die Schreibkunst nur den höchsten Ständen zugänglich war.

Eine Eigentümlichkeit des Persers ist, daß er für die Bejahung keine besondere Kopfbewegung hat; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt und gleichzeitig die Lippen zusammenzieht. Seine Entrüstung drückt er meist aus durch die Formel »la illaha ill allah«, Bewunderung und Beifall durch »barak allah«, »aferin«, »maschallah« (Allahsegen, Bravo, tausend Bravo).

Im Fluchen sind die Perser Meister. Man beschimpft meistens nicht den Gegner direkt, sondern dessen Familie, besonders den Vater, die Frau oder das Grab der Vorfahren. Die gebräuchlichsten Schimpfworte sind: peder suchte (dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide), peder-seg (dein Vater ist ein Hund) oder wie die Türken sagen: köpekoglu (Hundesohn). Die Schimpfworte, Frauen betreffend, sind so gemein, daß sie sich nicht übersetzen lassen. Bei jeder Gelegenheit bedienen sie sich des Ausrufs: »Ja Ali! Ali dschan!« (O Ali, Ali meine Seele!). Um seine Lügen zu bekräftigen, schwört der Perser beim Kopfe dessen, mit dem er spricht (baschün itschin), sehr selten bei seinem eigenen Kopfe (baschün itschün), er hat natürlich seine Gründe dafür. In den seltenen Fällen, wo er die Wahrheit sagt, bekräftigt er dieses, indem er bei Allah oder beim Propheten schwört.

Ein Gegenstand, der selten bei den bemittelten Persern fehlt, ist der tesbih (Rosenkranz). Die Beliebtesten stammen vom Grabe des Ali und Hussein in Kerbela und Nedschef. Man hält ihn in der Hand, sei es, um damit zu spielen, sei es, um ihn zu befragen. In diesem Falle verfährt man folgendermaßen. Der Perser, bevor er eine Sache unternimmt, nimmt aufs Geradewohl eine Hand voll Kügelchen und läßt sie zwischen den Fingern durchgleiten, indem er bei jedem Kügelchen die Worte spricht: »Subhan Allah, el hamdu lillah, vallah!« (Gott sei gesegnet! Gott sei gelobt! bei Gott!). Trifft das letzte Kügelchen mit den ersten zwei Worten zusammen, so kann man das Unternehmen unbedenklich ausführen. Trifft es aber mit dem Wort vallah zusammen, so muß man unbedingt darauf verzichten. Der Rosenkranz wird auch befragt,

7*

wenn man eine Audienz wünscht oder in den Harem gehen oder einen Kauf abschließen will, oder wenn man unschlüssig ist, welche Speise man wählen soll, usw.
Wenn die Pilgerzeit naht, so durchziehen sogenannte tschausche, eine Art Bote, die Dörfer in Persien. Auf einem Teppiche sitzend, inmitten eines öffentlichen Platzes, vor sich einen Samovar von respektabler Größe, zu dessen beiden Seiten zwei Zuckerhüte, halten sie verschiedene Reden zu Ehren Imam Husseins. Dann wechseln sie in geschickter Weise das Thema, um ihre Zuhörer über die Auslagen der Pilgerfahrt zu unterhalten, welche natürlich, nach ihrer Aussage, nur gering sind, Gerste, Stroh und Unterkunft in den Stationen erhalte man umsonst. Zu gleicher Zeit wird den Zuhörern Tee serviert und diese ermutigt davon zu nehmen mit den Worten: »Der trinke davon, welcher den Imam Hussein liebt!« – Die Namen derjenigen, welche erklären an der Wallfahrt teilnehmen zu wollen, werden eingeschrieben und später wird ihnen das Rendezvous mitgeteilt.
Vom 15. August an gleicht Khanekin einer geräumigen Karawanserei. Die Khanekiner, obwohl von Hause aus faul und apathisch, entwickeln dann eine staunenswerte Tätigkeit und Geschicklichkeit, die man nicht bei ihnen vermutet, um die Pilger von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß sie ihren Reisebedarf hier einkaufen müssen. Im ersten Jahre meines Aufenthalts war die Pilgerzahl eine sehr große, über fünfundsiebenzigtausend mit zehntausend Leichen passierten Khanekin. Die Ursache dieses außergewöhnlichen Zudranges war folgende: im vorigen Jahre hatten die Pilger lange Zeit vor der Tür von Imam Ali gewartet, ohne daß diese, trotz ihres beharrlichen Wartens, sich öffnete, als plötzlich beide Torflügel sich von selbst auftaten. Daraufhin erzählten die Pilger nach ihrer Rückkehr in die Heimat, daß Ali in eigener Person ihnen die Tore seines Heiligtums (ziaret) geöffnet habe. Die Erzählung dieses Wunders, von den Wächtern der Heiligtümer in Kerbela und Nedschef weiter verbreitet und ausgeschmückt, verfehlte nicht einen großen Eindruck hervorzurufen; man erzählte sogar, daß der Schah von Persien selbst die Absicht habe, sich an der Pilgerfahrt zu beteiligen. Die Wächter haben natürlich großes Interesse daran, die Liebe zu Ali und Hussein wachzuhalten, denn es ist selten, daß ein reicher Pilger mit leeren Händen ankommt. Der eine bringt kost-

bare Shawls und Teppiche, ein anderer Gold- und Silberwaren, wertvolle Steine oder seltene Tiere, sogar die Erstlingshaare der Neugeborenen.
Die Vornehmen reisen mit großem Gefolge von Dienern, Handpferden (jedek) und Lasttieren. Selbst ein Extradiener für das Nargileh wird gehalten. Unterwegs ruft der Herr ab und zu: »Kalian bijar« (bringt das Nargileh) und raucht reitend einige Züge daraus. Das Reisen geschieht zu Pferd, auf Maultieren, Eseln, im tachtrawan (Palankin) oder im Mahafa, auch Kedschaweh genannt. Diese beiden letzten Transportmittel sind aber teuer und werden nur von älteren Leuten, Frauen und Kindern benutzt. Einen Fußgänger, wie einen Armen unter den Pilgern, nennt man piade. Solcher gibt es bei jeder Karawane eine große Zahl, selbst Reiche schämen sich nicht, wenn sie der Zahlung des teskera entgehen können, sich als piade auszugeben. Man rechnet durchwegs von Teheran nach Bagdad und Kerbela 22 Karawanentage.
Schon vor Ankunft der Pilgerkarawane wimmelt der Platz vor der Quarantäne von Menschen. Müßiggänger aller Art, bakkals (Krämer), sarrafs (Geldwechsler), Soldaten, Zollbeamte, alle treiben sich auf dem Platze herum und wenden ihre Blicke voll Ungeduld in der Richtung der persischen Grenze.
Endlich ertönt der Ruf: »Sauar geldi« (die Pilger kommen). Langsam, in langen Zügen naht die Karawane, die Tiere mit den Totenkisten beladen, Reiter zu Pferde, zu Esel, auf Maultieren oder auf Kamelen. An der Seite dieser bunten Menge gehen die unbemittelten Pilger zu Fuß, den Stock in der Hand und den Brotsack auf dem Rücken. Die tiefste Stille herrscht unter dieser aus allen Völkern Irans zusammengesetzten Menge. Nur von Zeit zu Zeit hört man die Stimme eines Derwischs, der mit fliegenden Haaren, mit der Derwischmütze, einem Tiger-, Gazellen- oder Steinbockfell bekleidet und der Bettelschale aus Kokos (Keschkul) in der Hand, bei allen um eine Gabe nachsucht. Er ruft unaufhörlich: »Ja hak!« (o Göttliche Wahrhaftigkeit!) oder »Allah maudschud!« (Es gibt einen Gott!). Manche Derwische sind auch halbnackt und barhäuptig.
An der Spitze der Karawane befindet sich ein tschausch, als Vorreiter, der meistens ein »seid«, Nachkomme des Propheten ist; er hält als Zeichen seiner Würde in der Hand eine Lanze, an deren

Spitze ein Fähnlein mit dem persischen Wappen flattert, ein Löwe mit der aufgehenden Sonne. Diese Fahne trägt auch wohl den Namen Nasreddin Schah oder einen Koranspruch und darunter den Namen des Tschausch. Sobald die Karawane die Brücke vor der Quarantäne passiert hat, fängt dieser Vorreiter in einem melancholischen Tone an ein Gebet herzusingen, inmitten aller dieser Särge mit Toten, was einen peinlichen Eindruck macht. Die Schar beantwortet wechselweise im Chor den Gesang.
In den Monaten September und Oktober steigt die Pilgerzahl so hoch, daß die beiden Hans nicht genügen, um all die Menschen zu fassen, die meisten müssen außerhalb der Stadt unter Zelten lagern. In seinem Quartier angelangt, versorgt der Pilger zunächst sein Tier, führt es zur Tränke und kauft ihm Stroh und Gerste. Dann begibt er sich, die kupferne Wasserkanne mit dem langen Halse in der rechten Hand, zum Bache in nächster Nähe der Quarantänestation, um die religiösen Waschungen (abdest) vorzunehmen. Man sieht sie in einer langen Reihe hocken, die Hemdärmel sind zurückgeschlagen, mit der linken Hand machen sie die vorgeschriebenen Bewegungen. Nachdem dies geschehen, ruhen sich diejenigen, welche Dienerschaft bei sich haben, aus, indem sie Teppiche für sich und ihre Frauen ausbreiten lassen, für diese letzteren immer abseits; zugleich wird der Samovar in Gang gebracht. Inzwischen macht der Kalian (persisch: Nargileh) oder in dessen Ermanglung eine kurze Tonpfeife die Runde und niemand unterläßt beim Weitergeben ein bismillah (im Namen Gottes) zu sagen. Der Kaffee ist in Persien wenig bekannt, dagegen ist Tee das beliebteste Getränk und fehlt, wie der Tabak, selbst bei den Ärmsten nicht. Man trinkt morgens drei Glas Tee und abends, beim Sonnenuntergang, ebensoviel. Daher der große Verbrauch an Zucker, das einzige europäische Produkt, wovon die Schiiten Gebrauch machen. Die meisten Pilgertrupps haben ihre Teesieder und auch wohl gefällige Mädchen bei sich. Die Teesieder halten stets Tee, Feuer und Nargileh bereit. Manchmal begegnete ich auch Opiumrauchern. Sie erwärmen mittels einer heißen Kohle Opiumstücke von einem Zentimeter Länge auf der Öffnung einer Glaskugel, und ziehen den Rauch durch ein Rohr ein.
Das Bedürfnis, sich nach der Reise wirklich zu waschen, hat kein persischer Pilger; niemals habe ich weder Reiche noch Arme die

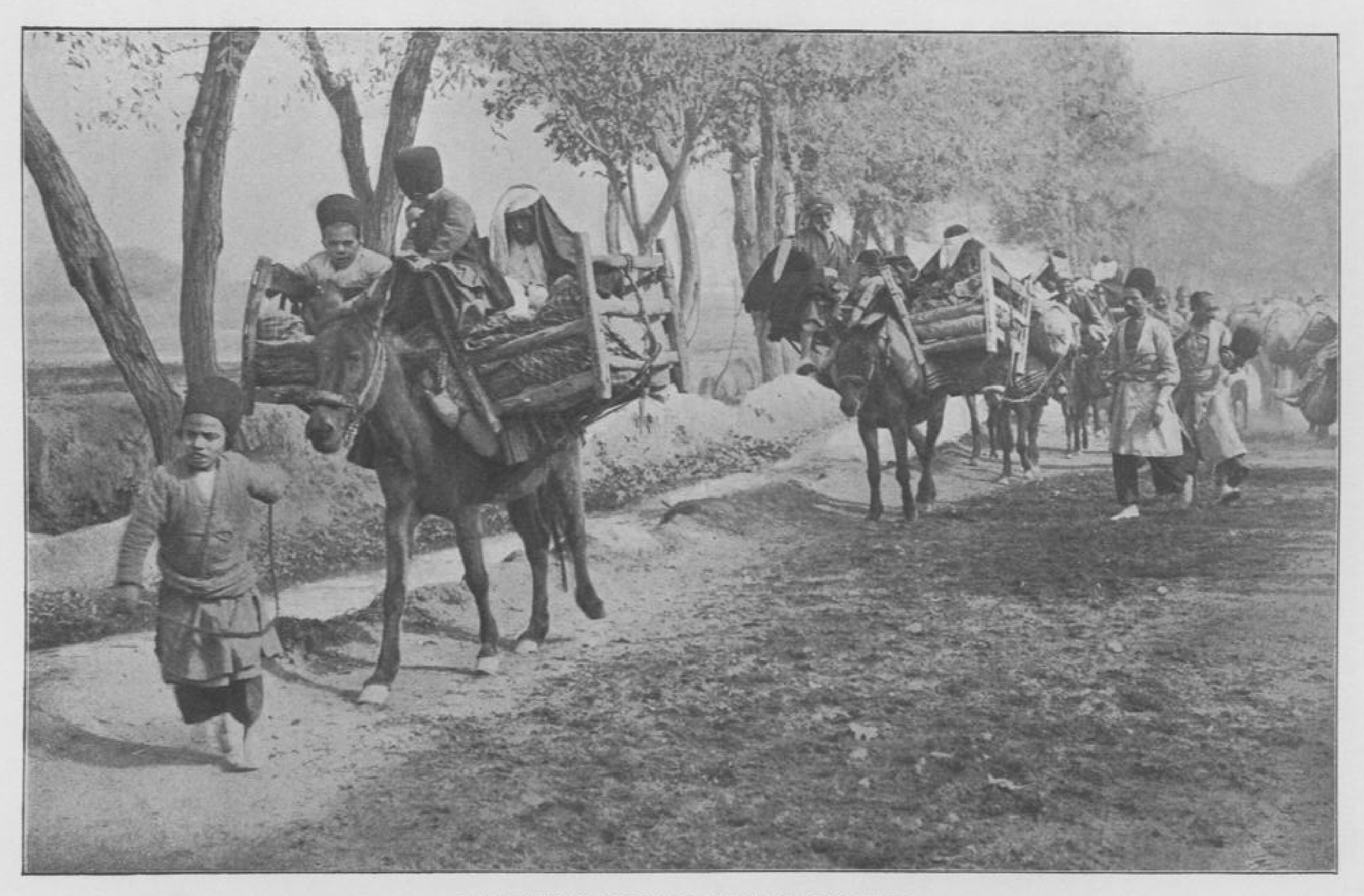
Seife gebrauchen sehen, sie gilt als europäisches Produkt für unrein. Da, wo sie gezwungen sind, sich die Hände zu waschen, begnügen sie sich damit, die rechte Hand oberflächlich ins Wasser zu tauchen; gewöhnlich ziehen sie es vor, die Hände mit Fett einzureiben und damit ein paar Mal durch den Bart zu fahren. Überhaupt kann man nicht sagen, daß die Perser reinlich sind. Eine widerliche Einrichtung in fast allen ihren Häusern ist das sogenannte Haus el kür. So nennt man ein Wasser, welches der Imam »rein« gebetet hat und welches, mag es noch so schmutzig sein, zum Kochen, Waschen und Gebet gebraucht wird. Dieses Wasser wird nur sehr selten erneuert, denn der Perser ist von Hause aus faul.

Auf der anderen Seite haben sie wieder übertriebene Reinlichkeitsbegriffe. In Persien z. B. dürfen Juden, wenn es draußen schmutzig ist, nicht auf die Straße gehen, weil sie mit dem Schmutz, der an ihren Sohlen hängen bleibt, einen Gläubigen verunreinigen könnten. Hat ein sunnitischer Mohammedaner aus dem Glase eines Schiiten getrunken, so wird dasselbe gehörig mit Sand ausgewaschen, trinkt aber gar ein Christ daraus, so wird es zerbrochen.

Die Pilger finden etwas zu essen bei den bakals (Krämern) vor dem Han, sie kaufen Datteln (Kurma) ihre beliebte Frucht, die sie gern mit Brot essen, Wassermelonen, jourt, Gurken, Granatäpfel, Feigen u. dgl. m. Wie wenig Fleisch gegessen wird, geht daraus hervor, daß zweitausend Pilger kaum ein Schaf verzehren. Viele von ihnen bringen getrockneten Zwieback und getrockneten jourt (kurut) mit. Diese Art Käse, dem Kies ähnlich, wird in heißem Wasser zerrieben und mit Brot gegessen. Diese Kost ist so wenig nahrhaft, daß man sich staunend fragt, wo die Leute die nötige Kraft herbekommen, um all die Strapazen und Entbehrungen der Reise zu ertragen. Selbstverständlich machen die bakals, die Stroh- und Gerstehändler, glänzende Geschäfte. Überall hört man das Geschrei der Händler. Der Feigenhändler z. B. ruft unaufhörlich: »indschir hekim est, indjas sakil est« (die Feige ist Arzt, die Pflaume ist schwer), der kleine Junge mit dem Brotkorb ruft: »ai nun, ai nun, hai! hai gelin buraja« (ei Brot, ei Brot! wohlan, kommt her) oder »hai gelin tschai itschmeje« (wohlan, kommt Tee trinken!)

Wohlhabende Personen, wie die Beamten, tragen die spitze, schwarze tatarische Lammfellmütze (Kullah) gewöhnlich etwas

schief aufgesetzt, ein etwa fünfzehn Zoll hoher, gestutzter Hohlkegel, dessen oberes Ende eingestülpt wird; die eingestülpte Seite wird nach vorn oder etwas seitlich getragen. Die Kullah der Reichen und Vornehmen besteht aus feinsten Buchara-Lammfellen, die der weniger Bemittelten aus einheimischen Lämmern, besonders von Schiraz und Kum. Unter der Kullah wird stets ein Schweißkäppchen (araktschin) getragen. Die Turkzauar (turkomanische Pilger) tragen eine Grenadiermütze. Die Nachkommen des Propheten, die Akhunds (Theologen) und die mudchtehids (Doktoren des religiösen Gesetzes) tragen allein den Turban. Einige schützen im Sommer ihre Stirn mit einem Schirm aus Leder, andere tragen eine Mütze aus dickem Filz, welche sich dem Kopfe ganz anschmiegt und oberhalb der Ohren mit einem Seidentuche eingehüllt ist, noch andere, wie die Einwohner von Ispahan und von Yezd tragen die phrygische Mütze. Der Rock bildet um die Taille herum Falten, die Hosen haben die fränkische Form; in der bemittelten Klasse sind sie aus Halbseide, bei den Armen aus einem blauen Nanking, der im Lande fabriziert wird. Der Schnitt dieser Kleidungsstücke ist sehr verschieden; am liebsten trägt man den Rand breit und wallend. Im gewöhnlichen Leben trägt das Volk den ganzen Anzug aus blauem Nanking mit breiten und offenen Ärmeln. Ein Shawl, mehrmals um die Taille gewunden, dient als Gürtel. Man trägt auch Ledergürtel, vorne zugeschnallt. Die Reichen tragen Strümpfe aus Khoi (persische Stadt), welche die besten und teuersten sind. Die weniger Begüterten tragen eine geringere Qualität, oder begnügen sich damit, die Waden und Füße mit Wollappen einzuwickeln, wie's die tscharvadars (Maultiertreiber) tun. Diese Fußbekleidung ist die allgemein übliche im Orient. In der Regel reichen die Strümpfe bis an die Knöchel und die Schuhe sind weit ausgeschnitten, damit sie beim Eintritt in die Stube schnell abgestreift werden können. Die Frauen wickeln sich von Kopf bis zu Fuß in einen breiten blauen Mantel ein, wodurch sie einem Domino ähneln und alle gleich aussehen. Darunter tragen sie eine breite Hose, an der die Strümpfe angenäht sind. Das Gesicht ist unter einem Stück Weißzeug (rubend) versteckt, das lang und schmal und vor den Augen gitterförmig durchlöchert ist. An den Füßen tragen sie Pantoffeln. Handschuhe werden nur auf der Reise getragen, aber nie lederne, nur solche



EINE KARAWANE MIT MAHAFAS.



aus Garn oder Seide. Die Kleidung im Hause ist eine verschiedene, d. h. frei und bequem.
Ein sehr verbreiteter Luxusgegenstand bei den Persern ist der Türkis (firuze). Die schönste und natürlich teuerste Art, die man trägt, ist die kugelförmige (kubbedar). Diese ist tief himmelblau und ähnelt einer Frauenbrust. Die Pilger aus Khorasan bieten oft Türkise zum Kaufe an, sie sind aber meistens wertlos. Außer dem Türkis hat der Perser eine Vorliebe für Rubine, Smaragden und Perlen.
Wie ich bereits an anderer Stelle schilderte, wollen sich die Pilger mit einigen Ausnahmen nur sehr ungern dazu verstehen, die nötigen Passierscheine zu lösen. Sie setzen voraus, daß der Beamte den Preis dieser Scheine, wie bei ihnen in Persien, zu seinem eigenen Vorteil nach Gutdünken festsetzen kann und fangen gleich an zu handeln, ohne zu begreifen, daß die ordnungsmäßige auf den Schein gedruckte Taxe jeden Mißbrauch von Seiten der Beamten ausschließt und daß die Einnahmen in die Zentralkasse in Konstantinopel fließen. Es sind besonders die Einwohner von Ispahan und Hamadan, die den Beamten oft zur Verzweiflung treiben. Nehmen wir z. B. einen Pilger, der sich behufs Erlangung eines Scheines an den Kassierer wendet. Er fängt ganz höflich an mit dem Gruße: »Salam aleikum, agha oder Mirza« (Der Friede sei mit dir, Agha oder Mirza). Was kostet ein teskere?« —
»10 Piaster.« —
»Wieviel macht das?« —
»Einen halben Medschidie (ca. 1 Mark und 70 Pfennige).« —
»Ist das wirklich so, sage mir, verlangst Du nicht zu viel, Mirza?« —
»Nein, das ist der Befehl des Padischah.« —
»Aber wir sind arme Leute.« —
»Da ist nichts zu machen, denn das Geld ist nicht für mich.« —
»Gewiß, es ist für Dich, Agha, mache eine kleine Reduktion, Gott möge Dein Vermögen verdoppeln!« —
»Nicht um einen Para.« —
»Aus Liebe zum Imam Ali (oder bei Deinem Kopfe) laß etwas ab, ich habe kein Geld mehr.« —
»Deine Weigerung nützt Dir nichts.« —
»Warum nicht, bist Du nicht ein Muselmann, und habe ich nicht das Glück, Gott sei Dank, kein Ungläubiger zu sein?« —

Nach all diesen Versuchen wird er gewöhnlich grob und entschließt sich dann endlich zum Zahlen. Tut er das mit der Münze seines Landes, so kann man sicher sein, daß er einen mit falschen Münzen zu hintergehen sucht, bevor er sein gutes Geldstück hergibt. Man glaubt nun, ihn los zu sein. Er kommt aber zurück mit der Anfrage: »Agha, ich habe einen Esel bei mir, muß ich auch einen Schein für ihn lösen?« – Es wird ihm verneinend geantwortet mit der Gegenfrage: »Sen ne dari?« (Hast Du keine Frau?) – »Ja«, sagt er, »muß ich auch für sie zahlen?« – »Aber ganz gewiß.« – »Dann, Agha, gib mir lieber einen Schein für meinen Esel, für meine Frau will ich keinen, sie ist alt.« –
Infolge dieser endlosen Unterhandlungen erfordert manchmal die Ausfertigung eines einzigen Scheines eine halbe Stunde. Die Differenz übersteigt oft nicht 2 Piaster (40 Pfennige) und dennoch schämen sich selbst die Reichen – darunter Prinzen von Geblüt – nicht, in der unverschämtesten Weise zu handeln. Viele behaupten, arm zu sein uud verstecken ihr Geld in der Achselhöhle oder in den Ärmeln, in der Kniehöhle, im Schuhwerk, einige sogar im Munde, unter der Zunge und jeder schwört bei Allah und den Propheten, daß er nichts hat. Ein Pilger erklärte, obwohl er 100 kran hatte: »Allah hat mir gesagt, ich soll kein teskere lösen. Ich bezahle nichts und wenn mir auch der Hals abgeschnitten wird.« Trotzdem ich ihn den ganzen Tag zurückhielt, war er nicht zum Zahlen zu bewegen.
Ein Piade (Fußgänger), Schuster von Profession, quälte uns lange um einen Gratisschein. Als er sah, daß sein Bitten nichts half, setzte er sich auf den Boden mit den Worten: »Sise musafir oldum (Ich bin Euer Gast geworden), gebt mir zu essen, wie es einem Gast zukommt und auch chardschlik (Taschengeld).« – Ein paar Juden, die ebenfalls als Pilger zum begamber Hiskeil in der Nähe von Basrah wollten, weigerten sich zu zahlen, weil es bei ihnen haram (verboten) ist, am Samstage Geld in die Hand zu nehmen. Als ihnen alles nichts half, ließen sie sich das Geld von dem Sanitätsposten aus der Tasche nehmen. Am widerspenstigsten sind die Pilger aus Khorosan und Urmia. Zum Glück sind die meisten Pilger, mit Ausnahme der Turkomanen, schlecht bewaffnet und führen durchweg nur Vorderlader. Die meisten haben einen breiten Kama (tscherkessisches Messer) und ein Gewehr,

ein- oder zweiläufig, einige auch ein paar alte Pistolen im Gürtel. Derjenige, welcher die Perser nicht kennt, wird meine Erzählungen bezweifeln, aber man muß wissen, daß sie von ihren Mollas direkt zum Widerstand angeleitet werden. Es wird ihnen eingeschärft, daß es gegen das religiöse Gesetz ist, Geld in Arabien und Kleinasien auszugeben. Daher bezeichnet die Mehrzahl der Pilger den Schmuggel als halal (erlaubt). Dazu kommt der Haß, den sie als Schiiten gegen die Sunniten hegen. Ihre Bücher sind voll der unglaublichsten Verwünschungen gegen die Sunniten, selbst der Khalife Omer und die Mutter des Propheten werden beschimpft. In den meisten Fällen gelingt es der Lokalbehörde, derartige Bücher, welche über die Grenze kommen, in Beschlag zu nehmen. Die Hälfte eines solchen Buches wird nach Bagdad geschickt und die andere Hälfte verbrannt, der Deckel wird dem Eigentümer zurückgegeben. Selbstverständlich entgehen viele derartige Bücher der Wachsamkeit der türkischen Beamten.

Über den Transport der Leichen berichtete ich schon. Sie werden meistens mit Filz umwickelt, an zwei seitlichen Stangen befestigt und quer über den Rücken eines Maultieres gelegt. Gewöhnlich überläßt man dem Maultiertreiber alles weitere, zuweilen begleiten Verwandte oder Diener die Leiche. Nicht selten sieht man nur Totenkarawanen ankommen. Die Turkmanenpilger beladen oft ein Pferd mit drei oder vier Skeletten, indem sie zugleich das Tier reiten. Die Frauen betreiben gern einen sonderbaren Schmuggel, sie verstecken die Skelette in ihren weiten Kleidern, einen Teil über die Brust, einen anderen zwischen den Beinen. Die Zahl dieser, die wir in flagranti ertappten, war nicht gering, sie waren über unseren Scharfblick sehr erstaunt. Die äußerste List, welche die Perser anwenden, um sich der Zahlung der Taxe zu entziehen, besteht darin, daß sie die Knochen ihrer Anverwandten pulverisieren und in einem kleinen Sack als Mehl durchschmuggeln. Man erzählte mir, daß sich kurz vor meiner Ankunft in Khanekin folgender Vorfall ereignet habe, was ich gerne glauben will. Ein Pilger nach Kerbela, in Khanekin angekommen, geht zum Basar, um einige Einkäufe zu machen. Er beauftragt seine Reisekameraden, unterdessen Brot zu backen. Da er sich verspätet, setzen sich diese hin und essen, indem sie ihm seinen Teil aufheben. Er kommt zurück und ißt mit starkem Appetit.

Als er nach dem Essen seine Sachen nachsieht, bemerkt er, daß der Sack mit den pulverisierten Knochen seiner Mutter fehlt. Nach vergeblichem Suchen wendet er sich an seine Kameraden und erfährt, daß der Inhalt des fraglichen Sackes das Mehl zum Essen geliefert hat. Nach vielem Jammern verklagt er die beiden Anthropophagen beim adjem naibi (persischen Konsularagenten), der sie auffordert, ein Purgatif zu nehmen und auf jede Nahrung zu verzichten, bis alles verdaut ist.
Nicht allein die Überreste wohlhabender Personen werden nach Kerbela abgeführt, was sogleich oder auch später nach erfolgter Ausgrabung geschehen kann, sondern jeder, der es eben ermöglichen kann, bestimmt, daß seine Leiche nach seinem Tode dahin gebracht werde. Die Grabstätten in Kerbela und Nedschef sind oft sehr teuer, je nach der größern oder geringeren Entfernung vom Heiligen Grabe, wofür von den Mollas ein Schein ausgestellt wird. Man erzählte mir, daß die Mollas, um eine Überfüllung in der Nähe des Heiligen Grabes zu verhindern, die dort beigesetzten Leichen in der folgenden Nacht in die allgemeine Begräbnisstätte, eine große Höhle, bringen.
In Persien gibt es eine Menschenklasse, na'schkesch genannt, welche sich mit dem Transport von Leichen von Persien nach Kerbela befaßt. Diese Unternehmer führen nicht selten zwanzig bis vierzig Leichen auf einmal mit sich. Obwohl sie im voraus gut dafür bezahlt werden, sind manche gewissenlos genug, sobald sie die Grenze erreicht haben, sich der Leichen, besonders der Skelette, zu entledigen. In Kerbela angekommen, lassen sie sich durch den Molla, welcher den Eingang zum Paradies (dschennet) bewacht, einen Schein ausstellen, der in der Regel folgendermaßen lautet: »In der Tat ist Kelb Ali oder Kelb Hussein (Kelb ist die Abkürzung für Kerbelai) mit der Leiche des N. N. hier angekommen und wir haben sie eigenhändig innerhalb der Pforten des Paradieses beigesetzt. Gez. Molla Muhamed.«
Was den Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern anbelangt, so herrscht unter den Pilgern eine große Zügellosigkeit, die mit den Pflichten einer Wallfahrt schwer vereinbar ist. Es gibt Perser, die nicht die Zeit haben, ihre Frauen während der Wallfahrt zu begleiten und sie dann einem Freunde überlassen, an den sie auch für diese Zeit – wie mir erzählt wurde – die ehelichen Pflichten

abtreten. Übrigens ist in Persien nichts leichter, als das Eingehen einer Heirat und deren Scheidung. Nach Erlegung einer Taxe von 5 Piastern (1 Mark) beim Imam, kann man selbst eine Heirat auf einen Tag eingehen. Die so auf Zeit verheirateten Frauen tragen den Namen »sighe« zum Unterschied von »ʿakdi«, d. h. solchen, die mittelst Kontrakt verheiratet sind, wodurch es dem Mann nicht möglich ist, sich scheiden zu lassen, es sei denn aus Gründen, die durch das religiöse Gesetz bereits vorgesehen sind. Ein männliches Kind, das während der Pilgerfahrt geboren wird, oder mit dem die Mutter während dieser Zeit schwanger geht, wird ein seid, d. h. ein Nachkomme des Propheten und darf sich das grüne Tuch um den Kopf winden. Daher ist die Unzahl von seids in Persien begreiflich, man versicherte mir, daß es oft ganze Dörfer davon gibt. Die Abstammung eines seid zu bezweifeln, gilt als Blasphemie. Diese Kaste, die eine wahre Geißel für das Land ist, hat einen enormen Einfluß bei den Schiiten. Der ärmste unter ihnen hat Eintritt bei dem Schah. Kurz vor meiner Abreise aus Khanekin sprach man viel von einem seid, der in der Umgegend von Khorassan sich für den rechtmäßigen Schah ausgab und schon 20000 Anhänger um sich versammelt hatte. Er soll den Schah aufgefordert haben, mit ihm zum Imam Risa in Khorassan zu kommen, da wollten sie beide in die Moschee hineingehen, alsdann würde man sehen, wem von beiden Imam Risa das Schwert umgürten werde. Ich fragte einen seid, der durch Khanekin kam, was an der Geschichte wahr sei? Er meinte: »Wir seids, die Mollas und Achunds mit uns wünschen von Gott, daß so etwas geschähe, damit die Macht in unsere Hände kommt. Eigentlich steht das Recht zu regieren den seids zu und nicht dem Schah.« – Nach Ansicht vieler Pilger gilt tatsächlich der Schah als Usurpator. Auch bei den türkischen Moslims ist nicht der Sultan in Stambul der rechtmäßige Beherrscher der Gläubigen, sondern der Scherif von Mekka, weil er nicht nach dem Scheriat (Glaubensgesetz) regiert, sondern nach der ʿAdlie, dem von den Europäern eingeführten Recht. Die ʿAdlie hat dreiviertel der Moslims gegen sich, sie ist nur dem Namen nach bei ihnen eingeführt. Die seids, so ärmlich sie auch manchmal auftreten, sind oft reich. Sie reisen alljährlich im Lande herum und treiben ihren Tribut mit Gewalt und großer Unverschämtheit ein; ein jeder gibt still-

schweigend, da er sonst Prügel kriegt. In Kerbela und Nedschef, wo die Vornehmsten von ihnen wohnen, leben sie sehr luxuriös. Mir war ihre Anmaßung unerträglich, besonders in Geldangelegenheiten. Zum öfteren erklärten sie mir ihr Erstaunen, die Sanitätstaxe zahlen zu müssen. »Wir«, sagten sie, »Kinder des Propheten, wir zahlen selbst dem Sultan keine Taxen, mit welchem Rechte werden wir besteuert?« Das grüne oder blaue Tuch, in dem sich die seids kleiden (blau ist nur bei den Persern in Gebrauch) wird angeblich sogar von den Räubern respektiert, die niemals diese seids berauben oder töten.

Die Mehrzahl der Pilger, welche Khanekin passieren, stammen aus den folgenden Ortschaften: Ispahan, Hamadan, Khorasan, Tabris, Teheran, Rescht, Yezd, Kum, Schiraz, Mazenderan, Kaswin, Buluschird, Baku, Urmia, Kuba, Erdebil und Kirmanschah. Die kleineren Städte Persiens und des südlichen Kaukasus liefern auch ihren Anteil für die Wallfahrt.

Die Einwohner aus Ispahan und Mazenderan kommen meistens zu Esel und sind sehr schmutzig gekleidet. Sie sind sehr geizig, große Lügner und immer geneigt zum Leichenschmuggel. Unter den Ispahanern findet man die meisten »Fusuls«, man könnte sie mit unseren Bauernfängern, Zuhältern usw. vergleichen, einem Menschenschlag, dem man sehr häufig in Persien begegnet. Die Pilger aus Khorasan reiten mit Vorliebe das Pferd oder Kamel. Sie sind von Charakter stolz und anmaßend, heftig und zanksüchtig. Die aus Teheran sind meistens Leute der niederen Volksklasse und von leichten Sitten. Die Städte Rescht, Baku, Kuba und Urmia liefern noch die anständigsten Pilger, obwohl es an Hitzköpfen unter ihnen nicht fehlt.

Die Araber, welche auf der Pilgerschaft durch Khanekin kommen, sind meist aus Bahrein und pilgern nach dem Sijaret Imam Risa d. h. Khorasan in Persien. Nach vollbrachter Wallfahrt nehmen sie den Titel »Meschedi« an. Ihr Benehmen ist stets ein loyales. Ich habe niemals einen Bettler unter ihnen bemerkt. Ihr angeborener Stolz verbietet ihnen Almosen zu verlangen, selbst in der dringendsten Not. Ich habe manchen edlen Charakterzug von ihnen gesehen. Welcher Kontrast gegen die Perser. Die Turkomanen, von höherer Statur, derberem Körperbau und stärkerer Muskulatur als die Perser, haben ein herausforderndes und starr-

köpfiges Wesen, sie lassen sich aber in der Regel leicht bereden, lösen ihre Scheine ohne Schwierigkeit, lügen selten und treiben keinen Leichenschmuggel. Männer wie Frauen sind durchwegs zu Pferd und mit russischen Hinterladern bewaffnet. Einige ihrer Vorreiter, die ich nach ihrer Regierung befragte, lobten die russische Verwaltung, tadelten aber die Russen, daß sie nicht die muselmännische Religion annehmen wollen. Ihr religiöser Sinn hindert sie nicht in gewissen Fällen ihren Frauen Freiheiten zu gestatten, wie sie das weibliche Geschlecht in Europa genießt. Sie machen z. B. keine Schwierigkeit, in dringenden Fällen einen Arzt zu rufen und eine ärztliche Untersuchung vornehmen zu lassen. Sie sprechen einen alten türkischen Dialekt, etwas mit arabisch und persisch gemischt. Da sie oft die Endsilben ihrer Worte verschlucken, hat man große Mühe sie zu verstehen. Mit den persischen Pilgern stehen sie auf sehr schlechtem Fuße. Sie benutzen manchmal ihre Wallfahrt, um einige Handelsartikel, die sie mit sich führen, abzusetzen, wie russische Hinterlader, die hier zu Lande sehr gesucht sind, Uhren, Safran usw. Man kennt ja das Sprichwort: »Hem sijaret, hem tidscharet.« (Es ist zu gleicher Zeit Wallfahrt und Geschäft.) Die schönsten Pilger unter den Turkomanen, die ich gesehen, waren diejenigen des Scheich Schamil, Chef einer tscherkessischen Truppe. – Die türkisch-tatarischen Stämme aus der Zeit des Dschengischan und Timurleng (Tamerlan) wohnen meist in der Provinz Azerbeidschan bis gegen die Mitte Irans, auch um Hamadan, Schiraz und in den russischen Besitzungen (Transkaukasien). Die Kauli, Zigeuner, beuten die Wallfahrt noch mehr aus, als die Turkomanen, um sich einen Profit zu verschaffen. Sie treiben Pferde- und Eselhandel und Wahrsagerei. Den Koran und das Schlüsselbein eines Schafes in der Hand, rufen sie: »Hissab-i-goher, fettah i fal, addad i nedschim« (Rechenmeister, Wahrsager, Sterndeuter).
Als letzte Klasse unter den Pilgern, welche Khanekin passieren. müssen die Berberi genannt werden. Sie haben viel Ähnlichkeit mit den Kaulis, nur stehlen sie nicht so viel wie diese und sind dauernd in Persien ansässig. Es sind arme Leute, zwei oder drei besitzen einen gemeinschaftlichen Esel.
Kurden passieren weniger als Pilger Khanekin, denn als Reisende. Afghanen kommen ebenfalls in kleiner Anzahl als Pilger durch.

Am Tage der Abreise aus Khanekin ruft der Tschausch seine Pilgertruppe vor den Han und betet mit lauter Stimme ein Gebet zu Ehren Imam Ali's. Sobald die Karawane in Tel es selam (Friedenshügel), zwei Stunden vor Kerbela, ankommt, breitet der Tschausch seinen Mantel aus und setzt sich darauf. Die Pilger steigen von ihren Tieren herunter und legen auf einen Teppich vor ihm eine Summe Geldes. Nach vollendeter Wallfahrt kehrt der Tschausch an der Spitze seiner Truppe in die Heimat zurück, er richtet es aber so ein, daß er einen Tag früher ankommt. Indem er an die Haustür eines jeden Pilgers anklopft, sagt er: »Kerbelaji Hussein (oder Ali usw.) beselamet bas gescht (Kerbelaji Hussein oder Ali usw. ist glücklich zurück).« Die Reichen unter den Pilgern machen ihrem Vorreiter ihre Reittiere, die sie während der Reise benutzt haben, oder eine Geldsumme zum Geschenk.
Ein jämmerliches Aussehen hatten die persischen Grenzsoldaten. Öfters kamen sie nach Khanekin, um Reis und Datteln einzuhandeln. Ihre Kleidung besteht aus einem blauen zerfetzten Rock mit einem zwei Finger breiten roten Streifen vorne an dem Kragen, hier und da tragen sie eine Flinte älteren Systems über die Schulter, einige hatten auch Hinterlader, ähnlich dem österreichischen Werndelstutzen. Sonst waren sie ganz zerlumpt und hatten nichts Militärisches an sich. So sah ich diese Nachkommen der in alter Zeit so gefürchteten persischen Armee unsere Quarantänestation passieren. In der Heimat betreiben sie das Schusterhandwerk, sind Krämer oder dergleichen; sie ergreifen nur die Flinte, wenn sie zum Kriege gerufen werden. Unsere Gendarmen in Deutschland würden sie sofort dingfest machen, wenn ihnen diese Gestalten begegneten.
Die Interessen der persischen Reisenden wurden in Khanekin durch ein persisches Konsulat vertreten. Der Konsul, Ismail bey, war ein Erzgauner, einer der, wie die Türken sich ausdrücken, »zu essen versteht« — wir würden sagen, »mit allen Salben geschmiert ist.« Er war vor Jahren Konsul in Mendeli gewesen, wo er aus Anlaß eines persischen Festes eine kleine Demonstration angestellt hatte. Er war dafür von den Sunniten in den Straßendreck getreten worden. Man hatte ihm seine kullah (Mütze) mit Schmutz angefüllt und auf den Kopf gesetzt, bis er schließlich rief: »Ich ergebe mich, ich bin Sunnit geworden.« — »Du bist ein Esel

geworden!« wurde ihm geantwortet. Nach dieser Affaire wurde er nach Khanekin versetzt. Weder er noch das Konsulatspersonal sind besoldet. Nominell soll er jährlich tausend Francs bekommen, das Geld bleibt aber in Bagdad im persischen Generalkonsulat hängen; er muß sich bezahlt machen durch die Parteien, die ihn aufsuchen oder von denen er auf irgend eine unrechtmäßige Art Geld erpreßt. Von seiner Verschmitztheit folgendes Stückchen: Als er einmal abgesetzt werden sollte, telegraphierte er seinem Chef, dem persischen Generalkonsul in Bagdad: »Bin tausend Kran schuldig, kann nicht fort.« Dies wurde verstanden. Mit der nächsten Post schickte er seinem Vorgesetzten eine Anweisung über obige tausend Kran nach Bagdad – und blieb. Da er von seinem Generalkonsul abhängt, muß er einen Teil seines Verdienstes ab und zu dahin abführen, sonst bekommt er einen Denkzettel wie oben. Er war meistens in Geldverlegenheit. Ein jeder, der bei ihm Tee trank, lief Gefahr angepumpt zu werden. So schickte er mir einmal seinen Dragoman Mirza Feizullah mit folgendem Auftrage: »Ismail bey grüßt Euer Hochwohlgeboren. Er hat für seinen Bruder in Teheran einen Wechsel zu zahlen, es fehlen ihm dazu zweihundert Kran, er bittet Sie, ihm das Geld auf fünfundzwanzig Tage zu leihen.« – Ich erwiderte ihm, daß ich kürzlich ein Pferd gekauft habe und augenblicklich nichts überflüssig hätte. Hätte ich ihm das Geld gegeben, ich hätte es nie wieder gesehen. Am nächsten Tage suchte er sich bei mir zu rächen, indem er unter den ankommenden Pilgern den Widerstand gegen die Quarantänemaßregeln schürte. Einmal sagte er mir: »Ihr Europäer seid ganz unpraktische Leute.« – »Wieso?«, fragte ich. – »Weshalb bist Du hergekommen, um dieses winzigen Gehaltes halber? Überlaß mir den Befehl in Deinem Bureau. Alles soll regelmäßig gehen und ich zahle dir das Dreifache deines Gehaltes.« – Ohne Nebenverdienst (medachel) können die Leute sich kein Amt denken.

Einmal kam er mit der Bitte, ich solle die Pilger veranlassen, in dem Han der Quarantäne zu übernachten. Natürlich ließ ich mich nicht darauf ein. Nachträglich erfuhr ich, daß er auf diese Weise einen Druck auf die Besitzer gewisser Karawansereis ausüben wollte, weil diese ihm keine Provision zahlten. Überall streckte er seine Finger aus. Heiratete jemand, so verlangte er von ihm

einen Medschidie bis vierhundert Piaster, starb jemand, so mußte die ganze Familie der Reihe nach ein Gericht mit einer Rupie spenden, zu persisch Neujahr mußte jeder fünfundzwanzig Piaster als pul-i- kandi (Zuckergeld) zahlen.
Selbst die Toten waren vor ihm nicht sicher. Gegenüber von der Quarantäne fand man eines Morgens einen Pilger tot auf. Als ich hinging, um nach ihm zu sehen, war er bereits pudelnackt ausgezogen und alle seine Sachen waren verschwunden. Ein Faktotum des persischen Konsuls machte sich um ihn zu schaffen.
Der ganze Betrieb im persischen Konsulat bestand aus Kniffen, oft so drolliger und eulenspiegelmäßiger Art, daß man sich wunderte, wie die Leute auf den Leim gehen konnten. Im übrigen muß man dem Konsul Ismail bey nachsagen, daß er ein rühriger und ein intelligenter Mensch war.

SECHSTES KAPITEL

JAGDVERGNÜGUNGEN UND ABENDUNTERHALTUNG

Ich litt viel unter der Einsamkeit und unter dem Mangel an Zerstreuung. Das mußten meine arabischen Freunde wohl bemerkt haben, denn sie gaben sich alle mögliche Mühe mich zu erheitern und zu unterhalten. Als ich bald nach meiner Ankunft ziemlich trübsinnig in meiner Stube saß, trat ein gewisser Mahmud Agha, der zu den besseren Einwohnern gehörte, herein und sagte mir: »Hekimbaschi (Chefarzt), mein Onkel Inajetullah Effendi und ich haben gedacht, dich etwas zu zerstreuen, denn wir haben dich oft traurig einhergehen sehen; darum haben wir dir zu Ehren eine Jagd für morgen veranstaltet. Kannst du schießen? Hast du ein Gewehr?« – »Nein«, sagte ich, »ich habe wohl vor Jahren ein Gewehr in der Hand gehabt, aber ein Jäger bin ich nicht, und ein Gewehr besitze ich auch nicht, nur einen Revolver.« – »Wir wollen für alles sorgen«, war seine Antwort.

Am nächsten Morgen kam er mit einigen Dienern, mich abzuholen, ich setzte mich auf meine Stute »Hoka« und wir ritten zu seinem Onkel, wo uns bereits an dreißig Personen, alles Verwandte, erwarteten. Bald waren wir aus dem Ort hinaus, wo zunächst viele Kunststücke und Scheinkämpfe zu Pferde ausgeführt wurden, bis wir in den Jagdgründen ankamen. Hier verteilte man sich auf kleine Entfernungen in Gruppen, und schoß auf alles, was vorkam: Hasen, Wildenten, Frankolinhühner, Rebhühner, Bekassinen usw. Die meisten schossen vom Pferde aus. Ich beteiligte mich als Zuschauer und schoß nur einmal aus einem Vorderlader, der mir geladen in die Hand gegeben wurde, vom Pferde aus in die Luft auf einen vorbeistreichenden Vogel. Ein Glück, daß ich die Flinte weit von mir gehalten hatte, kaum war der Schuß abgefeuert, so sah ich den Vogel wohl fallen, das Gewehr war aber geplatzt und meine Hand geschwärzt. Selbstverständlich schoß ich nicht mehr.

8*

Die Jagd war ziemlich erfolgreich, und als wir gegen Abend nach Hause zurückkehrten, mußte ich im Hause des Onkels zum Essen bleiben, wo die Jagdbeute verzehrt wurde und mir zu Ehren ein Essen von etwa zwanzig Gängen zubereitet war. Bei Tische saß ein jeder mit untergeschlagenen Beinen auf niedrigen Kissen um die sinijé (eine kreisrunde Tafel aus verzinntem Kupfer), was mir noch ziemlich sauer wurde. Ich bekam Messer, Gabel und Löffel nebst Teller, die anderen Gäste nur einen Löffel und ein Tuch; außerdem ein jeder eine Anzahl dünner, länglicher Brote, von denen man kleine Stücke abriß und benutzte, um mit der rechten Hand aus der Schüssel zu essen; die linke gilt, weil man sie zu den religiösen Waschungen verwendet, als unrein und wird zum Anfassen der Nahrungsmittel nie gebraucht. Als ersten Gang gab es Hammel mit Reis, in Safran gefärbt und mit Rosinen gefüllt. Der Hausherr lud seine Gäste mit einem »bismillah« (im Namen Gottes), »tfaddalu« (seid gefällig) zum Zulangen ein. Mit einem »bismillah« riß sich jeder eine Muskelpartie los oder knetete sich, der Landessitte gemäß, aus der Füllung eine gehörige Hand voll zu einer Nudel, die er sich in den Mund schob. Man wird es kaum für möglich halten, wenn man es nicht mit eigenen Augen ansieht, welche kolossalen Mengen Reis von einzelnen Individuen verzehrt werden. Nach dem Hammel kam unsere Jagdbeute an Frankolinhühnern, Rebhühnern und Bekassinen gebraten, dann Bamiengerichte, süße und dicke Milch (jourt), verschiedene »dolma«-Speisen (d. h. Reis und gehacktes Fleisch in Weinlaub und Kraut gefüllt), Wasser- und Zuckermelonen, »baklawa« (eine sehr geschätzte Speise, mit Honig und Mandeln versetzter Blättersteig, Torte), »Kadaif« (aus gerösteten, mit Hefe versetzten Nudeln, die mit Sahne, Zucker, Mandeln, Nüssen und Honig innig gemischt sind), verschiedene sauere »turschu« (Essigkonserven von Gurken, Auberginen und Rüben), »mischmisch« (Aprikosen), Gerichte mit Fleischstückchen, gebratene Hühner, gefüllt mit Reis und Rosinen, »küfte« (gehacktes Schaffleisch mit Eigelb, Brot, Zwieback, Salz, Pfeffer und Gewürznelken vermischt, welches in rundliche Formen gebracht, gebacken und mit einer saueren Tunke übergossen wird), gekochte Zwiebeln mit Hammelfleischstückchen, »Kübbe« (im Mörser fein gestoßenes Fleisch mit Eigelb, Grütze, Zwieback, Pfeffer, Wasser und Fett bereitet). Zum

Schluß kamen Spinat mit Eiern, Quitten mit Fleisch gedünstet, »leblebi« (feingekochter Reis mit Milch und Hühnerbrust) und eine riesige Schüssel Pillaw, der nie fehlen darf. Von der guten Zubereitung des Kübbe wie des Pillaw hängt die Ehre des Hauses ab und will man sich über die Küche eines anderen verächtlich aussprechen, so sagt man, »in seinem Hause verstehe man es nicht, den Pillaw zu kochen«. Angemachter Salat ist nicht im Gebrauch, man ißt die Blätter der Pflanzen roh und taucht sie nur vorher in Salz. Eine besondere Vorliebe hat man für allerlei Essigkonserven (turschu), die meistens roh sind, wie Gurken, Auberginen, Kohl und allerlei Früchte und Gemüse. Da der Mohammedaner keinen Wein und kein Bier trinken darf, so wurde nur Wasser aus kleinen, aus Ton schön geformten Scherbets, die das Wasser kühl erhalten, herumgereicht. Bekanntlich trinken die Orientalen sehr wenig während des Essens; man hält es für ungesund; erst nach der Mahlzeit wird Wasser getrunken. Als Zeichen des Wohlbehagens geben manche einen Rülpser von sich, indem sie mit einem »el hamdulillah« (Lob sei Gott) aufstehen, um sich Finger, Mund und Bart zu waschen und dann wieder auf ihren Platz zurückkehren. Selbstverständlich waren keine Frauen bei Tische; diese essen stets nach den Männern ungesehen. Diese Sitte herrscht im Innern des Landes selbst bei den Christen. Bekanntlich ißt der Orientale so schnell wie möglich und redet wenig dabei. Nach dem Essen wurde jedem Gast durch einen Diener eine kupferne Kanne nebst einer schlankhalsigen Gießkanne mit Wasser, Seife und einem Tuche gereicht. Man seift sich zuerst die Hände, dann die Zähne ein und schlürft aus der rechten Hand Wasser, um sich den Mund auszuspülen. Die Schüssel hat einen doppelten Boden, wovon der obere, durchlöchert und abnehmbar, das gebrauchte Wasser in den Bauch des Gefäßes ablaufen läßt. Dann kamen Kaffee in kleinen Täßchen, Zigaretten und Nargileh, die Wasserpfeife.
Mahmud Agha wurde nun häufig mein Gast. Aus Mangel an einer passenden außerdienstlichen Zerstreuung verlegte ich mich auf die Jagd, die überall frei und an keine Zeit gebunden ist. Jagdscheine kennt man nicht. Ich ließ mir aus Bagdad ein Doppelgewehr (Lefaucheux) nebst Patronen kommen und aus Kirmanschah, der nächsten größeren Stadt in Persien, einen Jagdhund, der »tschoper« (Kurier) hieß, sowie einen Jagdfalken, für den ich einen beson-

deren Diener haben mußte, da seine Pflege Aufmerksamkeit erfordert, zumal der Falke auch außerhalb des Hauses herumgetragen und täglich mit frischem Geflügel versehen werden muß. Die Jagd mit Falken ist in diesen Ländern noch gebräuchlich, besonders in Persien; man verwendet die Falken auch zur Jagd auf Gazellen. Bei der Jagd auf Frankolinhühner oder Rebhühner wird dem Falken erst die Kappe abgenommen, sobald das Wild aufsteht; der Falke wird dann in der Richtung des Vogels losgelassen. Der Reiter folgt zu Pferde, um ihm, sobald er mit dem Wilde auf die Erde kommt, die Beute abzunehmen; man versteht es nämlich nicht, den Falken so abzurichten, daß er, sich selbst überlassen, die Beute verschont oder sie dem Herrn überbringt; außerdem verirrt er sich leicht, und es kostet dann große Mühe, ihn wieder einzufangen. Als Jagdgewehre benutzen die Eingeborenen für kleines Wild meistens ein- oder zweiläufige europäische Flinten, Vorderlader, die sehr billig, aber gewöhnlich nicht sehr viel wert sind. Oft jagte ich mit Mahmud Agha in den Gärten von Khanekin oder in nächster Nähe der Stadt. Wir schossen besonders Frankolinhühner und Rebhühner. Wenn wir weit gingen, so nahmen wir uns einige schußgeübte Leute mehr mit, da die Hamawands, einer der gefürchtetsten und räuberischsten Kurdenstämme, die Gegend unsicher machten.

Mit der Zeit lernte ich außer Mahmud Agha einen anderen sehr tüchtigen Jäger kennen, den Scheich Said, der fünf Stunden von Khanekin das Dorf Binkudre bewohnte. Er kam öfter nach Khanekin, wo er mich dann besuchte. Als wir näher bekannt geworden waren, veranstaltete er mir zu Ehren eine große Jagd, die drei Tage lang dauerte. In seiner Gesellschaft war man draußen sicher. Man fürchtete sich in der Umgegend vor ihm. Er war ein weltlicher und ein religiöser Scheich. Besonders die Kurden verehrten ihn sehr. Mit siebzig seiner Reiter, seinen Söhnen Scheich Taib und Scheich Fazil, sowie seinen Brüdern Scheich Hekim und Scheich Schukur holte er mich zur Jagd ab. Alle ritten auf schönen arabischen Pferden und waren ohne Ausnahme mit Martini-Gewehren bewaffnet. Mahmud Agha, sein Onkel Inajetullah Effendi und Verwandte stießen dazu; sie alle waren mit Scheich Said befreundet; mit ihren Leuten wuchs unsere Schar auf einhundertundzwanzig Mann. Die Reiter, meist Kurden, waren in der Tracht

der hiesigen Stämme – weite gelbe »tscheschme« (eine Art Stiefel) aus weichem Leder, vorn mit einer Quaste und unter den Absätzen ein Hufeisen, im Gürtel Pistolen und Dolch, um Leib und Brust eine Reihe Patronen für das Martinigewehr, ein kurzer weiter weißer Mantel, der die Pumphose bis an die Knie bedeckte, um den Kopf die Keffije mit dem schwarzen 'akal. An Hunden hatte Scheich Said fünfzig Stück mitgebracht.
Den ersten Tag benutzten wir zu einer Wildschweinjagd. In der Nähe eines Dorfes wurde Halt gemacht, die Sümpfe wurden umstellt und die Hunde in das Dickicht der Reisfelder geschickt. Es war sehr interessant, zu sehen, wie die Hunde Wildschweine herausbrachten. Oft hingen vier oder fünf Hunde an einem Wildschwein. Es kamen wohl einige Rotten von fünf bis zehn Stück zum Vorschein, alsdann wurde eine förmliche Hetzjagd gemacht. Die kurdischen Reiter jagten im vollen Laufe auf ihren Pferden hinterher, die Kugeln aus den Martinigewehren sausten nach allen Seiten, so daß man selbst in Gefahr kam. Ein Wunder, daß kein Unglück geschah. Bis zum Abend waren vierzig Sauen erlegt. Da die Muselmänner kein Schweinefleisch essen dürfen, blieben sie draußen liegen für die Hunde und Schakale. Ein Hauptgrund, weshalb der Muselmann nicht beim Christen ißt, besteht darin, daß er fürchtet, aus einem Geschirr zu essen, in welchem Schweinefleisch gekocht worden sein könnte. Es gibt jedoch einige Kurdenstämme, welche Schweinefleisch essen.
Im Zeltlager des Scheich Ahmed tschelebi, einem Verwandten des Inajetullah Effendi, wurde für die Nacht Halt gemacht. Die ganze Nacht wurden Holzklötze gebrannt, da es bitter kalt war, – der 29. Januar. Da wir Zelte und Feldbetten bei uns hatten, waren wir ganz gut untergebracht; ein reichliches Abendessen beschloß den Tag. Scheich Said hatte für alles gesorgt, auch dafür, daß es mir als Europäer an dem nötigen Eßgeschirr nicht fehlte; hierzulande ißt selbst der Vornehmste mit den Fingern. Es gilt für unnatürlich, sich des Messers und der Gabel zu bedienen und manche behaupten sogar, daß ihnen der Appetit vergehen würde, wenn sie à la franca essen müßten.
Den zweiten Tag zogen wir gleich in der Frühe weiter. Vorher bekamen wir ein Frühstück aus Tee, jourt, Büffelrahm und gebratener Leber. Wir jagten zunächst in einem Gebiet bei den

Maʿden-Arabern – Büffelzüchtern –, das hier und da mit Gestrüpp bewachsen war, auf Frankolinhühner, manche Jäger zu Fuß, andere vom Pferde oder mit Falken. Es ist in der Tat ein interessantes Schauspiel zu sehen, wie der Falke steigt, in der Höhe schwebt und plötzlich auf sein Opfer herabstößt, das, vor Angst kaum mehr die Flügel regend, seine sichere Beute wird. Die Eingeborenen jagen meist die Rebhühner in der Weise, daß sie ihnen hinter einer gespannten gelben Leinwand, die zwei Öffnungen für die Augen hat, beizukommen suchen. Vor Sonnenuntergang schossen wir noch ein paar Stunden am Fluße Diala entlang wilde Enten und Gänse. Die Jagdbeute wurde von der Dienerschaft gereinigt und zubereitet. Wir lagerten wieder auf freiem Felde unter Zelten; die besseren Pferde kamen in die Mitte, ebenso das Zelt des Scheich Said und das meinige, die übrigen Zelte ringsherum. Wachen mit geladenen Martinigewehren wurden aufgestellt und von Zeit zu Zeit abgelöst; denn auch Scheich Said hatte seine Feinde und mußte sich vor einem Überfall sichern. Vor dem Schlafengehen erzählte uns Scheich Said manches aus dem russisch-türkischen Kriege, den er mit einer Abteilung seines Stammes als Freiwilliger mitgemacht hatte. Aus dieser Zeit stammen die vielen Martinigewehre, die man bei den Kurdenstämmen findet, und die nicht wieder abzuliefern sie stets einen Vorwand finden.
Am dritten Morgen ritten wir ein paar Stunden an der Diala entlang und hielten dann an einer Stelle des Flusses. Scheich Said sagte mir: »Doktor Effendi, jetzt will ich dir etwas zeigen, was du in deinem Leben noch nicht gesehen hast, vielleicht auch nicht mehr sehen wirst.« Er rief ein paar Leute herbei, Maʿden-Araber aus der Gegend, sie sprangen auf sein Geheiß in den Fluß, ihre Dolche in den Händen. In wenigen Augenblicken lag ein ziemlich großer Haufen erdolchter Fische vor uns! Es war in der Tat interessant zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit die Leute die Fische mit ihren Dolchen erwischten. Nachmittags ritten wir weiter und hetzten auf einem ziemlich ebenen Boden mit Windhunden (tasi oder sluki) auf Hasen, wobei man weite Strecken hinterher reiten mußte. Hatten die Hunde den Hasen gegriffen, so sprang man schnell vom Pferde und schnitt dem Hasen den Kopf ab, damit er nach den religiösen Vorschriften ausbluten konnte. Die arabischen Windhunde der Beduinen laufen so vorzüglich, daß ihnen

selten ein Hase entkommt. Sie sind auch die einzige Hundeart, die der Araber pflegt und im Winter mit einer Decke zum Schutze gegen Kälte versieht, während er alle anderen Hunde als unrein zu berühren sich scheut. Jagden auf starkes Raubzeug werden der herrschenden Unsicherheit wegen selten vorgenommen. Mit der Hasenjagd beschlossen wir den Tag und ritten nach Khanekin zurück, wohin auch Scheich Said mitkam, während seine Brüder uns verließen. Unterwegs wurden Übungen zu Pferde gemacht. Im rasenden Galopp dahinsausend, erhebt sich der Reiter plötzlich im Bügel, wendet sich rückwärts, drückt sein Gewehr gegen einen fingierten Feind ab und sprengt im raschen Lauf weiter. Oder er wirft seinen Stock (dscherid) vor sich hin und fängt ihn beim Zurückprallen von der Erde wieder auf, oder er senkt sich im raschen Ritt gegen den Bauch des Pferdes, oder er galoppiert auf einen tiefen Graben oder Abgrund zu und hält, am Rande angekommen, mit jähem Ruck plötzlich das Pferd an, so daß es auf die Hinterfüße zurückprallt.

Ich habe später noch manche größere Jagdpartie mit Scheich Said und Mahmud Agha gemacht. Beide halfen mir stets über die Langeweile und das Heimweh, so gut es ihnen möglich war, hinweg. Nicht ohne ein gewisses Bedauern nahm ich einige Zeit später ewigen Abschied von den Jagdfreunden. Hatten sie mir doch als Fremden und Christen eine dauernde, treue Freundschaft bewiesen.

Als ich später dienstlich nach Diarbekir, Mardin, Dschesire und Mosul geschickt wurde, um in Zakho, das zwischen Dschesire und Mosul liegt, ein Lazarett zur Aufnahme von Reisenden aus Bagdad und Mosul, wo eine Choleraepidemie ausgebrochen war, zu errichten, traf ich ein paar Beamte, die in Khanekin unter mir gedient hatten, wieder. Diese erzählten mir von allem, was sich seit meiner Abreise dort zugetragen hatte, u. a. auch, daß Scheich Said von einem seiner Diener, einem Kurden aus dem Stamme der Dschaf, ermordet worden sei. Scheich Said hatte diesen Menschen, der von seinem Stamme hatte flüchten müssen, bei sich aufgenommen und ihn sieben Jahre ernährt. Das ist Kurdendank. Dieser treulose Diener überfiel seinen Herrn, als dieser zur Erntezeit an einem Haufen Garben, die zur Tenne zum Dreschen gebracht worden waren, sein Mittagsschläfchen

hielt und nichtsahnend nur seinen Dolch bei sich hatte. Hoch zu Roß kam der Mörder angeritten; in der Nähe des schlafenden Scheichs angekommen, rief er ihm zu: »Scheich Said, Scheich Said! paß auf!« – und erschoß ihn aus einem Martinigewehr. Trotz des tödlichen Schusses erhob sich der Scheich, griff nach seinem Dolche, um den Mörder zu verfolgen, stürzte aber bald nieder. Die Söhne und Reiter waren auf den Schuß sofort herbeigeeilt, und als sie sahen, was vorgefallen war, liefen sie zu den Pferden, konnten diese aber nicht ohne weiteres besteigen. Der Mörder hatte die Schlüssel zu den eisernen Zwingen, womit die Pferde an den Vorderfüßen gefesselt waren, beiseite geschafft, so daß er bereits einen großen Vorsprung hatte, als man ihm nachjagen konnte; auch hatte er sich das beste Pferd ausgesucht. Was ihn zu der Tat bewogen hat, habe ich nicht erfahren. Die Kurden achten das Leben des Nächsten für nichts, wegen eines geringfügigen Grundes sind sie zum Morde bereit. So endete der brave Scheich Said. Da aber unter Arabern wie Kurden die Blutrache herrscht, so werden die Söhne und Verwandten nicht eher ruhen, bis der treulose Diener seinen Lohn erhalten hat.

Mitte Oktober ritt ich eines Nachmittags auf die Jagd. Mahmud Agha und zwei Diener waren bei mir. Auf dem Rückwege wollte ich drei Schnepfen nachreiten, die vor uns aufgeflogen waren, fiel jedoch beim Übersetzen über eine sumpfige Stelle samt meinem Pferde in den Graben. Der rechte Fuß kam unter das Pferd. Als ich mich aufrichtete, stand das Pferd auf und versetzte mir dabei mit dem Kopfe einen Schlag, so daß ich nochmals in den Schlamm niedersank. Anfangs glaubte ich, mein Kniegelenk sei vollständig frakturiert, es war jedoch, Gott sei Dank, nur eine Kontusion. Da ich von Kopf bis zu Fuß mit Schlamm bedeckt war, zog ich den Rock und Burnus des mich begleitenden Sanitätswächters Merdan an, ließ mich aufs Pferd setzen und ritt nach Hause. Nach einer übel verbrachten Nacht merkte ich zu meinem Staunen, daß mein Knie in ein schwarzes Lammfell eingewickelt war. Meine Leute sagten, sie hätten mich in der Nacht phantasieren gehört und hätten für mein krankes Knie ein kurdisches Mittel angewandt. Ich ließ sie gewähren, da ich buchstäblich unfähig war, mich selbst zu behandeln. Am zweiten Tage kam noch eine heftige Halsentzündung hinzu, die eine Woche lang

währte. Drei Tage lang konnte ich nichts festes genießen und lag in hohem Fieber. Mit Hilfe heißer Breiumschläge ging die Schwellung an meinem Knie in fünf Tagen zurück, so daß ich am sechsten wieder ins Bureau reiten konnte. Allmählich verlor sich der Schmerz im Kniegelenk, war aber noch einige Jahre, besonders im Winter, zu spüren.

Außer der Jagd boten gelegentliche Abendunterhaltungen eine gewisse Zerstreuung. Ich will eine derselben schildern, da sie für alle übrigen typisch ist. In Anbetracht der schönen Jahreszeit fand die Festlichkeit nicht im Hause sondern in einem Garten vor dem Orte statt. Gegen sechs Uhr nachmittags machte ich etwas mehr Toilette als gewöhnlich, d. h. ich barg einen Revolver unter dem Rocke und nahm zwei zuverlässige Diener mit. In dem Hause eines Beamten, wo wir im Sommer häufig zusammen zu kommen pflegten, gaben wir uns ein Rendezvous, ließen die Pferde dorthin bringen und ritten dann zu dem Garten des Rasul Effendi, der uns an der Gartenpforte empfing. Unser Wirt gehörte zu den begütertsten Bürgern unseres Ortes. Schlau und berechnend von Charakter, würde man ihn in Norddeutschland einen Pfiffikus nennen. Zwischen Beeten von Gurken, Melonen und Bananen hindurch, wurden wir zu einer Gruppe von Aprikosen und Granatbäumen geführt, unter der man ein bequemes Plätzchen hergerichtet hatte. Kostbare persische Teppiche mit Rollkissen zum Anlehnen waren in einem Halbkreise ausgebreitet, vor uns floß ein Bach und auf der anderen Seite lag ein Weinberg, dazwischen standen Feigen und Granatbäume. Der Platz fand allgemeinen Beifall, zumal die Aprikosenbäume uns vollkommen vor den Sonnenstrahlen schützten. Nach und nach kamen alle Eingeladenen und jeder setzte sich seinem Range gemäß unterhalb des Höhergestellten. Die Sitte ist in diesen Dingen sehr streng. Auch der Hausherr beobachtet eine ähnliche Etikette; er erhebt sich gemäß dem Range des Eintretenden, ganz oder zum Teil, oder er macht nur Miene es zu tun; dazwischen liegen so viele Nuancen, daß man sie erst nach langem Aufenthalte im Lande zu würdigen versteht. Vor Christen erhebt sich der Muhammedaner nur ungern. Ich saß neben dem Kaimakam Abdullah Effendi, Gouverneur von Khanekin und dem Mudir (Vorsteher) unseres Telegraphenbureaus, Bezochi Effendi, ein Mosuler, außer mir und seiner Familie der einzige Christ und der

einzige, der französisch sprach. Neben ihm der Mudir der direkten Steuern, Suliman Effendi, seiner Zeit dem Orden der Bektaschi angehörend, rechts vom Gouverneur ein dicker und berühmter kurdischer Molla mit einem großen weißen Turban. Später kamen noch einzelne andere Effendis, unter ihnen auch der taborkjatibi (Regimentsschreiber) Hussein Effendi, seiner tollen Streiche wegen der tschingane Hussein (Zigeuner Hussein) genannt, mit ihm zugleich ein Effendi, bekannt unter dem Namen Scheich ul halka (frei übersetzt: Saufmajor), weil er viel trank. – Als Gäste von auswärts waren da der nach Kirmanschah neuernannte türkische Konsul Refik beg mit seinem Dragoman, aus Konstantinopel kommend, mit ihm zusammen der Dragoman des englischen Konsuls in Kirmanschah und mein Hausherr Molla Bekir aus Bagdad. Unser Gastgeber Rasul Effendi machte besonders dem Refik beg viel Komplimente, er hoffte durch ihn die Vertretung als türkischer Konsul in Kirind (Persien) zu bekommen.
Unterdessen wurde der Kaffee, mit Rosenwasser parfümiert, in kleinen Täßchen mit silbernen Unterschalen serviert; in jedem waren, der Landessitte gemäß, nicht mehr als zwei Eßlöffel des schwarzen Getränks. Darauf folgten Nargilehs mit Goldverzierungen, Zigaretten und Scherbets fehlten natürlich nicht. Des Türken Himmel ist nach einem Dichterwort gar leicht aus Limonade und Frauenaugen gemacht. Da die Herren sich kannten, wurde die Unterhaltung bald recht lebhaft, wozu der Regimentsschreiber – die Stellung eines solchen darf man sich nicht untergeordnet vorstellen, er kann mit der Zeit Oberst und selbst Pascha werden – nicht wenig beitrug. Nur der dicke kurdische Schriftgelehrte verhielt sich ziemlich passiv; erst als zwischen den Bäumen die persischen Tänzerinnen, die Susmani kislar auf uns zukamen, verzogen sich die wulstigen Lippen zu einem Lächeln. Eine kleine Gesellschaft von mehreren jungen Mädchen, alle in schwarze 'abajes (eine Art Mäntel) vermummt, von ein paar Männern begleitet, traten, den Kopf etwas nach links senkend mit einem »Salem aleikum« in unseren Kreis. Es wurden ihnen uns gegenüber Plätze auf einem Teppich angewiesen. Die Mädchen setzten sich in einer geraden Linie nieder, hinter ihnen ihre Begleiter und ein paar Knaben im Alter von zwölf Jahren. Einzelne von ihnen waren den

Herren bekannt und nahmen zwischen ihnen Platz, wo ihnen Zigaretten gereicht wurden.
Der Stamm der Susmani ist ziemlich verbreitet, besonders in der Provinz Kirmanschah. Sie sind überall selbst bis Teheran als Tänzerinnen und Sängerinnen bekannt und rekrutieren sich meist aus Derwischkindern. Wenn die angehende Künstlerin zirka zwölf Jahre alt geworden, wird sie als zweite oder dritte Frau an irgend einen Stammesgenossen verheiratet und als wirkliches Mitglied aufgenommen, nachdem für sie bei dem adschem naibi (persischen Konsul) eine Taxe von zwei türkischen Liras bezahlt worden ist. Früher wohnten die Susmani ziemlich nahe am Orte, sie sind jedoch allmählich auf Betreiben des hiesigen teke Scheichs (Vorsteher des Derwischklosters) bis auf zwanzig Minuten Entfernung vom Orte verdrängt, wo sie unter schwarzen Zelten (Kara tschadir) wohnen. Sie zählten damals sechzig Männer und vierzig Frauen und Kinder. Äußerlich leben sie in dürftigen Verhältnissen, um den Schikanen ihrer Behörde – sie sind persische Untertanen – zu entgehen, sie verdienen aber viel Geld, da sie bei keiner größeren Hochzeit oder sonstigen Gesellschaft fehlen und, trotzdem sie verheiratet sind, ihre Liebe käuflich ist. Ihre Lieder sind so populär, daß jedes Kind sie auf der Straße singt und die meisten anständigen Frauen sie auswendig wissen.
Der Boden in unserer Mitte wurde geebnet und zwei der Kislar (Mädchen), Chasne (der Schatz) und Suleika traten in den Kreis. Die Kastagnetten an den Fingern, legten sie ganz kokett ihre kleinen zierlichen roten Schnabelschuhe übereinander und nach einer tiefen Verbeugung gegen den medschlis (Versammlung), stellten sie sich einander gegenüber. Der Tanz begann, indem sich die beiden Tänzerinnen durch Kopfnicken begrüßten, die Kastagnetten klapperten, während eine alte Frau den Dumbuk (eine Art Trommel) unbarmherzig mit den Händen bearbeitete und eine Art Violine (Kamane) den Tanz begleitete. Beide Mädchen bewiesen eine große Fertigkeit, die verschiedenen Pas folgten sich in größter Regelmäßigkeit. Die sitzengebliebenen Gefährtinnen sangen das folgende persische Lied:

Ich wär' daheim geblieben, du hast mich fortgesandt –
Mein Ach! erreicht dich doch, sterb' ich im fremden Land
O meine Gazelle, wenn mein Ach zum Himmel schlägt

So fällt der Himmel ein, der hoch die Engel trägt.
Trifft mich der kalte Tod hier in der Fremde an,
Wer gräbt mir, ach, mein Grab, wer näht mein Sterbhemd dann?
O bettet meinen Sarg auf luftigen Bergeshöhen!
Vielleicht wird dort den Leib die Heimatluft umwehen.

Ich lasse den Originaltext folgen, soweit ich ihn feststellen konnte. Er ist in der Mundart, die an der türkisch-persischen Grenze gesprochen wird, mag auch hier und da etwas verstümmelt sein.

Men ne mireftem begurbet tu fristadi mera
Ger bimirem der garibi ah men giret tura
Ah men ahu-i- men ger bukseret su-i- felek
Asumanra pare sazed ber zemin rised melek
Der gurbet eger mergi resed der beden-i-ma
Ah ja keneg kabr u gi dosed kafan-i-ma
Tabut mera dja-i-bulend buguzarid
Schajed ki wazed bad-i- waten ber beden-i-ma.

Was die Bekleidung der Mädchen anbelangt, so war dieselbe recht drollig. Auf dem Kopfe war das Haar in ein dünnes, halbseidenes farbiges Tüchlein gewickelt, im rechten Nasenloche hatten Chazne und Suleika — beide galten als die ersten Repräsentantinnen der Susmanimädchen in Khanekin — einen Ring mit einem erbsengroßen Türkis, die weiten weißen Hemdärmel hingen nach kurdischer Sitte bis an die Knie herunter, am Oberarm trugen sie einen Talisman mit Schrift, an den Fingern mehrere Ringe, den Oberleib bedeckte ein kurzes Jackett, um die Hüften hatten sie ein weites Kleid in den schreiendsten Farben, darunter eine Pumphose, die oberhalb der Knöchel festgebunden war. Vom Kinn über den Hals herab lief eine tiefe Tätowierung, die um den Nabel in Zündhütchen und am os pubis in eine Kartusche verlief. Man wird selten eine Frau finden, die nicht tätowiert wäre. Ist sie jung, so macht sich das bei dem dunklen Teint ganz kokett, nur in vorgerückten Jahren sehen solche tätowierten Frauen sehr unschön aus. Ich sah übrigens schon in Konstantinopel bei Französinnen und jungen levantinischen Laffen die Sitte, durch eine Haarzwiebel in der Wange sich zu zieren, was fast noch unangenehmer wirkt als eine Tätowierung.
In diesen meinen Betrachtungen wurde ich durch meinen dicken Nachbar, den Molla, gestört, der in seinen Bart ein: »maschallah!« brummte und zwar nicht ohne Grund. Eine hübsche Solotänzerin

war aufgetreten, sie hatte große Augen, stark entwickelte Augenbrauen und ein ziemliches Embonpoint, lauter Eigenschaften, die der Orientale an Frauen sehr schätzt. Die Tänzerin hieß Zobeida, ihr Tanz wurde mit folgenden persischen Versen begleitet:

O Freund, wie lieb ich dein lockiges Haar!
O Freund, dein Mal und dein Lippenpaar
Erobern mein Herz dir ganz und gar!
Mein Herz ist töricht, mein Herz, mein Herz!
O Mundschenk, reich mir den Becher mit Wein,
Ergreife das Glas und schenke mir ein!
Mein Herz ist wund, o könnte ich sterben,
Deine roten Lippen,
O könnt ich dran nippen,
So wollte ich sterbend den Himmel erwerben.

An sulfi musel selid berai dil-i-me jar
An chal lebet ukdeh guschai dil-i-me jar
Chuda dilem, dilem, risua dilem, dilem scheida dilem, dilem
Saki mera badeh bideh, purgun beimaneh bideh jar
Derbeder chodem chundjiger chudam, chudam gaschgi mimurdam,
Ezan lacl lebet, lebet iek churda, mich nurdam dschanem mimurdam.

Nach Zobeida traten Schafike und Gazale auf. Auch sie führten ihre Bewegungen recht graziös aus, sowohl einzeln als auch zusammen, und wurden mit folgendem kurdischen Liede begleitet:

Der Nacht frisches Grab, heut bin ich gegangen
Der Nacht frisches Grab zu sehen, zu umfangen,
Zu der lieblosen Nacht Grab, wie ich gegangen,
Sind die Augen mir strömend übergegangen.
Am Hügel dort, wo ihr Herz schläft, das warme,
Um des Grabes Steine schlang ich die Arme:
Dein stets Verhöhnter, dein Liebender, ach,
Wie preist er dich glücklich im nassen Gemach!
O Liebste wach auf, steh auf vom Schlaf,
Ich muß es dir sagen, ach, was mich traf:
Mein Kopf ist verrückt um dich, mein Herz,
Du gingst so früh, trägt immer den Schmerz:
Ich mag nicht leben, ach, wäre ich tot,
Vorbei, wie Du selbst, auch meine Not;
Möcht nimmer neue Tage sehen,
Wie ein Vogel der Nacht zu Asche vergehn.

Kulkoi taze-i-leil, arotschim, we seir kulkoi taze-i-leil
Tschim we sermezar au leil be meil, nedidem ara asrinantschun seil
Tschim we serinisch bey delei brotschosch,

Senki mezarisch gir dim nebausch
Uatim ei aziz keis boot ne kor
Mubarek etbo ianei teniai tschol
Seruerdar tschechau saul charaman
Min majnun tom beitaur bem aman
Kotsch na uadet kare bem kerden
Bezarem djekian radjim we merden
Kurei nare aschk duri belaitu
Kare bem kerden nau neman nau
Uaktan tschun kaukab tenbo bazochaf
Schadibo begerdim zelan ian chamal.

Nun führten zwei Tänzerinnen, in schwarze dünne ʿabaje gehüllt, aus denen nur die Augen und die Nasenspitzen herausschauten, einen arabischen Tanz auf. Nach dessen Beendigung wurde eine Weile ausgeruht und die Kislar setzten sich, je nachdem sie gerufen wurden, zu den Effendis, um sie zu unterhalten. Die Unterhaltung kam recht bald in Gang, was hauptsächlich dem Regimentsschreiber zu verdanken war, der als maître de plaisir auftrat und oft zu den drolligsten Szenen Anlaß gab. Daß man mit den Mädchen nur über die trivialsten Dinge reden kann, versteht sich von selbst, sie wissen aber, da derartige Soireen ihr Geschäft bilden, sich durch Witz und Koketterie angenehm zu machen.
So verging mit Tanz und Gesang die Zeit, bis das Essen serviert wurde. Es war bereits ein Uhr nachts. Man beschloß auf der Terrasse zu speisen, um zu gleicher Zeit die schöne Luft zu genießen. Der Vollmond stand dicht über den Bergen an der persischen Grenze und die kühle Luft, die uns angenehm umwehte, machte den Abend zu einem sehr genußreichen. Das Essen war ähnlich wie bei dem oben geschilderten Jagddiner, so daß ich auf die einzelnen Gerichte nicht näher einzugehen brauche. Die Reste gingen zum Teil an die Tänzerinnen und die Diener über. Die Pause nach dem Essen, bei schwarzem Kaffee, Nargileh und Zigaretten wurde allgemein benutzt, um mich nach Europa und europäischen Verhältnissen auszufragen. So fragte mich z. B. der Gouverneur, wo jetzt der allemanjali »Sfeinfurt« (Schweinfurth) sei, er habe seine interessante Reisebeschreibung in türkischer Übersetzung mit großem Interesse gelesen. Ein anderer wollte wissen, ob ich glaubte, daß die Engländer Ägypten annektieren wollten und was der Prince Bismarck, bizim dost (unser Freund) dazu sagte, ein Dritter, wie

schnell die Eisenbahnen führen usw. Ich hatte natürlich genug zu tun, alle an mich gerichteten Fragen zu beantworten und freute mich, als neue Tänzer auftraten, die mich von dieser Arbeit erlösten. Junge Knaben waren es, im Alter von zwölf Jahren mit Mädchenkleidern, die zu tanzen anfingen. Diese Art des Tanzens ist in der hiesigen Gegend besonders beliebt, hauptsächlich in Hilleh. Die Buben machten ihre Sache ganz gut, nach dem Takte des dumbuk führten sie die allerkomischsten Kopf- und Rumpfbewegungen aus und hüpften mit großer Regelmäßigkeit im Kreise herum. Nach ihnen traten wiederum die Kislar auf und unter Gesang und Tanz saßen wir noch ein Stündchen zusammen, bis die allmählich eintretende Kühle an die Heimkehr mahnte. Mit den Worten: »memnun olduk« (wir sind zufrieden) nahmen wir von unserem Wirte Abschied.

SIEBENTES KAPITEL

VIER MONATE UNTER PESTKRANKEN

Am 13. April 1884 erhielt ich vom Sanitätsconseil den telegraphischen Befehl, mich sofort nach Bedra, einem kleinen Orte dicht an der türkisch-persischen Grenze zu begeben, um die Natur einer dort ausgebrochenen Krankheit festzustellen. Der Generalgouverneur von Bagdad hatte nach Konstantinopel telegraphiert, daß seit einem Monate in Bedra und Umgegend eine Krankheit herrsche, an der viele Menschen stürben, niemand wisse aber, was die Seuche sei. Zugleich wurde mir in der Depesche anempfohlen, mit meiner Diagnose recht vorsichtig zu sein, da von meiner Aussage vieles abhinge. Gleich nach Empfang dieser Ordre traf ich, obwohl es bereits abends war, die nötigen Vorbereitungen. Da es nirgends Gasthäuser gibt, so muß man unterwegs in einem Karawanserai oder Privathause absteigen, auf alle Fälle aber muß man sich mit einem Feldbett, Bettzeug, Teppichen, Eß- und Trinkgeschirr, Kaffee, Tee, Zucker usw. versehen. Am folgenden Tage übergab ich meinem ersten Schreiber, Ibrahim Effendi, den Verwaltungsdienst und ließ durch die Polizei Maultiere zur Reise requirieren, da die Leute in solchen Fällen ihre Tiere freiwillig nicht hergeben wollen. Seit zwei Tagen regnete es so stark, daß ich selbst in meiner Stube Not hatte, mich und meine wenigen Habseligkeiten gegen den durch das Dach eindringenden Regen zu schützen und da ich doch nicht gewußt hätte, wo ich mein Bett aufschlagen sollte, so blieb ich wach, die Zeit mit dem Einpacken von Wäsche und Reisegepäck verbringend und ab und zu meine Aufmerksamkeit auf die vollgewordenen Schüsseln richtend, die ich zum Auffangen des eindringenden Regens aufgestellt hatte.

Am folgenden Morgen hing der Himmel noch voll schwarzer Wolken und es regnete ununterbrochen. Das Flüßchen Alwend war so stark angeschwollen, daß jeder Übergang unmöglich war; das Wasser reichte bis an die Häuser und beide Korbfähren, die zum Übersetzen dienten, waren fortgetrieben. Wie es im Orte

aussah, davon macht man sich keinen Begriff; da nur wenige Häuser und auch diese nur zur Hälfte aus Stein bestehen, alle übrigen aber aus Lehm und meist baufällig sind, konnte man manches eingestürzte Haus sehen; selbst die eine Mauer unseres Regierungsgebäudes war samt der Treppe eingestürzt. Ich mußte warten, bis das Wasser etwas gefallen war. Im Laufe des Tages kamen zwei europäische Reisende aus Persien, der französische Vize-Konsul Colombe, der nach Basra reiste, und der französische Botschaftsarzt in Teheran, Dr. Morel. Ich speiste mit den beiden Herren beim Gouverneur zu Mittag. Am Nachmittage war das Wasser noch gar nicht gefallen. Nun war guter Rat teuer, wie ich auf die andere Seite des Flusses kommen wollte. Nach kurzer Überlegung mit dem Gouverneur ließ ich mir durch den Chef des Stadtamtes eine Tür bringen, und darunter zwei Stangen nageln. Auf dem so improvisierten Tragsessel wurden meine Sachen untergebracht und von sechs Lastträgern schwimmend hinüberbefördert, schließlich ließ ich mich selbst hinübertragen. Mein Pferd und Hund gewannen schwimmend das andere Ufer.

Die Sache war schwierig und zugleich gefährlich, aber sie gelang. Die vorher erwähnten zwei Franzosen wollten sich zuerst mit derselben Gelegenheit hinüberschaffen lassen, gaben es aber später auf, da sie keine passenden Pferde bekamen. Ganz Khanekin, selbst die Beamten mit dem Gouverneur nicht ausgenommen, standen am Ufer und konnten mich nicht begreifen.

Als meine Karawane in Marsch war, ritt ich noch zum Hause meines Freundes Inajetullah Effendi und verabschiedete mich bei ihm und bei Mahmud Agha, meinem Jagdfreunde. Es regnete noch fortwährend. Meine Eskorte bestand aus sechs Gendarmen und einem Unteroffizier, dann hatte ich mir meinen besten Sanitätssoldaten Merdan mitgenommen, sowie einen meiner Pferdeburschen und den Koch. Der Besitzer der Maultiere, die mein Gepäck trugen, kam auch mit. Der Weg nach der ersten Station, dem Städtchen Kysylrabat, war sehr beschwerlich, unsere Tiere konnten nur langsam vorwärts kommen und es wurde bald so düster, daß man kaum den Weg unterscheiden konnte; wir hatten drei Stunden zurückgelegt, es blieben aber noch zwei übrig.

Nach einer Weile hörte ich, wie einer meiner Gendarmen, ein strammer Schwarzer rief: »Ulan (verkürzt aus »oglan«, Junge),

9*

kim dir, o? Dur!« (wer da? Halt!) – Von gegenüber tönte das Gleiche, sehen konnte ich gar nichts. Mein erster Gedanke war, es könnten die Hamawands sein, die seit einigen Tagen wieder die Gegend unsicher machten. Sofort bog ich mit Merdan links vom Wege ab; im Notfalle dachte ich mich auf die Schnelligkeit meiner Stute Hoka zu verlassen, die von guter Rasse war, und im Dunkeln zu verschwinden. Auf einmal jedoch wurde von der anderen Seite »asker« (Soldaten) gerufen. Der tapfere Schwarze, der allein von den mich begleitenden sechs Gendarmen vorgeritten war, ließ sich aber nicht irre machen und fragte nochmals: »Sen kim sen?« (Wer bist Du?) – »Daud Agha, Hassan beg atlysy!« (Daud Agha, Reiter von Hassan beg, dem Chef der Gendarmerie in Kysylrabat) – lautete die Antwort, worauf der Schwarze sich zufrieden gab und auf sie zuritt. Ein Glück war es für uns alle, daß es keine Hamawands waren, denn diese hätten uns nicht allein nackt ausgeplündert, sondern vielleicht auch zur Zielscheibe ihrer Martinigewehre gemacht. Wir hatten natürlich keine Ahnung, daß der Kaimakam, nachdem ich fortgeritten war, dem Hassan Beg telegraphiert hatte, er möchte, da die Hamawands sich zwischen Khanekin und Kysylrabat gezeigt, eine Abteilung seiner Gendarmen uns entgegenschicken, – von beiden Seiten kamen wir mit einem kleinen Schreck davon. Der Offizier, welcher die Abteilung anführte, entpuppte sich als ein alter Bekannter, der früher in Khanekin gestanden hatte. In Kysylrabat angekommen, stieg ich beim Mudir (Unterpräfekt) ab, einem alten und liebenswürdigen Effendi aus Stambul, den das Schicksal in dies kleine Städtchen verschlagen hatte; er brachte mir bald einen Imbiß aus Huhn, Eiern, saurer Milch und Brot bestehend.
Bei Sonnenaufgang brach ich mit fünf anderen Gendarmen von Kysylrabat auf. Das Terrain war infolge des Regens der letzten Tage an vielen Stellen kaum passierbar, erst nach ein paar Stunden wurde es besser, überall gab's das schönste Gras, in dem stellenweise die Schafherden der Rabia (Beduinenstamm) weideten. Unter den mich begleitenden Gendarmen – sie waren insgesamt begnadigte Wegelagerer, die mit ihrem Chef von der Regierung mit der Bewachung eines Teiles der Straße betraut waren – befand sich ein gewisser Mirza Kauli, vom Stamme der Sindjawi, welche jetzt auf persischem Gebiete ihre Zelte haben; da er als

ein guter Schütze galt, ließ ich ihn zur Probe auf eine vor uns in einer ziemlichen Entfernung davoneilenden Gazelle mit seinem Martini anlegen. Bei der beträchtlichen Entfernung konnte nicht entschieden werden, ob er getroffen hatte oder nicht, er selbst entschuldigte sich: »Effendi, uzak idi« – (Herr, es war weit!) –. Wie stolz war aber der Mirza, als wir an die Stelle kamen und die Gazelle im Grase ausgestreckt fanden. »Effendi«, meinte er, »als ich früher unter den Briganten war, habe ich selten gefehlt, deshalb hätte ich mich dieses Mal sehr gewundert, wenn ich nicht getroffen hätte.« – Er stieg ab, nahm die Eingeweide der Gazelle heraus und band das schöne Tier in einer ganz sinnigen Weise an den Läufen unter sein Pferd.
Als wir nach fünf Stunden das Zeltlager der Rabia erreichten, stiegen wir bei deren Scheich Geidam ab, der uns mit einem Frühstück aufwartete. Die Frauen des Scheich hatten die Gazelle sehr gut gebraten; dazu kam der unvermeidliche Pillaw, der förmlich in Fett schwamm, dann Kera (Schafbutter), sehr reinlich und wohlschmeckend und ein paar gebratene Hühner, anstatt Wasser wurde Buttermilch (ʿairan) herumgereicht, man sieht, es war kein schlechtes Mahl, das uns die Nomaden boten. Der Scheich, der nach der arabischen Landessitte nicht am Essen teilnahm, stand während der ganzen Zeit mit seinen Söhnen und bediente uns. Selbst den Kaffee, der zu wiederholten Malen herumgereicht wurde, schänkte er eigenhändig ein. Den ersten »findschan« (Tasse) bekam ich als Hauptgast.
Die Kaffeebereitung ist eine lange und feierliche. In der Feuergrube des Bodens, meistens in der Mitte der Zeltes, wird mit Brennholz (zusammengesuchtes Spritterzeug, das man hatab nennt) ein Feuer angemacht und durch einen Blasebalg in Glut gesetzt. Die ausgelesenen Kaffeebohnen werden nun auf eine flache eiserne Pfanne mit langem Stiel geschüttet, mit dem an eiserner Kette hängenden Löffel während des Röstens umgerührt und dann auf einen Kühlteller geschüttet. Die Bohnen werden in einem Mörser mit steinernem Stößer zu Mehl gestampft und das Pulver mit einem kurzstieligen eisernen Rührlöffel herausgeholt. Inzwischen werden drei verzinnte Kupfertöpfe mit Griff und Deckel in Bereitschaft gesetzt. Der größte wird mit Wasser ans Feuer gesetzt und bis zum Sieden erhitzt. Der kochende Inhalt wird daraus in

den zweiten Kochtopf, der das soeben gestoßene Kaffeemehl enthält, umgegossen. Dieses zweite Gefäß wird so lange ans Feuer gehalten, bis kein Schaum mehr aufsteigt und der Satz gänzlich ausgekocht auf dem Boden bleibt. Ab und zu wird inzwischen etwas Gewürz, wie Nelken, Ambra, Moschus gestoßen und in die dritte Kanne getan und der Inhalt der zweiten Kanne daraufgegossen. Auch diese dritte Kanne wird nochmals für kurze Zeit aufs Feuer gesetzt, dann auf die Seite gestellt, damit sich der Satz am Boden sammelt. Diese Prozedur dauert meistens über eine halbe Stunde. Ein Beduine steht schon bereit mit mehreren kleinen Tassen, ohne Henkel und Untersatz, ineinander geschachtelt, und schenkt nun mit der rechten Hand nach der Ehrenfolge der Gäste jedem eine Tasse, zu Hälfte gefüllt, ein. Gewöhnlich geht die Reihe zweimal herum.

Gastfreundschaft wird überhaupt bei den Beduinen in einer freigebigen Weise geübt. Jeder Gast ist willkommen, jeder wird gespeist, auch wenn wenig genug da ist und jeder bekommt Nachtquartier, sei es auch nur um das Herdfeuer herum. Hier sitzt oder liegt man dann bis spät in die Nacht hinein und plaudert von diesem oder jenem, bis einer nach dem andern die Augen schließt. Wenn die Gäste gegessen haben, setzt sich der Scheich mit den männlichen Mitgliedern seiner Familie zu Tisch, was übrig bleibt, bekommen die Frauen und die Dienerschaft und den letzten Rest die Hunde. Nach dem Essen kommt die Neugierde, da wird dann alles Mögliche und Unmögliche gefragt. »Aus welchem Lande bist Du? Wie heißt Du? Leben Deine Eltern noch? Wie lange ist Dein Vater tot? Hast Du Geschwister? Sind sie älter oder jünger? Ist Deutschland so groß wie Stambul? Hast Du den Prinzen Bismarck gesehen?« Und so weiter, bis man wirklich oft nicht weiß, was man antworten soll.

Der Scheich brachte mir drei seiner Kinder, die alle am Keuchhusten litten, auch ein paar Augenkranke und ein Schwindsüchtiger wurden mir gezeigt. Als ich aus dem Zelte trat, um mich ein wenig umzusehen, kam ein Araber auf mich zu und griff nach meiner Hand. »Kennst Du mich nicht, Effendi? Ich bin zu Dir nach Khanekin gekommen, um Medizin für meinen kranken Vater zu holen, anfangs besserte er sich etwas, vor einigen Tagen aber, seine Zeit war ja gekommen – rasak jekun taib ja Effendi (Dein

Kopf möge gut bleiben, o, Effendi) – ist er gestorben.« – Nachdem ich ihm mein Beileid ausgesprochen, wollte er mich absolut an seinem Zelte nicht vorbeilassen, es sei eine Schande für ihn, wenn ich nicht einkehre, meinte er. Er ließ sofort zwei Schafe schlachten und ich mußte mit meinem Gefolge bei ihm zu Abend essen. Dieser Beduine war vor acht Monaten mit einem Notabeln aus Khanekin, Inajetullah Effendi, zu mir gekommen mit der Bitte, seinem kranken Vater »daua« (Arzenei) zu geben, selbst habe derselbe nicht kommen können. Es war sehr schwer, richtige Angaben über das Leiden von dem Beduinen zu bekommen, ich gab ihm einige Pulver und wies ihn an, wie sie zu gebrauchen. Als ich merkte, daß er mich nicht verstand, ließ ich mir von dem Diener ein Glas geben, füllte es mit Wasser, rührte ein Pulver um und zeigte ihm mit einem Eßlöffel, wie er seinem Vater alle zwei Stunden von der Arzenei zu geben habe. Nun begriff er zwar, steckte aber zu meiner Belustigung gleich das Glas mit in die Tasche. Inajetullah Effendi, der ihn mitgebracht hatte, wurde ganz verlegen, doch machte ich ihm ein Zeichen, nichts zu sagen. Als der Beduine weggegangen war, entschuldigte sich Inajetullah Effendi, daß er mir Leute ins Haus gebracht, die zu meiner unentgeltlichen Behandlung mir noch meine Sachen mitnähmen – Gläser sind nämlich hierzulande Luxusartikel.
Die Beduinen lagern nie in der Nähe von Wasserquellen oder bekannten Plätzen aus Furcht vor Überfällen. Sie wohnen, wenn nicht in Zelten, in Hütten aus Lehm mit einem Rohrdach. Hier bleiben sie, bis die von ihnen bestellten Felder abgeerntet und von den Regierungsbeamten der Zehnte behoben ist, was zu unbestimmten Zeiten geschieht, da nur ein einziger Beamter für die ganze Gegend vorhanden ist, der zuerst den Zehnten von den Gärten einzieht und dann erst in die verschiedenen Zeltlager kommt. Wenn ihre Tennen aufgehoben sind, begeben sich die Beduinen in die Nähe der nächsten Ortschaften, auch wohl an die Ufer des Tigris und bleiben dort, bis die Säezeit wiederkehrt. Manchmal übernehmen sie die Aufsicht von Kamelherden. Hierfür bekommen sie von den Besitzern außer der Milch und den Haaren noch 10 Piaster (2 Mark) per Kamel für die Saison.
Am folgenden Tage gab uns der Scheich einige Reiter mit, welche uns den Weg zeigten und dann mit dem Bemerken, daß wir nach

drei Stunden ein Zeltlager finden würden, den Heimweg antraten. Wir ritten lange, ohne daß sich eine Spur von irgend einem Zelte zeigte. Unser Weg, der anfangs über ebenes Terrain führte, ging nach anderthalb Stunden in kupiertes Terrain über und zwar vier Stunden weit, bis wir ein Tal erreichten, das unsere Gendarmen Kus el Kurd deressi nannten. Hier sah ich plötzlich unsere Gendarmen mit dem Unteroffizier ohne ein Wort der Erklärung in vollem Galopp davonjagen. Da ich Räuber vermutete, ließ ich meine eigenen Leute und Tiere hinter einem kleinen Hügel halten. Von hier aus sahen wir, wie die Gendarmen mit ein paar Fußgängern verhandelten. Ich erfuhr dann von den Gendarmen, daß die Leute angeblich Pferdediebe aus dem Luristan seien und daß sie ihnen ihre Waffen, einen kleinen Tabaksack und einige Holznäpfe, die sie bei sich trugen, weggenommen hätten. Da ich an der Aussage der Gendarmen Zweifel hegte, ließ ich sie durch Merdan zurechtweisen und erreichte auch, daß den Leuten alles bis auf den Tabaksack und ein paar hölzerner Trinkgefäße zurückgegeben wurde. Den Tabaksack nahm der eine Gendarm vor sich aufs Pferd. Er meinte: »Effendi, das ist Schmuggelware, ich werde alles dem Zollbeamten in Mendeli, unserm nächsten Quartier, übergeben.« – Die Beraubten kamen nun auf mich zu, beteuerten flehentlich ihre Unschuld und baten um ihre Sachen. Da die Gendarmen sich auf nichts einlassen wollten, überhaupt nicht begriffen, warum ich die Leute protegierte, machte ich ihnen das Anerbieten, ihnen den Wert der geraubten Sachen in Geld zu ersetzen, worauf sie die Gegenstände zurückgaben.
Unterdessen wurde es Abend und trotz allen Spähens nach einem Zeltlager konnten wir nichts entdecken; wir waren gezwungen, in der Nähe eines kleinen Hügels, wo ein sijaret (Wallfahrtskapelle) Papa Gurgi genannt, stand, Halt zu machen. Zum Glück hatten wir Brot bei uns und ein kaltes Huhn. Wasser fanden wir in einer Regenpfütze: Unsere Pferde ließen wir grasen. Dann legten wir uns unter freiem Himmel nieder ohne uns auszuziehen. Unsere Betten waren in solchen Fällen sehr primitiv, ein kleiner persischer Teppich nebst Kopfkissen, das mein Diener am Pferde hinterm Sattel angeschnallt trug, wurde auf dem Boden ausgebreitet, als Decke diente der aba, mein arabischer dünner Burnus. Alle zwei Stunden wurde die Wache mit dem geladenen Martini abge-

wechselt, da man weder vor Briganten, noch vor wilden Tieren sicher sein konnte.
Bei Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg nach Mendeli, wo wir nach dreiundeinhalbstündigem Ritt ankamen. Ich stieg im Hause unseres Beamten Medschid Effendi ab und benutzte die Zeit bis zum Mittag, um meine Eskorte su wechseln. Der Kaimakam, sein Gehilfe, der Kadi (Richter) sowie mehrere der ersten Einwohner von Mendeli kamen, der Landessitte gemäß, mir ein hosch geldi (Willkommen) zu wünschen. Das größte Mundwerk hatte der Richter, ein beleibter, dünkelhafter Mensch; er meinte unter anderem, die Annahme, die Pest (taʿun) sei ansteckend, sei haram (d. h. nach dem Religionsgesetze nicht erlaubt). Da ich einen eingefleischten Fanatiker vor mir hatte, begnügte ich mich ihm zu sagen, daß das, was vom Padischa angeordnet, stets erlaubt sei, daß ihm als Beamten eine solche Sprache gegen die Verfügungen der Regierung nicht gut anstehe, und daß selbst der Prophet Mohammed einmal gegen eine von Damaskus kommende Karawane die Quarantäne angeordnet habe. Der Richter hat sehr viele Gesinnungsgenossen, wenigstens dreiviertel der Muselmänner hält jede Maßregel, wie sie heutigen Tages gegen die Einschleppung von Pest und Cholera angeordnet werden, für eine ihnen aufgedrungene fränkische Einrichtung.
Als wir später im Bazar einige Kleinigkeiten einkauften, zeigte mir ein Mann mehrere Schafslungen; sie waren durchweg tuberkulös, in den Bronchien fanden sich unzählige ungefähr drei Zentimeter lange Larven von einem Wurme, wie ich sie kurz vor meiner Abreise an mehreren in Khanekin untersuchten Schafen gefunden hatte. Es ist merkwürdig, daß die Leute vor derartigem Fleisch keinen Ekel empfinden und davon essen, überhaupt sich wundern, daß ihnen dies verboten wird; freilich gilt bei ihnen der Satz: la adwa fil Islam – im Islam gibt es keine Ansteckung.
Zur Illustration der Sitten sei bemerkt, daß der Kaimakam von Mendeli, ein gewisser Ahmed Effendi aus Stambul, binnen Jahresfrist sich neunundzwanzigmal verheiratet und wieder getrennt haben soll; er behält keine Frau länger als zehn Tage.
Am Nachmittage verließen wir Mendeli. Von den sechs Gendarmen, die mich anfangs begleiteten, waren eine halbe Stunde später, ehe ich mich dessen versah, nur drei übrig geblieben.

Unser Ziel war das Lager der Mitschal-Araber, die zwei bis drei Stunden entfernt ihre Zelte haben sollten; die Gendarmen, ob mit Absicht oder nicht, konnten das Lager nicht finden. Glücklicherweise kamen zwei andere Araber des Wegs, den jüngeren nahmen die Gendarmen mit, damit er uns den Weg zeige, was er nach langem Widerstreben und erst, als ich ihm versichert hatte, daß ihm nichts geschehen würde, tat. Die Leute hierzulande sind alle mißtrauisch. Als wir im Zelte des Scheichs der Mitschal-Araber abstiegen, fing es bereits an zu dunkeln.
Ein paar Stunden vor Sonnenaufgang ritten wir wieder fort; der Scheich gab uns einen Mann mit, der uns auf den Weg brachte, welcher am Fuße des Gebirges entlang führt. Die Gendarmen, besonders ihr tschausch (Unteroffizier) murrten alle Augenblicke und wollten nicht vorwärts und als wir gegen Mittag bei einem Hügel ankamen, in dessen Nähe am Flusse Tursak der Scheich Abbas Ferhan seine Zelte aufgeschlagen hatte, ließen sie mich ganz im Stich und ritten in der Richtung, von der sie Hundegebell hörten, weg. Sie meinten Bedra sei noch viele Stunden weit entfernt und sie fürchteten sich vor den Reitern Hussein Kuli Khans, die seit einigen Tagen in der Umgegend herumschweifen sollten. Sie wollten, daß wir bei den Arabern einkehren und am folgenden Tage zwanzig Reiter von diesen mitnehmen sollten, worauf ich aber nicht einging, um keine Zeit zu verlieren.
Da weder ich noch meine Leute Bescheid wußten, stieg ich bei zwei Rohrhütten, die ich in einer kleinen Entfernung sah, ab; einzelne Araber und Kurden waren damit beschäftigt in die Erde vergrabenen Weizen herauszuziehen. Ich ließ die Tiere abladen und füttern und frühstückte selbst, sodann knüpfte ich ein Gespräch mit den Arbeitern an und fand endlich nach vielem Zureden einen Araber, der uns den Weg zeigen wollte, als auf einmal ein paar Martinikugeln über unsere Köpfe sausten. Daraufhin blieb er zurück. Die Schüsse rührten von unseren Gendarmen her, die mich erschrecken wollten; wie leicht hätten sie einen von uns treffen können.
Wir brachen auf und setzten unseren Weg aufs Geradewohl fort, denn nach der Kiepertschen Karte konnte Bedra nicht mehr weit sein und im Notfalle konnten wir immer auf freiem Felde kampieren. Nachdem wir eine halbe Stunde geritten waren, hörten

wir auf einmal Pferdegetrappel und sahen hinter uns eine Staubwolke. Meine Leute meinten, es seien persische Räuber, diese würden uns nicht nur ausplündern, sondern insgesamt töten. Merdan war besonders um sein Pferd besorgt. Ich tröstete sie, daß Allah gute Menschen nicht so leicht verlasse und daß, wenn sie uns nur beraubten, ich ihnen allen Schaden ersetzen würde. Den Revolver in der Hand schaute ich fortwährend rückwärts und erwartete jeden Augenblick eine Kugel oder Lanze, als allmählich die Staubwolke sich löste und die Reiter sich als unsere abtrünnigen Gendarmen entpuppten. Sie näherten sich uns jedoch nicht, sondern blieben in einiger Entfernung. Bald darauf riefen sie den Merdan zu sich und sagten ihm, ich möchte ihnen verzeihen, denn wo ich hinritte, sei kein Mensch mehr, außer ein paar armen Leuten. »Wir wußten dies im voraus«, meinte der tschausch der Gendarmen, »deshalb unser Zögern mitzukommen. Wer kann, flieht, selbst Hunde sind nicht mehr in Bedra. Wir haben Frauen und Kinder, wer gibt ihnen Brot, falls wir von der Krankheit befallen werden? Unter anderen Umständen wären wir selbst bis Bombay mit dem Hekimbaschi gegangen.« – Ich machte natürlich gute Miene zum bösen Spiel und ließ ihnen sagen, sie sollten uns nur den kürzesten Weg zeigen.
Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang konnten wir von einer Erhöhung des Terrains die Gärten von Bedra und Zorbatie liegen sehen. Die Gendarmen fragten, wo ich zuerst hinwolle. Ich entschloß mich nach Zorbatie zu gehen. Als wir noch eine Stunde von Zorbatie entfernt zu der kleinen Wallfahrtskapelle Imam Risa kamen, lag quer über den Weg eine Leiche. Ein Schäfer in der Nähe, den ich anrief, erzählte, daß vor drei Stunden ein Mann von Bedra gekommen sei, um nach Mendeli zu gehen, hier sei er plötzlich zusammengebrochen und habe bald kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. »Siehst du, Effendi«, sagte der Unteroffizier, »wie recht wir hatten?« –
Vor Dunkelwerden ritten wir in Zorbatie ein. Ich stieg bei unserm Beamten ab, der mir in seinem Hause ein Stübchen zum Bewohnen gab, das zur Hälfte über der Straße gebaut war; das Beste daran war, daß es sechs Fensterchen hatte, denn die Hitze fing bereits an unangenehm zu werden. Zorbatie ist ein kleines Dörfchen, von Palmengärten umgeben, aber so trostlos, daß weder

ein bakkal (Krämer) noch ein Kaffee darin bestehen können. Ein junger Mann aus Anatolien hatte vor einem Jahre ein Kaffee mit einem Dutzend Tassen und ibriks (Kannen) zu eröffnen versucht. Die Leute kamen auch, zahlten ihm aber für jeden Kaffee nur ein Ei, und die Eier sind hier so billig – zwölf Stück für einen halben Piaster (neun Pfennige) –, daß er bald mit Hinterlassung von Schulden durchbrennen mußte. Der Vertreter der Lokalbehörde, ein Mudir (Unterpräfekt) kam sofort mich zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er mir auch einige Auskunft über die Krankheit gab.

Am nächsten Morgen ritt ich, von drei Gendarmen begleitet nach Bedra, das gegen zwei Stunden von Zorbatie in südlicher Richtung liegt. Bevor ich über das vor dem Orte fließende Flüßchen ritt, sah ich vier frische Leichen in einer Reihe nebeneinander liegen. Man hatte sie hierher gebracht und ganz ausgezogen, um an ihnen die religiösen Waschungen vorzunehmen, da kein Muselmann vorher begraben werden kann. Ein leichtes Frösteln überkam uns alle bei diesem Anblicke, wir hüllten uns in unsere keffijen und ritten in die Stadt hinein. Niemand war in den Straßen zu sehen, weder Menschen noch Katzen noch Hunde, manche Türen und Fenster standen weit offen, es war ein unheimlicher Eindruck. In dem sogenannten Serail (Regierungsgebäude) fand ich niemanden, schließlich sahen wir einen Menschen, von dem ich erfuhr, daß der Kaimakam außerhalb der Stadt in einen Garten geflohen sei, ebenso die meisten Einwohner. Als ich ihm einen Gendarmen schickte, kam er gleich. Nachdem ich ihm den Zweck meiner Mission auseinandergesetzt, ließ er einen Ortsvorsteher (muchtar) kommen, der mir die Häuser zeigen mußte, wo Kranke waren. Mit diesem und dem beledije reisi (Chef der Munizipalität) besuchte ich mehrere Häuser. In den meisten lagen die Kranken ganz hilflos auf einer Matte auf dem Boden.
Die Krankengeschichte war im allgemeinen überall die gleiche, ohne einen nennenswerten Unterschied. Mitten in ungestörter Gesundheit, gewöhnlich gegen Abend, versicherten mir einige, hätten sie so etwas wie Pulvergeruch verspürt, worauf plötzliche Kopfschmerzen sich bemerkbar machten, von einer enormen Schwäche und einem Gefühl des Zerschlagenseins aller Glieder begleitet, hier und da trat Nasenbluten ein, darauf mehr oder weniger hohes Fieber. Die Temperatur schwankte zwischen 38

und 40° C, der Puls hatte hundert bis hundertdreißig Schläge in der Minute, in der Regel entstanden ein oder mehrere schmerzhafte Bubonen längs des Lymphgefäßsystems, sei es in der Inguinalgegend oder Achselhöhle, oft in beiden zusammen, bald in der Größe einer Haselnuß, bald so groß wie ein Gänseei, selten sah ich einen Bubo in der Ellenbeuge oder einen Anthrax, andere wieder hatten eine parotitis (Entzündung der Ohrspeicheldrüse), einige schnell verlaufene Fälle waren äußerlich ohne Bubonen. Eine stark belegte, geradezu weiße, an den Rändern gerötete Zunge, feuchte und glänzende Augen, sehr starker Auswurf wässriger, grünlicher Substanzen, das waren die Vorboten der Erkrankung. Daneben zeigte sich merkwürdigerweise bald Diarrhoe, bald Verstopfung, in vielen Fällen auch Erschwerung des Urinierens. Das Nervensystem war hie und da in Mitleidenschaft gezogen: trockener Husten, ausgesprochener strabismus (Schielen), singultus (Schluchzen), halbseitige Lähmungen im Bereiche der Sehnerven; diese Symptome traten jedoch nur vorübergehend auf. Von einem Hautausschlage auf Brust und Bauch war nichts zu merken; da aber die Haut der Leute in dieser Gegend durchweg sehr gebräunt ist, ließ sich das schwer feststellen. Dieses Symptom wie das des blutigen Stuhlganges dürfte sich bei schwereren Epidemien zeigen. Viele dieser unglücklichen Kranken lagen mutlos auf dem Bauche auf einer Matte oder Matratze zu ebener Erde, sie wälzten sich von Zeit zu Zeit im Delirium oder befanden sich in einem komatösen Zustande; gewöhnlich waren sie jedoch bei Bewußtsein und antworteten ganz korrekt auf jede Frage.
Die beobachteten Fälle nahmen einen schnellen Verlauf: komatöser Zustand, Kinnbackenkrampf, im ganzen Symptone, wie sie bei der Hirnhautentzündung und dem Typhus vorkommen, Aufhören der Respiration und Eintritt des Todes. In sehr wenigen Fällen öffnete sich der Bubo von selbst, wenige entschlossen sich, denselben öffnen zu lassen, sie zogen es vor, auf die Wunde eine Mischung von Pulver und Knoblauch zu legen. Andere bezogen vom Molla ein Präservativ aus Pulver, einem pulverisierten Stück Holz und einem Streifen Papier, auf den ein Talisman geschrieben war und schluckten diese seltsame Mischung mit Wasser hinunter.
Dann besuchte ich, von dem Chef der Munizipälität, Musa Aga

und dessen Sohn begleitet, die Mühle Hadschi Hussein, in der die ersten Pestfälle vorgekommen waren. Wir mußten ungefähr zehn Minuten zwischen den Gärten reiten, bis wir dahin gelangten. Diese Wassermühle, angeblich zweihundert Jahre alt, gehört acht Einwohnern von Bedra, die sie wiederum fünf Kurden anvertraut haben, welche hier mit ihren Familien wohnen und sich einen Tag um den andern in den Dienst und Verdienst teilen. Die Kurden kommen vom Luristan und gehören zum Stamme Feili, sie sind in einem fortwährenden Kontakte mit ihrem Stamme; fast jede Nacht haben sie jemanden von ihren Landsleuten aus Persien zu Gast, sei es, daß dieser zum Mehlmahlen oder Geschäfte halber nach Bedra kommt. Die Baulichkeiten der Mühle, von den Gärten eingeschlossen, bestehen aus langen, zu ebener Erde mit einander parallel verlaufenden, zwei Meter hohen und anderthalb Meter breiten Wohnräumen aus Lehm, einer Pferderemise ähnlich, nur in kleine viereckige Stübchen abgeteilt, alles in baufälligem Zustande. Außer einem niedrigen Eingange haben sie durchweg keine Ventilation, die Viehställe der meisten Bauern in Europa entsprechen in der Regel mehr den einfachsten Regeln der Hygiene.

Was das Leben dieser Mühlenbewohner anbelangt, so ist es, wie das der Bewohner der ganzen Gegend überhaupt, nach unsern Begriffen ein sehr elendes. Nicht allein, daß sie in steter Unreinlichkeit vegetieren und keine Rücksicht auf ihr körperliches Wohl nehmen, sondern es fehlt ihnen auch an dem Notwendigsten, was zur Erhaltung einer guten Gesundheit gehört, und man muß sich in der Tat wundern, wie diese Menschen gesund bleiben. Ihre Kost besteht aus Brot, Datteln, saurer Milch und verschiedenem Grünzeug, das auf den Feldern wild in großer Menge wächst. Im Sommer wird nur selten gekocht, da es an Gemüsen fehlt; Fleisch bekommen die meisten selten zu sehen, es sei denn, daß ein krankes Schaf oder eine Ziege oder ein altes Kamel geschlachtet wird, die billig verkauft werden, obwohl es nicht an Vieh fehlt. In diesem Jahre zählten die besonders infolge einer mörderischen Epidemie im ganzen Distrikt krepierten Schafe und Ziegen nach Tausenden.

Nach genauer Besichtigung der Mühle und Umgebung kehrte ich in das Regierungsgebäude zurück und ließ den ehemaligen Serkar, d. h. Aufseher der Mühle rufen, derselbe war nur mit vieler Mühe

und durch gute Worte zum Kommen zu bewegen, denn die Leute haben eine gewisse Scheu vor den Beamten.
Er erzählte mir dann folgendes: »Ohne daß irgend wie vorher in der Mühle eine Krankheit geherrscht, fiel einer der Arbeiter, Ahmed genannt, als der erste, wie vom Blitze getroffen, zu Boden; drei andere folgten ihm unter ähnlichen Erscheinungen. Bei sämtlichen Fällen bemerkte man weder einen Bubo noch sonstige äußerliche Symptome. Nach diesen Begebenheiten wurde die Mühle geschlossen, ihre Einwohner, zehn an der Zahl, zerstreuten sich, teils nach Bedra und Umgegend, teils nach dem Luristan.« Der Aufseher mit seiner Frau ausgenommen, starben sie alle. Mehr Einzelheiten waren von dem ehemaligen Aufseher trotz allen Fragens nicht herauszubekommen.
Fünfundzwanzig Tage später soll dann der erste Pestfall in Bedra im Stadtviertel Kumkumie sich gezeigt haben. Ich empfahl nun dem Kaimakam einige dringende Sanitätsmaßregeln. Nach seiner Angabe betrug die Zahl der bisher Gestorbenen in der Zeit vom 14. März bis zum Tage meiner Ankunft, den 24. April, 620, beiderlei Geschlechts.
Die Stadt Bedra im Wilajet Bagdad gehört zum Kaimakamlik Kut-el Amara und liegt in einem offenen Terrain an dem Flüßchen Bedrasui oder Gelal Nahri, das von den zwei Flüssen Gaui und Gundschandschun gespeist wird. Das Wasser in dieser Gegend ist salzig, bitter und schwer verdaulich. Bedra befindet sich auf der linken Seite des Flusses und zerfällt in zwei Quartiere, Kumkumie und Kal'a, mit zusammen ca. 700 Häusern. Auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, hat der Ort keine Möglichkeit, sich auszubreiten, zwischen den Häusern ist nicht der kleinste Raum frei, es sei denn, daß es eine zerfallene Wohnung wäre. Um die Stadt herum und auf der andern Seite des Flusses liegen sehr schöne und große Palmengärten mit einem gemischten Bestand von Feigen-, Apfel- und Pflaumenbäumen; dahinter sind große bebaute Äcker, die unter anderen wirtschaftlichen Verhältnissen immense Erträgnisse abgeben würden. Die Einwohnerzahl wird auf 3500 Seelen geschätzt, alles Schiiten, ausgenommen vier oder fünf Beamten mit ihren Familien, die Sunniten sind; eine andere religiöse Sekte existiert nicht. Die Mehrzahl der Einwohner sind Feili-Kurden; arabische Familien gibt es nur in ein

paar Häusern. Die wohlhabenderen treiben Ackerbau; der Rest, gewöhnlich im Besitze von zwei oder drei Eseln, vermittelt den Verkehr nach Kut-el Amara, Greibeh, Scheich Said, Ali Gharbi, Mendeli und dem Luristan. Ein Bazar existiert nicht, es gibt nur ein paar Läden von Tuchhändlern und Krämern.

Die Häuser sind alle einstöckig und aus Lehm gebaut, ohne Fenster, eng, niedrig, ohne Ventilation, dem Licht und der Luft sehr schwer zugänglich, voll von Fliegen, durchaus gegen alle Regeln der Hygiene verstoßend. In einer solchen giftgeschwängerten Atmosphäre leben, essen und schlafen die Leute ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes zwischen ihrem Vieh, Hühnern, Schafen, Ziegen, Eseln, Pferden und Kühen. Eine große Anzahl von Häusern besitzt in der Mitte einen inneren Hof, welcher gewöhnlich als Stallung dient, sämtlicher Mist der Tiere ist hier aufgespeichert. Fügt man noch hinzu, daß die Häuser unter dem Niveau der Gärten liegen und daß die Feuchtigkeit von überall her sich in der Stadt festsetzt, so kann man sich einen Begriff von dem Gesundheitszustande der Einwohner Bedras machen. Niemand in all den Dörfern besitzt einen Abtritt, man setzt sich auf den Dächern nieder; hier schläft man auch im Sommer, nur die besseren Einwohner fegen den Schmutz in einer Ecke zusammen, im Winter bleibt alles natürlich auf den Dächern, bis ein ordentlicher Regen kommt und es wegspült.

Nicht allein in den Wohnungen, sondern auch auf den öffentlichen Plätzen und Baulichkeiten kann man sicher sein, den größten Schmutz zu finden. Diese Gegend ist die elendeste und schmutzigste des Orients. Dazu herrschte zur Zeit eine erdrückende Hitze — mittags + 26° R. Unter so ungünstigen hygienischen Verhältnissen ist es begreiflich, daß man selten, besonders in Bedra, ein vollkommen gesundes Gesicht sieht; jedem fehlt etwas, man könnte die ganze Pathologie aufzählen. Zwei Krankheiten fordern jedes Jahr große Opfer: der Typhus und das Wechselfieber. Hier, wie im ganzen Irak bekümmert man sich am allerwenigsten um die eigene Gesundheit und die seiner Familie, trotzdem viele die Mittel haben, gut zu leben. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Pest sich hier ausbreiten konnte; sie fand von Anfang an die günstigsten Bedingungen vor. Sobald die Krankheit angefangen hatte, in Bedra einen Boden zu gewinnen, flüchteten sich die Ein-

wohner familienweise aus der Stadt unter Zelte oder in die umliegenden kleinen Ortschaften, nach Imam Risa, Mezeiple, Imam 'Ali ietri (Wallfahrtskapelle), Scheich Suleiman (Wallfahrtsort), Mirzabad, Scheich Said, in die größeren Orte Dschesan, Zorbatie und Mendeli.

Die Übertragung der Pest von Bedra aus in alle diese Gegenden war daher unvermeidlich. Wie oben bereits vermerkt, traten die ersten Pestfälle in der Mühle, oberhalb der Stadt Bedra auf. Die Mühlenbewohner waren ohne Zweifel von ihren Landsleuten, wo die Pest endemisch herrscht, angesteckt worden. In den vorhergehenden Jahren herrschte die Pest schon jenseits der Grenzen auf persischem Gebiete im Luristan und den Stämmen Ercavaz, Chohan, Ali Behy, Decorsa und Beha, obwohl die persische Regierung die Tatsache ableugnete. Jeden Winter kommen verschiedene Stämme aus Persien, wie die Beha, Chohan, Ercavaz auf türkisches Gebiet, um Weide für ihre Tiere zu suchen, besonders zwischen dem Paß Teng und der Gegend Gyrdal. Es ist höchstwahrscheinlich, daß die Pest von diesen Leuten herübergebracht worden ist.

Nachdem ich alle Erkundigungen, die ich nötig hatte, eingezogen, ritt ich mit meiner Eskorte auf einem Umwege nach Zorbatie zurück. Wir kehrten auf halbem Wege beim Scheich Hussein Effendi ein, der ein mudschtehid (Verkünder des religiösen Gesetzes) und Molla der Schiiten ist. Er war gleich nach Ausbruch der Pest mit seinen Verwandten hier in die Nähe vom sijaret Imam Risa unter Zelte geflüchtet. Der Scheich ist ein bejahrter Mann und hat sehr gesunde Ansichten in jeder Beziehung.

Sodann inspizierte ich die nächste Umgegend von Zorbatie. Zunächst besuchte ich Imam 'Ali ietri, einen Wallfahrtsort, drei und eine halbe Stunde von Bedra entfernt. Ich fand nur ein paar Lehmhäuser und einzelne Dattelbäume. Von hier ritt ich zu dem Stamm der Daini, deren Scheich Ferhan ist; in einem Zelte fand ich eine alte Frau von der Pest erkrankt mit einem Bubo in der rechten Leistengegend. Bei den Daini traf ich einen Hadschi Abdullah Agha aus Bedra, der uns ein frugales Frühstück servieren ließ. Gegen Abend kehrte ich ganz ermüdet nach Zorbatie zurück und legte mich, ohne zu essen, nieder.

Den folgenden Tag in aller Frühe ritt ich über Bedra zu den

Zelten, Ambara genannt, eine Viertelstunde vom Wallfahrtsorte Imam 'Ali ietri entfernt. Ich stieg beim Mahmud beg ab, dessen Fellahs hier wohnen. Der frühere muchtar von Bedra mit Namen Musa agha und dessen Sohn Amran begleiteten mich. In den Zelten Ambara fand ich keine Pestfälle, ritt dann über Imam 'Ali ietri, wo wir im Zelte des Selim Effendi einen Kaffee tranken, nach dem Orte Dschesan und stieg im Hause des Dorfältesten ab, wo wir die Nacht blieben. Dschesan ist von einem zirka dreißig Meter breiten Graben umgeben, der stagnierendes Wasser enthält, das überall grün ist. Die Straßen sind voll von Misthaufen, überall sieht man zerfallene Lehmhäuser. Ich fand drei Pestfälle. Mehrere Einwohner Bedras wohnten hier seit Ausbruch der Epidemie.
Von Dschesan ritten wir am nächsten Morgen nach Mezeiple, zwei Stunden entfernt zu den Zelten der Umeschat Araber, wo wir bei einem Einwohner aus Bedra, Jusuf Effendi, abstiegen. Hier waren zwei Pestfälle. Gegen Abend ritt ich über Bedra nach Zorbatie zurück.
In den nächsten Tagen beendete ich meinen Bericht an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel in Depeschenform und schickte denselben, da keine andere Kommunikation existierte, durch einen Eilboten für 17 Krans (ca. 13,60 Mark) nach Bagdad an das Telegraphenamt zur Weiterbeförderung, weitere Instruktionen in Zorbatie abwartend. Da ich nicht über das Mittel einer bakteriologischen Kontrolle verfügte, war ich gezwungen mich bei meiner Diagnose an die klinischen Symptome zu halten und die herrschende Epidemie nur als eine pestartige zu bezeichnen.
Unterdessen besuchte ich den Mudir von Zorbatie. Als ich an das Haus kam, fragte ich einen Zaptije, ob der Mudir zu Hause sei. »Jawohl, Effendi«, erwiderte dieser, »in diesem Loche wohnt er.« – In der Tat mußte ich zwei Pferdeställe passieren, bis ich in den Hof kam, wo der Chef der Behörde zu sitzen pflegt; er war gerade beim Geldzählen und Sortieren der einzelnen Münzen, die er von der Schafsteuer einkassiert hatte.
Nachmittags besuchte ich einen der Notabeln, Muhamed Scherif agha. Während ich bei ihm war, kam der mulasim (Leutnant) Sadik agha und verlangte eine Anzahl Leute, um sie dem Kolaghassi (Major) Jusuf Effendi zu bringen, der mit dreihundert Mann

Nisamije (reguläre Truppen) die Gründe, genannt Seid Hassan 'arasi, zerstören wollte. Diese Gründe gehören zu den Terrainflächen, die zwischen der Türkei und Persien noch strittig sind und laut Abkommen von keinem bebaut werden dürfen. Derartige Terrains gibt es an der Grenze mehrfach, sie bilden stets den Streitpunkt zwischen den beiden Regierungen und den Grenzbewohnern. Wie ich später vom Mudir von Zorbatie erfuhr, hatten die Einwohner von Zorbatie die Terrains von Seid Hassan heimlich besät und den Ertrag dann in aller Stille an den persischen Gouverneur von Luristan verkauft. Um ihnen dieses Handwerk zu legen, sollten die Soldaten ihre Pferde in den schönen Weizen treiben. Ein 'Aza (Mitglied des Verwaltungsrats) aus Kut el Amara, der zugegen war, meinte: »Stroh hat das Militär, so lange es hier ist, von uns genommen, ohne einen para zu bezahlen, für Lebensmittel haben wir ebenfalls nichts bekommen und jetzt verlangt ihr so und soviele Männer! Woher diese nehmen, sollen wir unsere Felder und Gärten brach liegen lassen?« – »Ja«, meinte ein anderer, »die Soldaten haben sich sogar zu unsern Weibern gesetzt.« – »Gebt mir Geld«, fuhr der 'Aza aus Kut el Amara fort, »ich schicke eine Depesche an den mudei-i- 'umumi (Staatsanwalt), ob die Handlungsweise dieses Effendi sich mit dem Gesetze in Einklang befindet. Soviel Gewalttätigkeit ist unerhört.« – Die Soldaten wurden indessen tatsächlich in das strittige Gebiet hineingeschickt und da es auf diese Weise nicht gelang, die ganze Ernte zu zerstören, holte man noch mehrere Scheichs mit ihren Leuten, um alles niederzumähen. Als auch dieses zu langsam ging, wurde an mehreren Stellen Feuer angelegt, was dann der Sache bald ein Ende machte.

Den nächsten Tag ritt ich zum Obersten Jusuf Effendi, der drei Stunden von Zorbatie in Seid Hassan mit den Soldaten unter Zelten lagerte und kehrte über Akreh, ein altertümliches, viereckiges, nach allen Seiten durchwühltes Ruinenfeld, zurück.

In den folgenden zwei Tagen ruhte ich mich aus. Ich erhielt den Besuch des Kaimakam von Kut el Amara, namens Rustem beg, ein geschwätziges, listiges Männchen. Er saß wohl über vier Stunden bei mir.

Abends kam ein Kollege aus Bagdad, der Sanitätsarzt aus Hilleh, Dr. Lubicz, der weitere Instruktionen mitbrachte und mit dem

10*

zusammen ich die nötigen Maßregeln traf. Dreihundert Soldaten, auf Maultieren beritten, wurden uns zur Ausführung der sanitären Maßregeln beigegeben. Deren Major Jusuf Effendi war ein angenehmer und ziemlich gebildeter Offizier. Mit dem Militär zogen wir einige Tage später aus Zorbatie und schlugen auf einem offenen Felde vor den Gärten dieses Ortes unsere Zelte auf. Dem von uns bewohnten Zelte gegenüber errichteten wir eine vier Meter lange Hütte aus Lehm, die nach zwei Seiten offen und der Kühle halber einen Meter tief in den Boden hineingebaut war. Das Dach bestand aus Palmenzweigen, an beiden Wandseiten wurden in kleinen Abständen Stäbchen angebracht und die Lücken mit trockenen Gräsern ausgefüllt, um der Luft Zutritt zu gewähren. Die Araber nennen solche Wände akul. Vor unserer Hütte stand links das Zelt unserer Diener, daneben ein Erdbau, in welchem mein Koch seine Kunst ausübte, und die Standplätze unserer Pferde. Waren wir draußen nicht beschäftigt, so diente uns die Hütte morgens zum Aufenthalte; gegen Mittag jedoch zogen wir uns in das Zelt zurück, in dem ebenfalls die Erde zirka einen halben Meter tief ausgegraben war. Die Luft war hier natürlich viel besser als in Zorbatie selbst, namentlich war es ein schönes Gefühl unter freiem Himmel zu schlafen und nur die Sterne und den Mond über sich zu haben. Trotzdem hatten wir von der Hitze zu leiden, besonders der Mangel an gutem Trinkwasser und den notwendigsten Lebensmitteln war sehr empfindlich.

Zunächst nahm ich einige Soldaten und ritt nach Greibe über Seid Hassan. Auf dem Ritte dahin sahen wir auf dem Wege eine lange, dicke Schlange, ein Offizier schoß danach, traf sie aber nicht. Kaum hatten wir die bebauten Terrains von Seid Hassan betreten, als unsere Pferde zu zittern anfingen und nicht weiter wollten. Ich ritt mit dem Major vorn im Zuge. Ehe ich noch fragen konnte, gab er einen Schuß ab und einige Meter weiter fanden wir einen Leoparden im Grase. Im Zelte des Kaimakams von Kut el Amara wurde Rast gemacht und dann drei Beduinen von hier als Führer mitgenommen. Ihr Benehmen war sehr merkwürdig, wenn ich sie nach dem Weg fragte. Gewöhnlich murmelten sie in ihren Bart: »Ganz nahe, hitsche, hitsche, kullu darb, ya Effendi (so, so, überall ist der Weg, o, Effendi).« — Fragte ich weiter: »Werden wir noch abends ankommen?« so

lautete die Antwort: »Allah je'lam (Gott weiß es!).« – Eine genauere Antwort war nicht zu bekommen. Wie ich später sah, wollten sie mich absichtlich aufhalten, sie hatten einen Vorläufer geschickt, um etwaige Pestkranke zu verstecken. Der Weg war sehr schlecht und beschwerlich. Erst spät nach Sonnenuntergang setzten wir über den Fluß Greibe und kamen zu dem zehn Minuten entfernt liegenden Zeltlager der Beni-Lam, wo wir bei dem Scheich Madschid Dschendil, auch Muaid genannt, abstiegen. Als mein Sanitätssoldat ein Laken über mein Feldbett ausbreitete, wunderten sich die Beduinen über diesen Luxus. »Wenn wir das hätten, würden wir uns ein Hemd daraus machen« meinten sie. Das Lager bestand aus 250 Zelten von Feili-Kurden aus dem Luristan und aus Bedra, die hier bakallik (Krämerei) und bezazlik (Tuchgeschäftt) treiben. Der Scheich war recht ungastlich und die Leute unfreundlich, wie ich sie selten gesehen. Ein Glück für diese Menschen, daß sie öfters ihre Zeltlager wechseln, sonst würden sie vor Schmutz umkommen. Pestfälle fanden wir nicht, nur drei syphilitische Kranke, der eine von ihnen der Scheich Madschid Dschendil selbst.

Als wir in der Frühe wegritten, machte mir der eine Führer Seid Djemani einen Knoten ('akd) in meine Keffije mit den Worten: »ana mahsubak« (ich bin Dein Ergebener). Nach einer Stunde setzten wir über einen kleinen Bach Grecher und stiegen im Zeltlager des Scheich Fahid Dschendil, Bruder des Scheich Madschid Dschendil ab. Hier waren 135 Zelte mit zirka 675 Seelen, davon acht Zelte mit Kurden, die seit einiger Zeit sich von Hussein Kuli Khan hierher geflüchtet hatten. Scheich Fahid Dschendil war ebenso schmutzig wie sein Bruder Madschid Dschendil. Da lagerten z. B. in einem dürftigen, gegen die Witterung nicht geschütztem Zelte auf einen ganz kleinen Raum beschränkt, auf der Erde, gewöhnlich ohne jede Unterlage, Mann, Weib und Kind in schrecklichstem Schmutze, die Augen von Fliegen umlagert, in dem Eßgeschirr unzähliges Ungeziefer, dabei ein Kalb, eine Ziege und ein Lamm, alle vertraulich nebeneinander. Man wundert sich nicht, so viele Augenkranke zu sehen. Die Beduinen hier haben die Gewohnheit, ihre Augen mit sirma zu überziehen (Antimonium preparatum). Als ich beim Visitieren der Zelte den Leuten gute Ratschläge gab, wie sie selbst in ihren Verhältnissen besser leben könnten, be-

sonders was Reinlichkeit anbelangt, fragte mich der Sohn des Scheichs sehr naiv: »Sprichst Du auch die Wahrheit Hekimbaschi, daß man von Schmutz krank werden kann?« — Vor Abend kehrte ich nach Greibe zurück, von hier nahm ich den Sohn des Scheich Madschid Dschendil, Namens Ferhan mit und wir ritten zum Scheich Abbas el Chumeis, der auf den Gründen Schahabi lagert. Die Chumeis-Beduinen sind eine Abteilung der Beni-Lam mit 160 Zelten und zirka 800 Seelen; sie scheinen ziemlich wohlhabend zu sein. Scheich Madschid schleppte einen armen Teufel mit, den er, angeblich wegen Kameldiebstahls vierzehn Tage bis an den Hals in der Erde vergraben hatte und angekettet hielt. Die ganze Dschendil-Familie sind die reinsten Galgengesichter.
In der Frühe ritt ich mit Scheich Madschid und Scheich Abbas nebst hundert Reitern zu den Gründen von Seid Hassan, wo noch Militär zum Zerstören der Ernte lagerte. Unterwegs machten die Beni-Lam viel Reiterkünste. Die meisten dieser Beduinen waren hagere, dunkel- und schwarzbraune Gestalten, mit scharf ausgeprägten Zügen, stark vorspringender Nase, schwarzen, funkelnden Augen und hochgezogenen Augenbrauen. Bei den jüngeren hingen lange, schwarzlockige Zöpfe an beiden Seiten der Ohren herunter. Ihre Waffen waren durchweg gar nichts wert, sie waren entweder veraltete Lanzenspitzen oder alte Doppelflinten, auch trugen manche dabbus (Keule); man erzählte mir aber im geheimen, daß sie ihre besseren Waffen zu Hause gelassen hätten, damit sie ihnen vom Militär nicht abgenommen würden. Ebenso gefielen mir die meisten Pferde nicht. Kein Wunder, wenn man bei den Beni-Lam selten wirkliche arabische Vollblutpferde findet. Der persische Gouverneur von Luristan, der auf diese Gegend einen großen Einfluß übt, läßt den Beni-Lam überhaupt kein gutes Tier; wenn er hört, daß ein Scheich ein edles Pferd oder Füllen hat, so schickt er sofort zu ihm und nimmt es entweder für Geld nach seiner Schätzung oder mit Gewalt weg, so daß seine nächste Umgebung, wie ich von glaubhaften Augenzeugen gehört habe, allmählich fast nur Pferde von mehreren tausend Francs Wert hat; die Leute des Gouverneurs von Luristan sind dem Beni-Lam in jeder Beziehung voraus und überlegen.
Im Militärlager angelangt, stieg ich beim Obersten ab, ließ mein Pferd beschlagen und ritt gegen Abend nach Zorbatie zurück.

Nach ein paar Tagen stieß ein Teil des Militärs zu uns, das mit dem Zerstören der Ernte auf dem strittigen Terrain beschäftigt gewesen war. Der Rest wurde zum Kordon nach Mendeli, nach Kut el Amara, nach Scheich Said und Ali Gharbi, Bedra, Dschesan und Zorbatie geschickt, der Oberst Jusuf Effendi nach Baquba, wo ein Lazarett, natürlich unter Zelten, errichtet wurde. Das Militär hätte schon längst abgehen sollen, der Befehl des Muschir (Militärkommandant) in Bagdad war mir vor zehn Tagen über Mendeli geschickt, aber von der Gendarmerie verloren worden. Der betreffende Expreßbote war angeblich einem gewissen Muhamed Tschausch begegnet, hatte demselben gegen eine ilm-u-chaber (Quittung) das betreffende Schriftstück übergeben und war in der nämlichen Nacht nach seiner Ankunft in Mendeli gestorben. So behauptete wenigstens der Kaimakam von Mendeli. Wenn man's nur glauben darf. In Zorbatie machte uns der Mudir einen Besuch, er hatte einen Scheich Dschoad aus Nedschef bei sich, einen jungen, lebenslustigen Schriftgelehrten. Als ich ihn fragte, warum er kein türkisch gelernt, sagte er: »Hekimbaschi, am Tage der Auferstehung werden alle Menschen, selbst die Franken und Christen, die in den Himmel kommen, arabisch sprechen, die aber in die Hölle verstoßen werden, werden türkisch reden; deshalb lerne ich diese Sprache nicht.«
Den folgenden Tag ritt ich mit meinem Kollegen Dr. Lubicz und dem Kaimakam von Kut el Amara, Rustem beg nach Bedra. Der Friedhof in dieser Stadt, zwischen den Gärten gelegen, wurde wegen Überfüllung außer Funktion gesetzt und mit einer Mauer umgeben. Die Einwohner widersetzten sich, aber ohne Erfolg. Dann ritten wir den nächsten Tag nach Dschesan. Die Einwohner sind durchweg Araber, Schiiten. Die Reichen aus Bedra nehmen sich ihre Frauen aus Dschesan, da diese sehr hübsch sein sollen. Die Gärten um Dschesan taugen nichts, da die Bedraer ihnen kein Wasser geben. Es gibt hier nur einen ark (Graben), während Bedra deren achtzig hat, man sieht nur vereinzelte dünne Bäume stehen. Die Nacht verbrachten wir beim Kaimakam Rustem beg, der eine Stunde von Dschesan im Freien sein Zelt aufgeschlagen hatte. Um unsere Zelte herum lagerten ein paar Schafherden. Nachts kamen Diebe, um Schafe zu stehlen, das Hemd des einen Schäfers wurde von einer Kugel durchbohrt. Möglich, daß es nur

galante Spitzbuben waren, die als Probe ihrer Geschicklichkeit ein Spitzbubenstückchen ausführen müssen, um ihren Mädchen zu gefallen.
In aller Frühe begab ich mich über Dschesan nach dem Hor (Sumpfland), zwei Stunden entfernt zu den Zelten des Scheich Bargasch, wo ich meine Stute belegen lassen wollte. Ein Neffe des Scheichs mit Namen Jusuf hatte hier einen Hengst Hamdani, fünf Jahre alt, der in der ganzen Umgegend berühmt war. Anfangs machte Jusuf viele Schwierigkeiten, endlich willigte er ein. »Nun«, sagte er, »sind wir Verwandte. Du mußt mir einen Gefallen tun, ich habe beim Onkel, dem Scheich Bargasch, um die Hand seiner Tochter angehalten, er will aber nicht.« Ich versprach ihm, mein Möglichstes zu tun. Nun wußte ich, daß es für den Beduinen kränkend ist, wenn man nicht an seinem Mahl teilnimmt. Als daher der Scheich uns einlud mit ihm zu essen, erklärte ich, nur unter der Bedingung etwas genießen zu wollen, daß er mir einen Wunsch erfülle. Da der Gastgeber seinem Gaste nichts abschlagen darf, sagte der Scheich im voraus zu. Als ich ihm ins Ohr flüsterte, um was es sich handelte, machte er ein verlegenes Gesicht, er hielt aber Wort und Jusuf bekam seine Braut. Im Lager des Scheich Bargasch sind 220 Zelte, davon 60 von Feili-Kurden bewohnt.
Mittags begaben wir uns zum Scheich Ali Muhamed, in dessen Lager nur 70 Zelte sind. Er ist der vornehmste Scheich unter den Beni-Lams. Früher hörten die meisten der Beni-Lam auf sein Wort, aber fortwährende Fehden mit seinen Verwandten, die von dem Gouverneur von Luristan unterstützt, ihn mehrmals überfielen, sind die Schuld, daß er sich jetzt in schlechten Verhältnissen befindet. Trotzdem heißt es von ihm unter den Arabern: »Schechna rabna« (Unser Scheich ist unser Gott), sein Wort gilt mehr als das der Regierung.
Scheich Ali Muhamed besaß die schönste Stute unter den Beni-Lams mit Namen Hamdanie. Nur nach vielem Drängen zeigte er sie uns, denn die Araber fürchten sich vor dem bösen Blick viel mehr als die Italiener vor ihrem »mal' occhio.« Viele unter ihnen, auch der Gouverneur von Luristan hatten ihm wiederholt fünfhundert türkische Liras, zirka zehntausend Mark, persische Teppiche, Kamele und Schafherden für sie geboten, aber er wies alle An-

erbietungen mit einem stolzen stä'fer Allah (Gott behüte es) ab. »Meine Stute ist mein Leben«, sagte er. »Ihre Mutter hat mir einmal«, erzählte er, »das Leben gerettet. Wir wurden eines Tages plötzlich von einer Kabyle (Stamm) überfallen, ich hatte nur Zeit mich auf meine Stute zu schwingen, die ungesattelt und ungezäumt und außerdem trächtig war. Meine Feinde kamen immer näher, schon fühlte ich die Lanze hinter mir und glaubte mich verloren, ich war an dem Rand eines kleinen Flusses angelangt, da sagte ich dem edlen Tiere, um was es sich handele und es sprang mit einem Satze aufs jenseitige Ufer – wir waren zwar gerettet, aber sie gebar wohl etwas zu früh die jetzige Stute, daher ist es mir nicht möglich, mich von ihr zu trennen.« Der Beduine schätzt am meisten in der Welt sein Pferd und seine Waffen. Die Araber reiten meistens ohne Zaum, der Halsstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand oder einem kurzen, dünnen Rohrstöckchen auf den Hals genügt, um es links und rechts zu lenken. Die arabischen Rosse sind in der Regel unbeschlagen. Mit dem Rufe »jallah!« werden sie angefeuert.
Vor Sonnenuntergang ritt ich nach Dschesan zurück und speiste beim Hussein agha, einem der ersten Einwohner, zur Nacht. Nach dem Essen schlief ich außerhalb des Ortes bei den Zelten des Kaimakams. Sodann ritt ich über Imam 'Ali ietri nach Bedra und Zorbatie zurück, wo ich den Militärarzt Dr. Ruck, einen Österreicher, vorfand, der vom Militärkommandanten in Bagdad geschickt war. In den nächsten acht Tagen hatte ich leichtes Fieber, litt an Appetitlosigkeit und war sehr deprimiert. Ich erholte mich langsam. Sobald ich mich besser fühlte, ritt ich nach Bedra. Die Pest hatte hier abgenommen. Der Kaimakam Kadri beg war außerhalb der Stadt, wurde aber geholt und erschien in großer Aufregung. Ein Verwandter von ihm hatte zwanzig türkische Liras an den Mudir in Zorbatie zahlen müssen, weil er einen Einwohner aus Bedra bei sich aufgenommen hatte. Kadri beg riß sich den Fez vom Kopf und warf ihn zur Erde mit den Worten: »Nein, einer Regierung mit solchen Maßregeln will ich nicht länger dienen, ich reite nach Persien. – Bring mir mein Pferd!« rief er seinem Diener zu. – »Dscheheneme git!« (gehe in die Hölle!), erwiderte ich, »wenn Du als erster Beamter so wenig Achtung vor den Befehlen der Regierung hast.« –

Da er wirklich fortritt, ließ ich den Offizier, der den Kordon befehligte, kommen und erinnerte ihn an die Quarantänemaßregeln mit dem Bemerken, wenn der Gouverneur den Kordon überschreiten wolle, solle er ihm dreimal dur (Halt) zurufen und wenn er nicht zurückginge, zuerst auf sein Pferd schießen und wenn er trotzdem weiter ritte, solle er ihn ins Bein treffen, ohne sein Leben direkt zu gefährden. Der Offizier handelte danach und als dem Kaimakam beim Kordon ein dur zugerufen wurde und die Soldaten anlegten, kehrte er ganz ernüchtert zurück.
Dieser Kadri beg ist die personifizierte Gleichgültigkeit. Bei ihm im Serail und vor demselben liegt der größte Schmutz. Ein Stückchen zu seiner Charakteristik: Seine Mutter ist eines Tages beim Hadschi Abdallah, einem der reichsten und angesehensten Einwohner Bedras eingeladen. Sie setzt sich zum Essen, refüsiert aber alles. Als man sie fragt warum, antwortet sie: »Mein Sohn besitzt kein Pferd zum Reiten.« Man versprach ihr, ihrem Sohn ein gutes Pferd zu schicken und bat sie, zu essen. »Nein«, sagte sie, »ich esse nicht, bis er das Pferd hat.« – Ein Hengst wurde geschickt und die Frau Mutter des Gouverneurs aß. Kadri beg ist ein kleiner, korpulenter Kurde. Er handelt mit Pferden. Bei jeder Amtshandlung von einigem Belang läßt er sich ein Füllen schenken, das er umsonst aufzieht – das Futter erpreßt er von einem andern – und dann verkauft; er nimmt sogar eine Rupie an. Er ist der Typus der meisten hiesigen Beamten.
Von Bedra ging ich nach Mezeiple und Dschesan. Hier gab es täglich ein bis zwei Tote. In der Frühe besuchte ich das Ziaret Imam Suleiman (Wallfahrtsort) ca. eine Stunde südlich von Dschesan gelegen, dann schwenkte ich rechts ab zum Stamme der Daini. Die Gegend heißt Mirzapad. Als wir bei den Zelten der Daini ankamen, war niemand anwesend, wir fanden nur vier bis fünf Zelte, bei dem einen stiegen wir ab. Hier waren einige Zicklein und Lämmchen mit einem Stricke um den Hals an einem kurzen Pflocke angebunden, ebenso ein allerliebster kleiner Junge. Es dauerte nicht lange, so kam eine Beduinin, begrüßte uns, brachte uns kalte Buttermilch (schnin) zu trinken und setzte uns Spiegeleier vor, die in Fett schwammen, außerdem in einem zweiten Teller Datteln in Fett gebacken. Zuletzt wurde uns noch Kamelmilch angeboten. Da ich gehört, daß die Kamelmilch sehr

gut gegen den Durst hilft — viele Beduinen trinken in der heißen Zeit morgens ein paar große Tassen davon und brauchen dann den ganzen Tag nichts mehr —, ließ ich mir meinen Becher füllen und trank denselben nicht ohne einen gewissen Widerwillen aus. Die Milch schmeckte aber gar nicht schlecht, nur etwas süß-säuerlich. Die Beduinen hier, wie überall, beklagen sich über die Regierungsbeamten. »Ach!« meinte Scheich Ferhan, «haza eddewle ma ia'ref schughlu (Diese Regierung kennt ihre Arbeit nicht), besonders diese aschar (Zehnteneinnehmer) und mulkije (Zivilbeamten) saugen uns das Blut aus. Stiehlt man nicht mit ihnen, so sagen sie, der Scheich Ferhan ist ein harami (Dieb). Ich kann doch nicht meine eigenen Verwandten und Leute bestehlen. Badna Sultan arab, nebina arab, dinna arabi (Wir wollen einen arabischen Sultan, unser Prophet ist ein Araber, unser Glaube ist arabisch). Selbst mit den Ungläubigen, diesen Engländern, würden wir einverstanden sein, wenn nur jemand käme, uns zu befreien.« —
Den nächsten Morgen besuchte ich mit Dr. Ruck zusammen Scheich Bargasch und den Scheich Ali Muhamed, dessen Bruder Kemer und ältester Sohn Jusuf uns eine Strecke lang begleiteten. Die Kurden, welche beim Scheich Ali Muhamed wohnen, plündern oft die Karawanen und bringen das Geraubte zum Gouverneur von Luristan, dessen Bruder Musa ein Hauptgauner ist und sich ebenfalls beim Scheich Ali Muhamed aufhält. Nach vier Stunden waren wir wieder in Bedra und kehrten nach einem kurzen Aufenthalte nach Zorbatie zurück.
Darauf ruhten wir einige Tage, um unsere Berichte fertig zu machen und abzuschicken. Nach Beendigung dieser Arbeit ritt ich in aller Frühe nach Mendeli. Am Flüßchen Tursack, sieben Stunden von Zorbatie, stieg ich beim Scheich Habib ab. Die Araber waren bei ihren charmans (Tennen) mit Weizen und Hafer beschäftigt, sie wohnten unter Rohrhütten (unten Lehmmauern und darüber Rohr). Scheich Habib beklagte sich über den Gouverneur von Luristan und trotzdem sind alle Beduinen heimlich mit ihm gut befreundet. Wir waren gut aufgenommen. Meine Leute waren nur über die Beduinen empört, weil sie ihnen aus den Näpfen für die Windhunde zu trinken gaben. »Siehst Du«, sagte der mich begleitende Unteroffizier zu mir, »wie diese Schiiten uns Sunniten ansehen — wie ihre Hunde!«

Ich führte stets eine Silberschale in einem Lederfutterale und eine kleine Tasse, ebenfalls aus Silber, bei mir. Es herrscht nämlich bei den Beduinen die Sitte, daß sie dem Gast bei der Ankunft gleich frischen Kaffee anbieten. Es gibt nur ein Täßchen, das dreimal die Runde macht und ungewaschen von einem Munde zum andern geht. Ich hatte mir daher ein silbernes Kaffeetäßchen machen lassen und meinen Diener angewiesen, dafür zu sorgen, daß mir vom Scheich stets nur in diesem Kaffee eingeschenkt würde. Fragte man ihn nach dem Grunde, so solle er antworten, es geschähe wegen eines Gelübdes, damit gaben sie sich dann zufrieden.
Nachts ritten wir weiter, verloren bald den Weg, kamen aber glücklicherweise zu ein paar Beduinenzelten, von denen wir einen Führer bis zu einer drei Stunden entfernten auba (Zeltlager) nahmen. Vor der auba wurden wir angerufen: »min hu?« (Wer da?) – Unser Soldat rief: »Sadik!« (Freund). – »Minhu sadik?« (Wer ist der Freund?) kam es zurück. – »La tenzalu« (Steigt nicht ab), erscholl es zu gleicher Zeit. – Es entstand ein Durcheinander. Ein Unglück befürchtend, rief ich: »Asker es Sultan!« (Soldaten des Sultans!) – Sofort trat Stille ein, man kam auf uns zu und half uns vom Pferde. Wir blieben bis zur Dämmerung und ritten dann nach Mendeli weiter, wo wir eine Stunde nach Sonnenaufgang eintrafen.
Ich stieg bei unserm Beamten im Sanitätsbureau, Medschid Effendi, ab. Derselbe war sehr diensteifrig, aber, wie die meisten Leute hierzulande, ein Christenhasser. Als mehrere Beamte des Ortes zur Begrüßung kamen, unter ihnen auch der Kadi (Richter) und dieser fragte, was ich zu tun gedenke, sagte ihm der Medschid Effendi in einem ironischen Tone: »Wenn die Häuser in der Stadt gereinigt sind, werden wir Euch nikaddiskum, d. h. mit Weihrauch einweihen«, ein Ausdruck, der nur unter Christen gebräuchlich ist.

Am nächsten Tage ging ich sofort an die Arbeit. Wie in Bedra, Zorbatie und Dschesan wurden auch hier alle Sanitätsmaßregeln getroffen. Die Leute, in deren Häusern sich die Pest gezeigt, wurden aus dem Ort gebracht. Die Baulichkeiten in Mendeli gleichen innerlich und äußerlich ganz denen von Bedra, Zorbatie und Dschesan, alle sprechen jeder Hygiene Hohn. Es gibt eine große Anzahl verfallener Wohnungen, welche von den Nachbarn

zur Aufnahme der Küchenabfälle und als Mistgruben benutzt werden. Ein anderes Übel sind die stagnierenden Wasser, die sich überall zwischen den Häusern und auf den öffentlichen Plätzen befinden und von Schmutz gefüllt sind. Es wäre von der größten Wichtigkeit für die Gesundheit der Einwohner, wenn diesen zwei Übeln von der Wurzel aus abgeholfen würde. Während der Dauer meines Aufenthaltes habe ich in dieser Richtung mein Möglichstes getan, leider konnte ich aber nicht die nötige Unterstützung erlangen. Der Ort Mendeli liegt, von herrlichen Gärten umgeben, ein wenig niedrig, er hat 1200 Häuser und etwa 4 bis 5000 Einwohner, von denen 1500 Perser sind. Von der Bevölkerung sind die meisten Ackerbauer oder Gartenbesitzer, vom Rest sind 25 Leinwandhändler und 50 Leute besshäftigen sich mit der Vermittlung des Verkehrs, besonders zwischen Bagdad und Kirmanschah in Persien.
Nachdem meine Arbeit in Mendeli geschehen, kehrte ich nach Zorbatie zurück. Nach ein paar Tagen langte nachts Dr. Jablonowski, ein Pole aus Krakau, an, von der Sanitätsverwaltung beauftragt nach dem Luristan zu gehen, um unter den dortigen Stämmen Schohan und Akawasi Nachforschungen über etwa dort vorgekommene Pestfälle anzustellen. Hussein Kuli Khan, dem der Mudir von Zorbatie offiziell darüber berichtet hatte, antwortete, daß er ohne Befehl seiner Regierung den Dr. Jablonowski nicht in Luristan hineinlassen werde und daß – el hamdu lillah – (Gott sei Dank) im ganzen Luristan keine Fälle von Pest vorgekommen, noch heute vorhanden seien. Später willigte der Gouverneur von Luristan ein und Dr. Jablonowski reiste dahin ab. Seine Untersuchungen ergaben, daß die Pest unter den obenerwähnten zwei Stämmen schon lange geherrscht hatte, ehe sie in der Wassermühle bei Bedra zuerst ausbrach. Übrigens sollen fast alljährlich Pestfälle in diesen Gegenden Persiens vorkommen.
Bald nach meiner Rückkehr aus Mendeli bekam ich zum zweiten Male Fieber, es dauerte zehn Tage lang, vom fünften bis neunzehnten Juli. Da meine Tätigkeit sich in der Folge ziemlich gleich blieb und im wesentlichen darin bestand, von einem Araberstamm zum anderen zu reiten und die Ausführung der sanitären Maßregeln zu überwachen, so will ich über die nächste Zeit kurz hinweggehen und nur auf einige besondere Erlebnisse eingehen, die

mir in dieser Zeit zustießen. So waren wir eines Morgens eine Stunde geritten und ich saß halbeingeschlummert im Sattel, als in der Ferne ein Tier bemerkt wurde. Einer meinte, es sei ein Tiger, der andere ein Wildschwein, wieder ein anderer glaubte es könne ein Löwe sein. Bei diesem Wort verschwand bei mir aller Schlaf. Meinen amerikanischen Goltrevolver hervorziehend, ritt ich im Galopp auf das Tier zu. Mein Kollege Dr. Lubicz, sowie die Soldaten riefen mir zu, mich in Acht zu nehmen, aber ich verließ mich auf meine Stute und sprengte weiter. Als ich näher kam, überzeugte ich mich, daß es weder ein Löwe noch ein Tiger war, sondern eine Wüstenhyäne. Die Stute schien sich vor dem Tier zu ängstigen und wollte nicht weiter, aber ein paar gute Worte halfen und als ich dicht dabei war, schoß ich. Leider traf ich nicht. Ich untersuchte meinen Revolver und fand, daß nur noch eine Kugel darin war, ich hatte es nämlich versäumt, ihn in der Frühe zu laden. Diese eine Kugel wollte ich aber gut verwerten und ritt also so, daß ich die Hyäne von der Seite zum Schuß bekam. Dieses Mal traf ich. Die Hyäne fiel, ich sprang vom Pferde und wollte ihr mit einem kama (persischem Dolche) den Rest geben, als das Tier humpelnd und blutend – die Kugel hatte sicher in das rechte Schulterblatt getroffen – zu flüchten versuchte. Unterdessen war mein Kollege mit den Soldaten angekommen und einige Martinikugeln wurden abgegeben, die aber nicht trafen. Schließlich brach das Tier, durch den Blutverlust ermattet, in einem kleinen Gestrüpp zusammen. Die Soldaten stiegen von ihren Pferden und bearbeiteten es mit dem Bajonett, bis es kein Lebenszeichen mehr gab. Ein Unteroffizier schnitt ihm die partes genitales ab und bat mich, sie ihm zu überlassen; wie ich später hörte, hatte er sie stückweise als Amuletts verkauft. Diese werden sehr gesucht und an der Brust getragen, besonders von sterilen Frauen.
Ein anderes Mal ritten wir nachts von einem Beduinenlager zum andern. Zwei Beduinen waren uns als Führer durch die Wüste mitgegeben, da keine Spur von Weg vorhanden war. Unterwegs fragte ich die beiden uns begleitenden Beduinen, wie sie den Weg fänden; sie zeigten nach drei Sternen, die ihnen als Wegweiser dienten, in der Tat marschierten sie in deren Richtung, indem sie ab und zu einen Blick nach dem Himmel warfen. Wir ritten in der Mitte zwischen den Soldaten hinterher. Anfangs er-

zählten wir uns gegenseitig allerlei, dann verstummte alles, je tiefer wir in die Nacht ritten. Man hörte nichts als die Hufschläge der Pferde oder deren Schnaufen, dann in der Ferne den Laut irgend eines Tieres. Es war ziemlich finster, ich bewunderte immer mehr unsere Führer. Indem geschah es, daß ich einen Moment anhalten mußte. Ich winkte einem Soldaten und meinem Sanitätswächter bei mir zu bleiben. Nur auf wenige Minuten war ich vom Pferde gestiegen, aber obgleich wir gleich weiter ritten, fanden wir niemanden mehr, alles Rufen in die Nacht hinein war vergeblich, es kam keine Antwort zurück, auch ein Galopp nach rechts und links half nichts, wir hatten die Unsrigen verloren. Zur besseren Orientierung legte ich mein Ohr auf den Boden – kein Pferdetritt war zu hören. Ebenso wenig nützte es, unsere Pferde ihrem Instinkt nachgehen zu lassen. »Was soll nun aus uns werden, Effendi«, sagten meine zwei Leute. »Schießen Sie Ihren Revolver ab, dann werden die Unsrigen sehen, daß sie uns verloren haben und nach uns suchen.« – »Nein«, erwiderte ich, »das ist nicht ratsam, sie könnten glauben, daß der Schuß von Räubern stammt und in unserer Richtung feuern«. – »Was dann tun?« fragten beide. An der Stelle bleiben, wo wir waren, durften wir nicht, wir hätten von wilden Tieren oder von Räubern, da wir dicht an der persischen Grenze waren, überrascht werden können. Ich hielt es noch für das Beste, langsam weiter zu reiten, bis es hell wurde. In der Frühe hätten wir dann gesehen, wo wir uns ungefähr befänden und wären schließlich auf irgend ein Zeltlager gestoßen. Ich war noch mit diesen Reflektionen beschäftigt, als der Soldat auf einmal rief: »Effendi, ich habe ein Licht gesehen.« – »Du irrst Dich« erwiderte ich, »es war wahrscheinlich ein Johanneswürmchen«, da es deren viele in diesen Gegenden gab. Aber es dauerte nicht lange, so sagte er noch einmal: »Effendi, ich habe das Licht nochmals in derselben Richtung gesehen.« – »Gut«, sagte ich, »reiten wir darauf zu. Sind es Beduinen, dann bleiben wir die Nacht bei ihnen, sind es Räuber, so tun sie uns hoffentlich nichts weiter als uns ausziehen.« – Gesagt, getan. Kaum waren wir einige Minuten geritten, so hörte ich meinen Namen rufen. Wir ritten in der Richtung und fanden die Unsrigen wieder. Mein Kollege, der selbst schläfrig geworden war, hatte nach einiger Zeit, als er munter wurde, mich nicht mehr an seiner

Seite gefunden, hatte halten lassen, und als alles Rufen nichts half, seine Zündhölzer aus der Tasche genommen und als Raketen benutzt – dies war das Licht, das der Soldat bemerkt hatte und durch das wir aus der mißlichen Situation befreit worden waren. Wir setzten dann unsern Weg fort und kamen ohne weiteren Unfall in unserem Standquartier an.

Vom zwanzigsten Juni ab gab es keine Pestfälle mehr, weder in Bedra, Zorbatie, Dschesan noch in Mendeli. Wir bekamen eine Depesche über Kut-el Amara, daß der Sänitätskonseil den inneren Kordon aufgehoben habe. Darauf ritt ich nach Bedra, um die Einwohner in ihre Häuser zurückzubringen. Die Wassermühle, in welcher die ersten Pestfälle vorgekommen waren, wurde ganz niedergerissen und von neuem aufgebaut. Die überlebenden Einwohner von Bedra wurden aus der Stadt geholt und provisorisch auf der anderen Seite des Flusses in Zelten und Hütten untergebracht, welche aus Baumzweigen oder Schilfrohr erbaut und mit Matten oder Palmzweigen bedeckt waren. Die übrigen Einwohner, welche bisher an verschiedenen Stellen zerstreut unter Zelten kampiert hatten, schlugen ihre Zelte und Hütten neben den Gärten auf. In vier Tagen war Bedra im wahrsten Sinne des Wortes von allen Menschen verlassen. Nun wurden ohne Ausnahme sämtliche Häuser gut gereinigt, die Türen in den inneren Höfen offengehalten, um die frische Luft durchziehen zu lassen, die Mauern von innen und außen mit Mörtel beworfen. Meine Aufmerksamkeit war in der Hauptsache darauf gerichtet, alles zu beseitigen, was dem Infektionsherde seinen entsetzlichen Charakter verliehen hatte.

Nach den offiziellen Mitteilungen starben in Bedra vom 14. März, dem Tage des Ausbruchs der Epidemie, bis zum 24. April, dem Tage meiner Ankunft, 620 Menschen. Vom 24. April bis zum 6. Juni, wo der letzte Todesfall zu verzeichnen war: 92 Männer, 86 Weiber und 50 Kinder. Im ganzen waren 840 Fälle zu unserer Kenntnis gelangt.

Davon waren unter 5 Jahren 15 Fälle
zwischen 5 und 15 Jahren 36 Fälle
zwischen 15 und 20 Jahren 12 Fälle
zwischen 20 und 30 Jahren 40 Fälle
zwischen 30 und 60 Jahren 90 Fälle

zwischen 60 und 70 Jahren 10 Fälle
zwischen 70 und 80 Jahren 7 Fälle
unbekannt 16 Fälle.

Zwischen den ersten Symptomen und dem Tode war eine Zeitdauer von

2 Tagen in 10 Fällen	14 Tagen in 1 Fall
3 Tagen in 1 Fall	15 Tagen in 9 Fällen
4 Tagen in 22 Fällen	16 Tagen in 3 Fällen
5 Tagen in 41 Fällen	17 Tagen in 2 Fällen
6 Tagen in 25 Fällen	19 Tagen in 1 Fall
7 Tagen in 19 Fällen	21 Tagen in 4 Fällen
8 Tagen in 17 Fällen	22 Tagen in 1 Fall
9 Tagen in 9 Fällen	25 Tagen in 1 Fall
10 Tagen in 6 Fällen	26 Tagen in 1 Fall
11 Tagen in 15 Fällen	28 Tagen in 1 Fall
12 Tagen in 15 Fällen	34 Tagen in 2 Fällen
13 Tagen in 4 Fällen	36 Tagen in 3 Fällen.

Unbekannt tot aufgefunden wurden in einer Höhle drei Fälle.
In Zorbatie war die Pest nur in elf Häusern aufgetreten. Diese wurden dann dem Erdboden gleich gemacht und die Bewohner derselben außerhalb der Ortschaft angesiedelt.
Es starben in Zorbatie im ganzen vierzehn Personen an der Pest, davon 5 Männer, 3 Frauen und 6 Kinder.

Unter 5 Jahren waren 2 Fälle
zwischen 5 und 15 Jahren waren 4 Fälle
zwischen 15 und 20 Jahren war 1 Fall
zwischen 20 und 30 Jahren waren 2 Fälle
zwischen 30 und 60 Jahren waren 2 Fälle
unbekannt waren 3 Fälle.

Zwischen den ersten Symptomen und dem Tode war ein Intervall von:

1 Tag in 3 Fällen	7 Tagen in 1 Fall
2 Tagen in 2 Fällen	15 Tagen in 1 Fall
3 Tagen in 1 Fall	32 Tagen in 1 Fall
5 Tagen in 1 Fall	Totgefunden 3 Fälle.
6 Tagen in 1 Fall	

Von sechsundsechzig Sterbefällen in Bedra und Zorbatie waren Fellahen (Bauern) einunddreißig, Leinweber sieben, Mullahs sechs,

Krämer vier, Karawanentreiber vier, Händler vierunddreißig, Gärtner drei, Schmiede einer, Trödler einer, Grünzeughändler einer, Totengräber einer (von dreien, die es in Bedra gab), Brotbäcker einer, Kaffeesieder einer.

Leider waren die meisten Einwohner Feinde jeder Sanitätsmaßregel, so wiesen sie jede ärztliche Hilfe ab, indem sie sich an ihre Mullahs, Barbiere oder an alte Weiber hielten. Selbst voll Egoismus, begriffen sie nicht die Uneigennützigkeit, mit der sich die ihnen an Bildung Überlegenen für ihre Gesundheit bemühten. Es mußten daher alle Anstrengungen gemacht werden, um die Ausführung der Sanitätsmaßregeln zu sichern. So vergruben manche ihre Toten in einer Stube ihrer Wohnung, damit wir nicht erführen, daß in ihrem Hause ein Sterbefall an der Pest vorgekommen sei. Um dies zu vermeiden, ließen wir ihnen sagen, daß derartige Tote, wenn gefunden, mit Petroleum begossen und verbrannt werden würden – das half einigermaßen, wir hörten wenigstens nicht mehr von dergleichen. Außerdem brachten die Einwohner untereinander allerhand alberne Märchen auf, z. B., daß jeder, der angebe, daß in seinem Hause die Pest sei, in Untersuchung gezogen werde oder eine Summe Geld zahlen müsse.

Bevor die Einwohner von Bedra, Zorbatie und Dschesan in ihre Häuser zurückkehrten, wurden sie mit ihren Effekten in große Hütten gebracht, welche zum Räuchern hergerichtet waren. Darin wurden sie für einige Zeit eingeschlossen und mit einer Mischung von Schwefel und Salpeter (von jedem ein Teil auf zwei Teile Kleie) nach der alten Methode ausgeräuchert; Lumpen und alle Kleidungsstücke, welche nicht wert waren, gewaschen zu werden, wurden verbrannt. Auch wurden alle kompromittierten Einwohner, in deren Häusern sich die Pest gezeigt, ähnlichen Sanitätsmaßregeln unterworfen, ebenso deren Häuser. Dann trennten wir uns. Dr. Lubicz kehrte nach Bagdad zurück. Dr. Jablonowski blieb vorläufig in Zorbatie zur Beobachtung und bekam später eine Mission nach Hamadan. Ich selbst ritt in der Nacht zum 29. Juli mit dem Kollegen Dr. Ruck unter Mitnahme meines Gepäcks nach Mendeli.

Am 5. August ritt ich mit den Kordon-Soldaten über Beled Rus nach Baquba, wo ich mit den Kollegen Dr. Ruck und Dr. Faik

Effendi wieder zusammentraf. Fünf Tage lang blieben wir alle in dem dortigen Lazarett in der Quarantäne, worauf der äußere Kordon aufgehoben wurde. Ich bekam die Ordre in Baquba weitere Befehle abzuwarten, die anderen Kollegen ritten nach Bagdad weiter. Ungern blieb ich in dem unfreundlichen Orte, ließ meine Sachen in einen Han bringen und suchte mir so gut es ging die Zeit zu vertreiben, freilich war es recht langweilig. Die ansässigen Beamten waren wenig zuvorkommend. Keiner machte mir einen Besuch, wie's die Sitte mit sich bringt, höchstwahrscheinlich, weil die Quarantäne aufgehoben war und sie nichts von mir zu erwarten hatten. Nur der Militärkommandant kam, der Kaimakam ließ sich als krank entschuldigen.
In dem Han, wo ich abgestiegen, logierte auch ein bekannter Theologe und Schriftgelehrter aus Bagdad, mit Namen Molla Ali Effendi. Es kamen fast jeden Tag Leute, ihn zu besuchen. Wie gewöhnlich wurden diese Besucher auf der Dachterrasse empfangen, wo unsere Betten, eins unweit des anderen standen, denn in den Stuben konnte man der Hitze wegen nicht schlafen. Die Leute lagen meist angezogen im Bett und verbrachten die Zeit mit Schwatzen, bis sie einschliefen. So bekam ich ab und zu allerhand merkwürdige Gespräche zu hören.
Eines Abends kam z. B. ein Beamter der dujun i-'umumije (osmanische Staatsschulden-Verwaltung) zum Molla. Nach dem Kaffee und den üblichen Begrüßungen entspann sich zwischen den Beiden in aller Öffentlichkeit folgende Unterhaltung. »Effendimiz!« (Unser Herr) hob der Beamte an, »seit langer Zeit schon wollte ich Sie um Ihren Rat fragen, da Sie als der Gelehrteste im ganzen Irak Arabi gelten. Ich war früher tütündschi (Tabakverkäufer) in Bagdad, verdiente aber in drei Monaten keine zwanzig Para (zehn Pfenige). Im vorigen Jahr wurde ich beim aschar (zehnten) angestellt. Zwei bis drei andere Beamten hatten sich zusammengetan, ich ließ sie aber nicht stehlen. Eines Tages bekam ich von unserm Mudir ein Schreiben, ich solle sofort zu ihm kommen, um einige Fragen zu beantworten. »Was ist das mit Dir, sagte der Mudir, wenn Du Dich nicht fügst, sperre ich Dich unter irgend einem Vorwand sieben Jahre ein; woher soll ich alles nehmen, der Generalgouverneur, der Inspektor in Bagdad, alle wollen sie etwas von mir haben.« – Ich wurde wirklich entlassen.

11*

Endlich gab Allah mir diesen Posten als Beamter bei der Staatsschuldenverwaltung. In dieser Stellung gelang es mir zu verdienen und ein Haus einzurichten. Nun wollte ich Sie fragen, ist das namaz, (Gebet), das ich in meinem Hause und auf den Teppichen verrichte dschaiz (erlaubt d. h. gültig) oder haram (verboten d. h. ungültig). Ich habe nie Geld von den Leuten genommen, sondern nur von der Regierung. Was konnte ich machen? Einen anderen Lebensweg habe ich trotz aller doas (Bitten) zu Allah nicht einschlagen können, ich bin einfach gezwungen zu nehmen.« — Der Molla antwortete ihm, so lange er ein unrecht erworbenes Gut nicht zurückgäbe, sei sein Gebet nicht gültig, selbst wenn er Buße täte, zu seiner Entschuldigung bei Allah könne er aber anführen, daß er seinen Anteil an dem beit ul mal el Muslimin (Allgemeingut der Muselmänner) bereits auf dieser Welt genommen habe, und daß er jenseits keinen Anspruch mehr darauf mache. Denn, fuhr der Molla fort, nach dem Koran sei essarek min es sarikin halalun (das Nehmen von dem Diebe) erlaubt, das ganze Gebaren der Regierung sei gesetzwidrig, daher sei auch ihr Gut halal d. h. man dürfe es nehmen.
Übrigens, sagte der Molla weiter, sei jeder schon bei seiner Geburt zu seiner zukünftigen Stellung voraus bestimmt. »Schau, unser Wali (Generalgouverneur) Takeddin Pascha war früher softa (Theologiestudierender). Er mußte fliehen und kam nach Konstantinopel. Der damalige Sadrazam verlangte vom Scheich ül Islam eine geistliche Würde für ihn, um ihn irgendwo als Kadi (Richter) unterzubringen. Der Scheich ül Islam hielt ihn aber nicht für fähig. Darauf trat Takeddin in den Staatsdienst. Als er eines Abends beim Minister des Innern war, fragte ihn dieser, ob er raki (Schnaps) trinken könne. Der Molla Taki — so hieß er damals noch — nahm seinen ʿamame (Turban, seinen Stand bezeichnend) ab und trank. Am nächsten Morgen wurde er Mutessarif in Kerkuk und später Generalgouverneur von Bagdad. So sind heutigen Tages alle höheren Beamten, sie leben nicht nach den Vorschriften unseres Propheten.«
Ein zweiter Fragesteller fand sich ein. Dieser sagte: »Die Regierung nimmt von uns drei Piaster für jedes Schaf, für die Wolle, für das Fett nimmt sie ebenfalls Geld. Sie nimmt von uns Soldaten alles, selbst das Kleinste wird besteuert. Daneben werden

wir von den Beamten ausgesogen und wenn wir uns beklagen, so sagt man uns einfach git, arsuhal ver (geh, reiche eine Bittschrift ein). Ich hatte einen Bruder, der während des Krieges desertierte; in Kerkuk wurde er gepackt. ‚Warum bist du desertiert', fragte man ihn. – ‚Als ich Soldat war', gab er zur Antwort, ‚habt Ihr mir meine Ehre genommen, Ihr habt meine Frau geschändet. Dann habt Ihr mir meinen Glauben genommen, Euer mulazim (Leutnant) fuhr mich während der Übungen stets an: imanin siktim (Dein Glauben sei verflucht). Was ist mir anders übrig geblieben als meine Seele? Und die will ich behalten, macht mit mir, was Ihr wollt.'« – »Ja«, meinte der Molla, »es ist noch nicht schlecht genug bei den Osmanlis, es wird noch schlechter werden bei uns, der Padischah wirft alles auf die Wukela (Stellvertreter) und diese wieder auf ihn.« –

Am 24. August kam endlich ein telegraphischer Bescheid, ich könnte auf meinen Posten zurück. Abends reiste ich ab. Am folgenden Morgen kam ich nach Schehraban. Hier wurde mir vom Mudir geraten, mich für die Weiterreise einer Abteilung von sechzig Gendarmen anzuschließen, welche am Mittag nach der nächsten Station Kysylrabat abgingen, er könne sonst nicht für meine Sicherheit garantieren, da die Hamawands sich wieder blicken ließen. Nach ein paar Stunden Reitens in der Ebene kamen wir in ein gebirgiges Terrain. Der Weg schlängelte sich zwischen den Hügeln derartig, daß man nur immer auf einige Meter Entfernung vor sich sehen konnte. Hier war die gefährlichste Stelle, wo wir jeden Augenblick eines Überfalles gewärtig sein konnten. Eine Totenstille herrschte. Ich ritt mit dem kommandierenden Offizier vorn im Zuge. Keiner sprach ein Wort, mit angezogenem Zügel, die Beine fest um den Sattel, nach allen Seiten spähend, bewegten wir uns zu zweien zwischen den Hügeln entlang. Endlich waren wir oben auf dem Plateau angelangt. Da rief auf einmal ein Gendarm: »Hamawands!« Niemand wagte einen Schritt mehr vorwärts. Ich spähte aus und sah in einer ziemlichen Entfernung unter uns in der Ebene eine schwarze Masse. Bei den Gendarmen bleiben wollte ich nicht; denn die Hamawands umzingeln immer ihre Leute von allen Seiten und schießen so lange mitten in sie hinein, bis sich alle ergeben oder tot sind, einen einzelnen Reiter dagegen, dachte ich, würden sie wohl nicht

verfolgen. Ich setzte mich also in Trab. Der Offizier rief hinter mir her: »Doktor Effendi, wohin gehst Du? Ich will nachher Deinetwegen nicht verantwortlich sein.« – Ich erwiderte ihm, er trage keine Verantwortung. Unterdessen war auch mein treuer Merdan, der Sanitätswärter herangeritten und bat mich, nicht fortzureiten, die Hamawands würden mich ohne Zweifel verfolgen und töten. »Bleib Du nur bei den Gendarmen«, sagte ich ihm, »und laß mich allein.« – »Nein,« meinte er, »ich habe solange Dein Brot gegessen, was Dir passiert, soll auch mich treffen.« – Er ließ sich nicht abhalten und ritt hinter mir her. Wir ritten auf die schwarze Masse zu. Je näher wir kamen, je ungefährlicher sah die Sache aus, wir bekamen Mut und ritten immer näher, schließlich überzeugten wir uns, daß es Beduinen mit Kamelen waren, die hier unter schwarzen Zelten Rast machten. Ich winkte den Gendarmen mit dem Zipfel meines Mantels herunterzukommen, was sie auch taten, als sie sahen, daß wir ruhig weiter ritten.
Am nächsten Tage kam ich ohne weitere Abenteuer in Khanekin an. Zum Danke für die viereinhalb Monate lang ausgestandenen Strapazen bekam ich die Hälfte meines Gehaltes als Zulage für die Zeit im Epidemiegebiete, meine Unterbeamten aber den doppelten Gehalt. Alle Reklamationen halfen nichts. Es hieß einfach: décision du Conseil Supérieur de Santé.
Ähnliche Zustände herrschen beim Militär. Einmal legten fünfzig Soldaten ihre Waffen im Regierungsgebäude nieder. Sie hatten an fünfzig Monate Gehalt zu fordern, seit einem Jahre hatten sie keine Kleider bekommen und sahen ganz zerlumpt und verhungert aus. Sie wurden pro forma eingesperrt und in Untersuchungshaft behalten, bekamen dann einen Monat Gehalt und konnten wieder abmarschieren. In Suleimanich plünderten die Soldaten einmal den Bazar rein aus, in Kerbela gleichfalls.
In Bagdad machte das Militär bei dem Wali eine Eingabe, man möge ihrem Elende ein Ende machen, ihre Weiber würden aus Not in die schlechten Häuser getrieben. In allen Beamtenschichten sieht es nicht besser aus. Die höheren Beamten allerdings wissen sich ihr Gehalt schon zu verschaffen. Bekommt z. B. ein armer Soldat sein Monatsgehalt, so nimmt man ihm beim Umwechseln fast die Hälfte ab. Wenn den Grenzsoldaten sachire (Lebensmittel) geschickt werden, so werden mit Gewalt Transporttiere

dazu requiriert, aber nicht bezahlt, die Spesen jedoch mit doppelter Kreide verrechnet. Jede Instanz vom Kaimakam, dem Malmudiri (Finanzdirektor), dem Regimentsschreiber bis zum Geldwechsler nimmt sich ihr Scherflein. Es gibt Beamte, die sich mit einem kleinen Nebenverdienst begnügen, andere nehmen nur größere Beträge.

ACHTES KAPITEL

LANDWIRTSCHAFT UND HANDEL AN DER TÜRKISCH-PERSISCHEN GRENZE UND IN MESOPOTAMIEN

Während meines fast fünfjährigen Aufenthaltes an der türkisch-persischen Grenze und in Mesopotamien hatte ich reichlich Gelegenheit, die dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse kennen zu lernen. Meine Beobachtungen werden vielleicht etwas dazu beitragen, die jetzt in der deutschen Heimat so lebhaft erörterten Fragen über die Anbaufähigkeit des mesopotamischen Bodens klären zu helfen.

Obwohl der Boden von der Natur nicht stiefmütterlich bedacht und obwohl auch das Klima nicht ungünstig ist, ist der Betrieb der Landwirtschaft recht unentwickelt. Der Bauer will von Verbesserungen nichts wissen, immerwährende Blutfehden, das Umherschweifen arabischer und kurdischer Stämme und der Mangel an Verkehrswegen lassen keinen Aufschwung zu. Wo indessen eine gewisse Sicherheit herrscht, z. B. auf den Landgütern des Sultans, die der findige Minister der Zivilliste, der Armenier Agob Pascha, an vielen Stellen im Wilajet Bagdad angelegt hat, hebt sich der Ertrag schnell. Vielleicht können in Zukunft auch von anderer Seite ganz gute Geschäfte durch die Bebauung des Bodens gemacht werden; einstweilen ist dies aber ausgeschlossen. Selbst Eingeborene, die über Geld verfügen, kaufen nicht leicht Grund und Boden, namentlich, wenn das Gelände fern von größeren Ortschaften liegt. In unmittelbarer Nähe solcher Ortschaften findet man wohl Gartenanlagen für Gemüsezucht, die sich bezahlt machen.

Der Winter ist sehr gelinde. Frost tritt selten ein. Von Ende März an steigt die Temperatur und ist in den Monaten Juni, Juli, August am höchsten; ich habe jedoch im Schatten nie über 30° R gemessen. Im September und Oktober findet eine merkliche Ab-

nahme statt. In den heißen Monaten ist die Hitze oft schwer zu ertragen, selbst Eingeborene leiden darunter. In Bagdad verkriecht man sich in Serdabs, unterirdische, gewölbte Zimmer, in die kein Licht fällt, auf dem Lande dagegen, wo diese Bequemlichkeit nicht vorhanden ist, bespritzt man den Boden fortwährend mit Wasser. Regen fällt in den Monaten Januar, Februar und März. Der erste Regen wird vom Fellah sehnsüchtig erwartet, da der Anbau von Gerste und Weizen davon abhängt. Den größten Gewinn liefert der Anbau von Datteln, Granatäpfeln, Orangen, Aprikosen, Zitronen, Feigen, Pfirsichen, auch von Weintrauben, Mandeln, Walnüssen, Äpfeln, von Maulbeerbäumen, Quitten, Pistazien; hier und da gedeihen auch Olivenbäume. Dann werden angebaut: Weizen, Gerste, Reis, Baumwolle, Sesam, Mais, Linsen, Hirse und Tabak, letzterer hauptsächlich in den Gegenden um Suleimanieh. An Gemüsen findet man: Bamieh, Batlindschan (aubergine), Erbsen, Bohnen, Kohl, Rüben, Paradiesäpfel, Kürbisse, Gurken, Wasser- und Zuckermelonen, Zwiebeln, Knoblauch, Sellerie, Spinat und Salat.

Besonderer Beliebtheit erfreut sich der Dattelbaum, der in Mesopotamien nach sieben bis zehn Jahren Früchte tägt. Es gibt etwa 70 Arten Datteln. Die wohlschmeckendsten sind: Eschresi, Sehdi und Dakkal. Die Bäume werden in zweieinhalb Meter Entfernung voneinander gepflanzt, und zwar je nach der Gegend in den Monaten Dezember, Januar, Februar oder März, in welcher Zeit man auch den Boden im Umkreise des Baumes umhackt. Der Dattelbaum wird vom fünften bis zehnten Jahr alljährlich gedüngt, später nur noch alle zwei Jahre. Die Dattelpalme erreicht eine Höhe von 50 bis 70 Fuß. Unter der Blattkrone hängen an langen Stielen für gewöhnlich sechs bis zehn Datteltrauben, jede aus ein paar hundert Datteln bestehend, im Gesamtgewicht bis zu 600 Pfund. Erst hellgrün, werden die Früchte zunächst gelb und wenn reif, dunkelrot. Frisch sind sie ungemein schmackhaft, zerfließen im Munde wie Honig. Die Dattelbäume sind getrennten Geschlechts, entweder männlich oder weiblich. Nur die letzteren tragen Früchte, müssen aber künstlich befruchtet werden. Durch Menschenhand wird der männliche Blütenkolben zur Befruchtung auf die weiblichen Blüten ausgeschüttet. Ein ausgewachsener Dattelbaum kostet 200 bis 250 Piaster und gibt im Durchschnitt

80 bis 120 Okka Datteln Ertrag.[1] Die meisten nach Europa ausgeführten Datteln sind unreif abgenommen, sonst halten sie den Transport nicht aus. Die schlechten Sorten und die für den Gebrauch im Lande bestimmten werden ganz fest mitsamt den Steinen in Ziegen- oder Schafhäute hineingestampft und bilden allmählich eine sich verhärtende Masse. Auch wird aus den Datteln ein Schnaps bereitet, der Dattelschnaps, der im Lande viel getrunken wird.

Feldkräuter, die vom Volke als Nahrung gesucht werden, sind: der Kapernstrauch (kubbar), Malva (chubas), Sysimbrium nasturium (rischad el moi), glycyrrhiza glabra (sus). Für das Vieh wird nichts gepflanzt, da es fortwährend im Freien weidet, von Wiesenbau ist keine Rede. Von Februar an gibt es bereits Gras in genügender Menge bis Ende oder Mitte Mai. Im Sommer, wo alles infolge der Hitze und der Dürre vertrocknet, nähren sich die Tiere kümmerlich auf dem brachliegenden Ackerlande. Die Ackergeräte sind der Pflug, die Sichel, die Haue, der Spaten, die Gabel und die Schaufel aus Holz. Das Düngen der Felder ist unbekannt, trotzdem ist der Boden sehr fruchtbar; in jedem zweiten Jahr läßt man das Ackerland brach liegen. In den Gärten wird öfters gedüngt, und zwar durch tierische Exkremente ohne jede Beimischung oder vorherige Bearbeitung. Der Anbau geschieht teils im Herbst, teils im Frühling. Mit dem Anbau der Gemüse wird öfter gewechselt. Im Anfange werden die Gärten vom Unkraut gereinigt, später aber nicht mehr. Ein Reinigen der Felder findet nirgends statt.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder werden Wasserfäden stundenweit von den nächsten Flüssen hergeleitet, in manchen Gegenden auch mittels Schöpfrädern.

Zur Ernte benutzt man eine Handsichel, Garben bindet man nicht, sondern das geschnittene Getreide bleibt in kleinen Haufen zum Trocknen auf dem Felde liegen und wird erst nach zwei bis drei Tagen zum Entkörnen gesammelt. Dies geschieht, indem man das Getreide mit Dreschschlitten, die durch Ochsen oder Maultiere auf den offenen Tennen im Kreise herumgezogen werden, ausdreschen läßt und das Ganze mit Hilfe einer hölzernen Schaufel

[1] Der Preis einer Okka ist ein bis eineinhalb Piaster. 1 Goldpiaster = 18.5 Pfennige; der Marktpiaster schwankt zwischen Werten von 12 bis 15 Pfennigen. 1 Okka = 1.280 Kilo.



so lange gegen den Wind wirft, bis die Körner vom Stroh gereinigt sind. Das Ausdreschen des Getreides geschieht auf besonderen allgemeinen Dreschplätzen, die sich unmittelbar an das Dorf anschließen. Die Frucht wird dann in einem Haufen zusammengetragen, auf den der Aschar-Beamte sein Zeichen macht, damit der Bauer nichts davon wegträgt, bis die Steuer erhoben ist. Es kommt vor, daß die Ernte wochenlang dem Wetter ausgesetzt bleibt, ehe dies geschieht, und auf diese Weise ihr Wert sehr beeinträchtigt wird.

Als Abgabe wird von Gärten, die eine selbständige Bewässerung haben, der chums, d. h. von fünf Teilen ein Teil erhoben, bei solchen aber, die mittelst Maschinen ihren Wasserbedarf beziehen, der ʿuschr, d. h. von zehn Teilen ein Teil. Gemeindegut gibt es nicht. Der Grund und Boden gehört der Regierung oder Privatleuten, in letzterem Falle tapu genannt. Früher gehörte alles der Regierung; sie lieh wohl höheren Regierungsbeamten zur Belohnung geleisteter Dienste Ländereien auf Lebenszeit. Vor etwa 30 Jahren ist dies anders geworden durch das arasi kanunnamesi, das unter Midhat Pascha eingeführt wurde. Die Regierung verkaufte in manchen Gegenden Ländereien, je nach der Güte des Bodens, gegen Barzahlung. Bei Privatbesitz hat der einzelne in allen Fällen vollständig freie Verfügung über das Seinige. Das tapu ist jedoch für die Bevölkerung von keinem solchen Nutzen geworden, wie man anfangs annahm. Viele Ländereien sind auf diese Weise in die Hände reicherer Privatpersonen übergegangen, die den Bauer hart bedrücken. Der Tapubesitzer nimmt, nachdem die Regierung ihren chums erhoben hat, die Hälfte des Ertrages, der Fellah den Rest, von dem er außerdem den Samen abzugeben hat. Es gibt auch Regierungsländereien, die jeder bebauen kann; die Behörde nimmt dann vom Reis von drei Teilen einen Teil, von Weizen und Gerste, je nach der Güte des Bodens, entweder von drei Teilen einen Teil oder von fünf Teilen einen Teil oder von sieben Teilen einen Teil. Tragende Dattelbäume zahlen $2^1/_2$ Piaster, die übrigen Fruchtbäume und das Gemüse werden von zwei ʿAsa, Vertretern der Stadtbehörde, und einem Beamten der Regierung abgeschätzt uud der chums danach berechnet. Von Reis, Sesam, Baumwolle und Durra wird die Steuer in natura erhoben; im allgemeinen gilt dabei der ʿuschr, in manchen Gegen-

den jedoch der chums, in anderen wird von drei Teilen ein Teil erhoben.
Die Pacht von Ländereien wird an den Meistbietenden gewöhnlich auf ein Jahr vergeben, und zwar für den Fruchtgenuß. Die Pacht wird je nach Vereinbarung bei Feldpacht in Naturalien, bei Gartenpacht in Geld gezahlt, das Halbpachtsystem findet man selten; besondere Gesetze über das Pachtrecht gibt es nicht. Die Auslagen für ein mit Gerste bebautes feddan (ein feddan ist ein mit zwei Ochsen umzupflügendes Stück Land) stellen sich wie folgt: Wenn man eigene Ochsen hat – mit Lohnakkord einen feddan bearbeiten zu lassen, ist nicht ratsam –, so braucht man 1000 Okka Gerste zur Aussaat, in wohlfeilen Jahren zum Preise von 500 Piaster, die Erntekosten erfordern 1000 Piaster, das Dreschen und Reinigen der Frucht 200 Piaster, ʿuschr und tapu 100 Piaster, zusammen 1800 Piaster. Der Ertrag für ein ebensolches mit Gerste bebautes feddan beträgt: 10000 Okka Gerste, die Okka zu 1 Piaster = 9000 Piaster (abzüglich des Zehnten), Strohgewinn etwa 100 Piaster, zusammen 9100 Piaster. Die Bearbeitung des Bodens geschieht entweder mit Lohnarbeitern (taʿba) oder wie in der Gegend von Bassorah nach Übereinkunft, indem der Besitzer von vier oder fünf oder drei Teilen einen Teil abgibt. Ein solcher Lohnarbeiter kann nicht weggejagt werden, der Pächter oder Bauer aber kann jedesmal nach der Ernte entlassen werden. Auch werden Leute monatsweise für die Landarbeit zu drei bis vier Krans (drei bis vier Franken) monatlich nebst Kost gedungen. Solchen Arbeitern wird zweimal im Jahr ein kepenek (eine Art Filzmantel) und Schuhwerk gegeben. Oft geschieht die Ablöhnung derart, daß im Winter Geld gegeben wird, zur Erntezeit aber Naturalien. Bestimmte Dienstbotenordnungen gibt es nicht, alles hängt von der Übereinkunft ab. In den Dörfern wird hauptsächlich Männerarbeit in Anspruch genommen. Bei den eingeborenen Stämmen verrichten gewöhnlich die Männer die Feldarbeit, die Weiber dagegen beschäftigen sich mit dem Vieh, die Kinder werden durchwegs zum Viehhüten verwandt.
Neben der Menschenarbeit werden hauptsächlich Ochsen, Maultiere und Esel zur Arbeit benutzt, zum Pflügen in der Regel Ochsen, zum Tragen meistens Esel und Maultiere. Zum Ziehen wird in diesen Gegenden das Vieh nicht gebraucht, da es keine

Wege gibt, auf denen ein Wagen gezogen werden kann. Als Tragvorrichtung wird der ballan, arabisch semer, dem Tiere auf den Rücken gebunden und auf diesem zu beiden Seiten die Ladung zu gleichen Teilen verteilt. Man rechnet für ein Maultier 120 Okka, für ein Kamel 140 Okka, für einen Esel 50–60 Okka als höchste Last. Das Vieh wird vielfach mit in die Wohnungen genommen oder an bestimmten Dorfplätzen untergebracht. Der Mist wird gesammelt, mit Stroh vermengt, in runde Fladen geformt, an den äußeren Wänden des Hauses aufgestapelt und getrocknet, um als Feuerungsmaterial verwendet zu werden.

Landeserzeugnisse gehen zum Transport nach dem Auslande zunächst nach Bagdad oder auch nach Basra. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Datteln, dann in geringen Mengen von Gerste und Weizen, Baumwolle, Schafwolle, Sesam, und nach den der Grenze nahe gelegenen Ortschaften Persiens in Orangen, Granatäpfeln und Zitronen. Von tierischen Produkten werden ausgeführt: Schaf-, Milchlamms-, Ziegen- und Büffelfelle, dann Schaf- und Ziegenwolle und Fett. Ein Haupthindernis für den Ackerbau wie für den Transport ist der Mangel jedweder Wege. Man macht sich keinen Begriff davon, wie die Karawanen und Reisenden darunter leiden, da bei schlechtem Wetter selbst kleinere Gewässer bei dem allgemeinen Brückenmangel kaum zu durchschreiten sind. Für die Einrichtung von Post- und Telegraphenlinien ist in der letzten Zeit viel geschehen. Die Post muß immer auf dem Rücken von Tieren befördert werden. Nach den neuesten Vereinbarungen zwischen Deutschland und Rußland soll eine Eisenbahnlinie von Bagdad bis Khanekin gebaut werden. Rußland macht dann den Anschluß durch Persien bis Khanekin.

Als große Plage sind die Heuschrecken zu nennen, die in manchen Jahren zum Schrecken der ärmeren Volksklasse das ganze Land verheeren. Die Heuschrecken zeigen sich in der ersten Hälfte des März; zum Schutze dagegen wird das Land umgepflügt oder man legt neben dem Ackerstück, wo sich die Larven der Heuschrecken gezeigt haben, einen Graben an, in den man sie mittelst Palmensträuchern hineinfegt und dann mit Erde bedeckt. Man legt auch Schilf auf das Stück Land und steckt es dann in Brand. In feuchten Jahren wird bei Weizen und Gerste das Mutterkorn beobachtet.

An nutzbarem Vieh sind vertreten: Pferde, Schafe, Ziegen, Kühe, Büffel, Maultiere, Kamele und Esel, die besonders bei den eingeborenen Stämmen der Hauptbesitz sind. Die Pferdezucht geht leider bei den Arabern zurück, nur die Araber-Stämme der ʿAnezeh und Schammar und einzelne vornehme Häuser in Bagdad besitzen noch Vollblutpferde. Früher wurde ein starker Pferdeschmuggel nach Persien und hauptsächlich nach Indien betrieben, in neuerer Zeit sind jedoch hohe Strafen darauf gesetzt. Im ganzen Lande werden die Pferde nur zum Reiten gebraucht. Landesgestüte sind nicht vorhanden, auch wird auf die Paarung sehr wenig Achtung verwendet. Bei den Stämmen ist das Pferd Tag und Nacht über im Freien, nur sehr edle Pferde werden im Winter und bei großer Hitze unter ein Zelt gebracht. Als Pferdefutter gilt die Steppenweide. Während der Monate Februar, März, April und Mai wird durchwegs Grünfutter gegeben; entweder läßt man die Tiere draußen mit einem Eisen, auf kurdisch bechau, gefesselt weiden oder man wirft ihnen das Futter im Hause vor. Wenn große Leistungen verlangt werden, erhalten die Tiere mehrere Tage lang vorher Gerste oder Weizen, auch wohl Kamelmilch und entkernte Datteln. Es ist sehr schwierig, gute Stuten zu kaufen, da der Beduine sie nur sehr ungern abgibt, alle Schätze der Welt können ihn nicht veranlassen, sich von einer guten Rassestute zu trennen. Ab und zu bietet sich Gelegenheit, den Fuß einer Stute zu kaufen, d. h. das so und sovielte Füllen derselben. Eher kann man Hengste bekommen. Gewöhnlich unterscheidet man fünf Abstammungsrassen: Seklawi, Maneki, Kehalan Abojan, Trafi oder Dschilfer und Nedger. Eine beliebte Unterrasse von Kehalan ist Kehale adschus (adschus=alte Frau). Außer der Abstammung und den gewöhnlichen Rassemerkmalen gibt es verschiedene Abzeichen in der Färbung des Pferdes, welche auf dessen Bewertung Einfluß haben. So bringt beispielsweise ein Pferd, bei dem der rechte Vorderfuß weiß und der linke schwarz ist, Unglück. Eine Blässe von der Nase bis zur Stirn ist sehr beliebt und steigert den Wert bedeutend.
Von Schafen gibt es zwei Arten, das kurdische mit dem ungeheuren Fettschwanz, der zwei bis drei Okka wiegt, und das Beduinenschaf, ganam genannt, dessen Schwanz weniger dick ist. Die Schafzucht wird im Irak sehr stark betrieben. Die Schafsteuer beträgt 3 Piaster für das Schaf. Das ganze Jahr weiden sie im

Freien. Ein ausgewachsenes Schaf kostet 60 – 70 Piaster, ein Hammel 40 Piaster. Die Tiere geben jährlich zwischen November und Mitte April ein Junges. Täglich gibt ein Schaf ungefähr eine halbe Okka Milch, seltener eine Okka. Man rechnet außerdem für die Wolle 5 Piaster und 2 Okka Fett. Das Schaffleisch kostet in der Regel 2 ½ Piaster die Okka, eine Okka Schafmilch meistens ¾ – 1 Piaster, Fett 7 ½ Piaster, Schafbutter 7 Piaster. Krankheiten der Schafe sind die Gelbsucht (sarylyk) und Leberabszesse (tschyban), außerdem die Wurmkrankheit.

Bei den Ziegen unterscheidet man ebenfalls kurdische und arabische. Die Steuer beträgt 3 Piaster. Der Preis einer guten Ziege ist 30 – 40 Piaster. Die Okka Ziegenhaare wird zu 4 – 5 Piaster verkauft. Die Milchzeit dauert nur fünf Monate, man erhält täglich ½ Okka, an Fett wird 1 ½ Okka jährlich gerechnet. Das Ziegenfleisch kostet 2 ¼ Piaster, Talg 6 Piaster die Okka. Das Fell wird zu 5 Piaster verkauft. Besondere Stallungen für das Vieh gibt es nicht; da die Winter sehr milde sind, werden die Tiere stets unter freiem Himmel gelassen.

Ochsen und Kühe sind im Irak kleinwüchsig. Eine Steuer ist nicht zu entrichten. Die besten Ochsen und Kühe kosten 100 – 200 Piaster. Man rechnet gewöhnlich 1 ½ Okka Milch täglich zu 1 Piaster und an Fett 10 Okka jährlich. Kuhfleisch kostet die Okka 2 Piaster, Talg 6 Piaster, das Fell 40 – 50 Piaster. Häufig findet man bei den Kühen Leberkrankheiten. Für Büffel sind an Steuern 10 Piaster jährlich zu entrichten. Wert: 750 – 1000 Piaster. Die Büffelkuh gibt im Winter ein Junges. Man erhält durchschnittlich täglich 3 Okka Milch zu ¾ Piaster und Fett bis zu 20 Okka jährlich. Die Okka Büffelfleisch kostet 1 ¾ Piaster, Talg 6 Piaster, das Fell 100 Piaster. Häufig sind höckerige Kamele, Dromedare sind dagegen selten. An Steuern sind 10 Piaster jährlich zu entrichten. Wert: 700 bis 1000 Piaster. Die Milch wird nicht verkauft. Das Fleisch kostet 1 ½ Piaster die Okka, das Fell 30 – 40 Piaster. Am meisten wird die Zucht von Maultieren und Eseln betrieben, wegen des allgemeinen Bedarfs im Inlande und der guten Preise, die dafür bezahlt werden. Die Maultiere werden in der Regel aus Persien gebracht. Wert: 1000 Piaster. Das Fell kostet 15 Piaster. Steuern werden nicht entrichtet. Der arabische Esel ist weiß, der kurdische schwarz oder grau. Besonders geschätzt zum Reiten sind die

weißen Esel aus Bagdad. Wert: der arabische bis 1000 Piaster, auch wohl mehr, der kurdische 200 – 300 Piaster. Steuern sind nicht zu entrichten.
Mit dem Ackerbau beschäftigen sich in den Ortschaften oder in deren nächster Nähe Araber, an der türkisch-persischen Grenze meist Kurden vom Stamme Feili. Der arabische Ackerbauer, in der Regel unter Zelten wohnend, ist gastfreundlich und vornehmeren Charakters als der Kurde. Obwohl sehr genügsam, ist er jedoch nicht so brauchbar für den Landbau wie der Kurde, der Araber gibt sich auch lieber mit Viehzucht ab. Der Kurde führt gewöhnlich die Maske der Ergebenheit, ist aber voll Mißtrauen, Heimtücke und Eigennutz.
Sowohl die arabischen wie die kurdischen Stämme begnügen sich durchweg mit selbstgearbeiteten Kleidungsstücken, die von alters her die nämlichen geblieben sind. Nur selten ist es, daß einer für sich oder seine Familie den aus Europa eingeführten Madapolan anschafft. Die Dörfler dagegen kaufen aus Europa eingeführte und für den Orient angefertigte Stoffe geringeren Wertes für ihre Kleidungsstücke. Die Nahrung der Landbevölkerung besteht aus Weizenbrot, hier und da zum vierten Teil mit Gerstenmehl gemischt; nur wenn dieses aufgezehrt ist oder in den teuren Jahren wird reines Gerstenbrot gegessen. Fleisch wird wenig genossen, man liebt aber Brot mit Fett, airan (saurer Milch), Gurken, Melonen und im Winter Datteln und pekmes (Sirup). Die Dörfer liegen an besonders für Weiden günstigen Plätzen, an kleinen Flüssen oder Niederungen, die zeitweiligen Überschwemmungen ausgesetzt sind. Sich selbständig entfernt vom Orte oder von den Zelten seines Stammes anzubauen, ist gar nicht möglich, da die Leute zu sehr aufeinander angewiesen sind. Der Ackerbauer wohnt entweder in Lehmhäusern, Zelten oder Rohrhütten. Die Wohnungen stehen in den Ortschaften meist dicht nebeneinander. Ihre Bauart ist bereits ausführlich geschildert worden. Zimmerholz gibt es nicht, da es an Wäldern fehlt; es wird entweder von Persien, Mosul oder über Basra gebracht. Das seltene Schlagholz kann nur zum Brennen gebraucht werden. In neuerer Zeit fangen reichere Personen an, sich Häuser aus gebrannten Ziegelsteinen zu bauen. In Bagdad wird von den Reichen Mosuler Marmor zum Bau gebraucht, der durch Kelleks herangebracht und an Ort und Stelle

zerlegt wird. Ein Lehmhaus ist sehr billig, eintausend Lehmsteine kosten 1.50 Mark. Ein solcher Lehmbau kann fünfzig Jahre aushalten, falls jedes Jahr kleine Ausbesserungen vorgenommen werden; vor dem Winter müssen alle Dächer nachgesehen werden. Eine Haussteuer nach unseren Begriffen gibt es nicht. Stämme und Häuser, die nicht in die Register eingetragen sind, zahlen vergo, d. h. 50 Piaster für das Haus jährlich, diejenigen Dörfer aber, die Rekruten stellen, zahlen nichts. So war es zu meiner Zeit. Die Beduinen sind übrigens vom Militärdienst befreit, das ist ein Hauptgrund, warum sie nicht dazu zu bringen sind, sich seßhaft niederzulassen.
Wenn die nötige Sicherheit bestünde, könnte man eine einträgliche Landwirtschaft betreiben. So wurde eines Tages unweit von Khanekin ein Dorf zum Verkauf angesetzt. Ich hatte große Lust, es zu erwerben, da ich mich stets für den Ackerbau interessiert hatte, und fragte den Kaimakam um Rat. Dieser riet mir aber entschieden ab. »Was wollen Sie allein da anfangen?« sagte er mir, »Sie müßten sich wenigstens dreißig mit Martinigewehren bewaffnete Leute halten, da sie keinen Anhang im Lande haben. Wenn Sie morgen bestohlen werden, dann kommen Sie zu mir oder Sie klagen bei Ihrer Botschaft. Ich schicke den tabor aghasi hinaus und Sie wissen, wie's der macht: wenn die Räuber rechts gegangen sind, dann wendet er sich nach links.« Es fanden sich dann ein paar Einwohner, die vorläufig tausend türkische Pfund in die Regierungskasse einzahlten. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis Bescheid von der Regierung zurückkam und dann lautete er, Seine Majestät der Sultan Abdul Hamid habe befohlen, das Dorf für fünfhundert türkische Pfund auf seinen Namen einzuschreiben. Dagegen war natürlich nichts zu sagen, aber als die Leute ihr Geld zurückverlangten, wurden sie von einem Tage zum anderen vertröstet und als schließlich die Kasse geöffnet wurde, war nichts als Kassenstaub da. Ein langwieriger Prozeß brachte den Beiden nur vierhundert Pfund ein, das Gericht sprach ihnen das Haus des Malmudir zu, das nicht mehr Wert hatte.
Der Handel im Lande und an der Grenze bewegt sich heute noch wie von alters her auf dem Rücken der Kamele, Maultiere und Esel, da im ganzen Lande keine Chausseen oder Eisenbahnen existieren. Die Behörden wollen wohl die Kuh melken, sie aber

nicht füttern. Sogar die besser situierten Eingeborenen sagen: »Wozu Eisenbahnen und Wege? Sie dienen doch nur dazu, daß die Fremden leichter ins Land kommen und uns unsern Grund und Boden nehmen, es ist besser, wenn's so bleibt.« Nur zwischen Bagdad und Basra besteht die bereits in einem früheren Kapitel erwähnte Dampfschiffahrtsverbindung.
Die Karawanen aus Persien bringen die Erzeugnisse ihres Landes meistens über Khanekin oder Suleimanieh nach Bagdad, hier treffen ebenfalls alle zum Export kommenden Waren aus dem Kurdistan und Mesopotamien ein und werden durchwegs auf dem Seewege über Basra und einiges auch über Aleppo nach Europa verschickt. Bagdad ist das Hauptdepot der persisch-arabischen Waren, wie der europäischen Artikel.
Über die Grenze kommen aus Persien besonders Teppiche, die schönsten aus der Provinz Kirmanschah und Sina (persisch Kurdistan), Tumback, Opium, Schalfabrikate. Die Schals zirkulieren in Transaktionen wie Geld. Die geschätztesten kommen aus Kaschmir. Sie werden zu Gewändern für Männer und Frauen, zu Turbanen und Leibgurten, zum Einfassen der Kleider, zu Bordüren und zu Vorhängen verwendet. Ein Teil des mobilen Vermögens steckt in Schals. Fast alle feineren Geschenke, Bestechungen nicht zu vergessen, bestehen, außer in Edelsteinen, in Schals und Teppichen. Diesen halten die wenigsten Stand, weder Männer noch Frauen. Andere Waren aus Persien sind Reis, Seide, Schafe, Maultiere, Esel, allerlei Felle, auch Pelze, Schafwolle. Die Wolle der Schafe, Ziegen und Kamele wird zu Zeltbezügen, kurzen Strümpfen, Pferdedecken, Filzen, Flanellen und Teppichen hübsch verarbeitet. Die Filze sind oft mit schönen Figuren und Inschriften aus gefärbter Wolle ausgelegt, sie dienen zu Teppichen, zur Kopfbedeckung, zu Jacken, zu Pferdedecken. Auch Lammfelle werden sehr viel für Pelze und als Kopfbedeckung (Kullah) verwandt. In kleinen Quantitäten kommen zur Einfuhr Rosinen, Mandeln, Kartoffeln, Türkisen, Fette, wie Butter in Schläuchen und hartgekneteter Käse, der so trocken ist, daß man ihn in warmem Wasser aufweichen muß, Henna zum Färben der Haare und Nägel, Safran. Leider wird dieser letztere Artikel viel in den Totenkisten eingeschmuggelt; man liebt es, den Reis mit Safran zu färben.
Die Gegend um Bagdad bis zur persischen Grenze und Basra

produziert und exportiert: Wolle, Getreide, Datteln, Pferde nach Indien, Burnusse, ʿaba, weite arabische aus Kamelhaar wasserdicht gewebte Mäntel, Keffije (zur Kopfbedeckung gegen die Sonne), Kamelwolle für Zelte und Mäntel, Raki, ein bereits mehrfach erwähnter aus Datteln oder Reis gewonnener Schnaps. Die meisten der letztgenannten Landeserzeugnisse, außerdem Gartenfrüchte, Rosinen, Feigen, Trauben, Granatäpfel, Weintrauben, Melonen kommen aus dem Lande nicht heraus, daher sind diese Lebensmittel fast alle Jahre unglaublich billig. In manchen Jahren z. B. füttert man Esel und Pferde mit Datteln, die Ernte war zu ergiebig. – Die Lederfabrikation beschränkt sich auf den einheimischen Bedarf.
Der Transit besteht durchweg in Zucker, Manufakturwaren, für den hiesigen Geschmack fabriziert, Waffen, Uhren, Eisen, Kupfer, Pfeffer, europäischen Weinsorten, Bieren, Samovaren aus Rußland.

Wenn der Handel des Landes so unbedeutend ist, so liegt das an der Indolenz der Einwohner, der Behörden, dem Mangel an kompetenten Arbeitskräften und an Kapital. Die Eingeborenen sind sehr genügsam und bedürfnislos, denken wenig an eine Aufbesserung ihrer Lage. Diese ist ihnen auch leider fast unmöglich gemacht. Man begnügt sich daher mit dem, was das Land bietet oder ohne große Mühe hervorbringt. Dazu kommt noch das religiöse Vorurteil gegen viele Artikel aus Europa. Das Land braucht zu seiner Wiedergeburt Straßen und Eisenbahnen und eine loyale Verwaltung. Der Reichtum im Boden schläft. Sobald die Sonne der Zivilisation über diese Gegenden aufgeht, wird der Handel sich ganz anders entwickeln. Es mangelt zwar an Wasser, aber durch Anlage von Leitungen und Kanälen ließe sich dem abhelfen. Der Boden ist ergiebig, und würde alsdann einen sicheren und reichen Ertrag geben.
Der Eingangszoll ist in der Türkei allgemein. Der Handel vollzieht sich in den Bazaren und Karawansereis. Hier treiben die Kaufleute und die Handwerker ihr Gewerbe. In den Karawansereis befinden sich durchwegs die Niederlagen der Großverkäufer. Sehr oft besetzen die Kaufleute oder Handwerker einer Branche einen eigenen Bazar oder ein bestimmtes Karawanserei.
Was den Handel resp. Transit an der Grenze lahm legt, schädigt, auch zu Zeiten ganz unmöglich macht, ist die fortwährende große

12*

Unsicherheit der Karawanen. Diese werden alle Augenblicke überfallen, beraubt und in der Regel die Leute getötet. Als Helfer der Räuber dienen durchwegs die Bewohner der nächsten Dörfer oder Zeltlager an den Wegen, denn die Beteiligung an einem Überfall gilt nicht als Unehre, sondern im Gegenteil als Bravour. Diese Unsicherheit vergiftet alles.

Europäische Kaufleute gibt es sehr wenige, sie sind nur in Bagdad und Basra in sehr geringer Zahl vertreten. Es hält sehr schwer für sie mit den Eingeborenen reelle Geschäfte zu machen. Während meines Aufenthaltes an der türkisch-persischen Grenze stand ein Schweizer, Herr Wartmann, mit dem persischen Generalgouverneur von Luristan, Hassan Kuli Khan, in Geschäftsverbindung. Die Geschäfte wickelten sich in der Weise ab, daß Herr Wartmann dem Hassan Kuli Khan im voraus Geld gab, wofür ihm dieser nach Bagdad hauptsächlich Felle, Maultiere und Schafe schicken sollte, die dann für seine Rechnung verkauft wurden. Mit der Zeit war Hassan Kuli Khan an die 100000 Kran schuldig geworden, die trotz aller Reklamation auf keine Art, weder in bar noch in obiger Weise mittelst Waren, zu bekommen waren. Herr Wartmann entschloß sich, als letztes Mittel zu Hassan Kuli Khan zu reisen. Er wurde fürstlich aufgenommen, selbst mit Wein und Bier traktiert. Die Abrechnung nahm lange Zeit in Anspruch unter steten Ausflüchten, schließlich bekam Herr Wartmann einen Wechsel. Vertrauensleute des Hassan Kuli Khan begleiteten ihn nun, angeblich sicherheitshalber, auf dem Rückwege. Unterwegs mußte ein schwieriger Gebirgsweg passiert werden. Später hieß es: das Pferd des Herrn Wartmann sei gestrauchelt und Roß und Reiter seien in den Abgrund gestürzt. Inwiefern Hassan Kuli Khan, d. h. dessen Leute, dabei beteiligt waren, hat man natürlich nie erfahren; daß er das Ende des armen Wartmann herbeigeführt hatte, bezweifelte jedoch niemand in Bagdad. Man hatte Herrn Wartmann gewarnt, dem alten Fuchs nicht in die Falle zu gehen, er hatte sich aber durch dessen Worte täuschen lassen. Die Witwe erhielt später durch Vermittlung der Deutschen Botschaft noch einen Teil des Geldes.

Geschäfte ohne Barzahlung sind zu riskant, man hat nachher keine Mittel, sein Geld zu bekommen. Wer sich mit den Leuten einläßt, muß auf alles gefaßt sein, trotz allem Anschein von Anstand

und Ehrlichkeit. Hinter diesem glatten Kulturlack verbirgt sich oft die schlimmste asiatische Bestie. In Deutschland kann man sein Recht selbst gegen den Kaiser behaupten, im Orient aber nicht einmal gegen den gewöhnlichsten Eingeborenen, wenn man nicht Geld und abermals Geld hinter sich hat.



NEUNTES KAPITEL
ÄRZTLICHE PRAXIS UND KRANKHEITEN

Ich war in Khanekin, überhaupt in der ganzen Umgegend bis Bagdad hin, der einzige Arzt. Hier und da begegnet man einem sogenannten hekim (Arzt), der angeblich über gewisse Heilmittel verfügt. Dann erteilen auch Drogisten ('attar), die in den Bazars ihre Buden haben, neben dem Verkauf von allerlei Kräutern ärztliche Ratschläge.

Die Muselmänner in diesen Gegenden nehmen nicht gern Medizin von einem Christen, sie glauben, daß dieser sie töten will. Öfters wurde mir hinterbracht, daß Kranke gesagt hätten: »bu christian belki beni öldürür« (vielleicht tötet mich dieser Christ). Es gibt viele so bigotte Muhammedaner, daß sie nicht einmal ein Seydlitzpulver ohne Bedenken aus den Händen eines christlichen Arztes nehmen, sie fürchten unrein zu werden, so daß ihr Gebet und ihre vom Gesetz vorgeschriebenen Waschungen dadurch ihre Gültigkeit verlieren. Ein Molla, der an der Hand eine Wunde hatte, bat mich, ihm eine Medizin zu geben. Am anderen Morgen hatte er sich anders besonnen und blieb weg, weil er fürchtete, sein Gebet nicht mehr verrichten zu können, wenn er durch die Medizin von einem Christen verunreinigt worden sei. Den Christen werfen sie Unreinlichkeit vor. Selbst von den Pilgern wurde ich fast nie in Anspruch genommen, wenn es geschah, so waren es zwar Muhammedaner, aber russische Untertanen, daher an christliche Ärzte gewöhnt.

Ein armer christlicher esadschi (Apotheker) versuchte mit dem Verkauf von Medikamenten, Wein und Dattelschnaps in Khanekin Geschäfte zu machen. Es gelang ihm nicht, sein tägliches Brot zu verdienen. Niemand kaufte von ihm ilatsch (Medizin). Er hatte auch sonst Pech. Eines Tages zerbrach ihm der Eseltreiber eine Ladung im Werte von siebzig Frs., die er sich dazu noch geliehen hatte. Von einer Entschädigung wollte der Mann nichts hören.

Der Apotheker ging zum Gouverneur, der selbst Wein und Dattelschnaps trank, und bat ihn um Gerechtigkeit. »Was habe ich von dir«, sagte der Gouverneur, »du bist ja nur ein Apotheker, reiche dem Kadi ein Gesuch ein.« – Einem Effendi, der sich beim Kadi für ihn verwandte, wurde geantwortet, daß er nach muselmännischem Glaubensgesetze keinen Anspruch auf Entschädigung habe, es sei jedem Muselmann erlaubt, wo immer er auch geistige Getränke finde, sie zu vernichten, man könne höchstens einen Vergleich versuchen. Darauf ging der Eseltreiber natürlich nicht ein und so verlor der Arme sein Geld.

Den Arzt mit Geld zu bezahlen, ist nicht üblich. In den wenigen Fällen, wo ich gerufen wurde, schickten mir die Leute ein Lamm, jourt (saure Milch), einen Teller schöner frischer Datteln, Eier oder Hühner.

Vorherrschend sind Malaria, Ruhr, Augenkrankheiten, Darmkrankheiten, Leber- und Milzkrankheiten, im Winter Bronchialkatarrhe und Keuchhusten bei Kindern, ferner Syphilis, der Bagdadknoten, besonders in Bagdad selbst – in Khanekin nur bei Zugereisten, Typhus, Masern, Scharlach, Blattern. Hautkrankheiten sah ich selten.

Bei dem Bagdadknoten unterscheidet man zwischen dem männlichen und weiblichen. Der männliche ist einfach, der weibliche mehrfach. Der Knoten ist, wie in Aleppo, anfangs so groß wie eine Linse oder Bohne, dunkelrot und schmerzlos. Nach einigen Monaten nimmt die Schwellung zu, es stellt sich Jucken ein und die Eiterung beginnt. Nachdem die ursprünglichen Knoten vom Eiter verzehrt sind, bessert sich die Granulation, die Wunde fängt an sich zu füllen und die Narbenbildung tritt ein. Der ganze Prozeß dauert ein Jahr. Gewöhnlich bildet sich der Knoten um die Zeit, wenn die Dattelbäume blühen. Die zurückbleibende Narbe ist gelbbraun, zwar etwas vertieft, doch im ganzen glatt. Es kommen verschiedene Verunstaltungen vor, selten Verlust des Auges. Bei Fremden, die ins Land kommen, bildet sich der Knoten meist an den Extremitäten. Als Mittel zur Verhütung empfiehlt man die Benutzung eines Mückennetzes und Bäder, d. h. gute Hautpflege. Die Ursache ist unbekannt. Viele geben dem Wasser, dem Fisch- und Dattelgenuß Schuld, höchstwahrscheinlich sind die Mücken das übertragende Medium. Bei rechtzeitiger Behandlung mit

Methylblau bleibt keine Narbe. Ganz neuerdings hat ein amerikanischer Arzt in Beirut ein Mittel zu ganz rascher Heilung gefunden.

Sehr oft wurde ich wegen basur (Hämorrhoiden) konsultiert, in deren Gefolge häufig Mastdarmfisteln auftraten. Man schiebt beim Volke die meisten Leiden auf basur.
Von Eingeweidenwürmern werden besonders der Spülwurm und taenia lata beobachtet.
Leberabszesse nach Malaria und Dysenterie sind ziemlich häufig.
Steinleiden kommen meist am Euphrat und Tigris vor.
Sehr oft wird man um Stärkungsmittel für Männer und um Mittel gegen die Sterilität der Frauen gebeten.
Es kam auch vor, daß Leute mit einem Skorpionbiß bei mir Hilfe suchten. Es gibt schwarze und gelbe Skorpione. Die Bisse waren durchweg an den Fingern, auch wohl an den Beinen. Selten hatte man den Skorpion gefunden, der gleich nach dem Biß verschwunden war, ohne daß man seinen Schlupfwinkel ausfindig machen konnte. Der Biß ist außerordentlich schmerzhaft; infolge der raschen Resorption des Giftes schwillt das Glied schnell an. Die Schmerzen lassen nach einiger Zeit nach. Kam eine vom Skorpion gebissene Person zu mir, so band ich das Glied oberhalb der Schwellung ab, drückte die Bißstelle mit aller Kraft aus, ließ sie durch einen andern aussaugen und rieb die Stelle und Umgebung mit Salmiakgeist ein. Da die Leute nach der Behandlung nicht wiederkommen, läßt sich schwer feststellen, wie lange die Bißwirkung anhält. Einen Todesfall durch Skorpionbiß habe ich nicht beobachtet, wohl aber davon gehört. Bisse im Sommer sollen gefährlicher sein, als im Winter.
Die Eingeborenen saugen die Wunde aus, schnüren ebenfalls das Glied oberhalb der Bißstelle ab oder sie wenden sich an einen Scheich, der die Wunde bespricht und ihnen entweder einen Koranspruch oder ein Pulverchen zu verschlucken gibt.
Eine rationelle ärztliche Behandlung ist überhaupt kaum bekannt. Die Leute sind außerordentlich gleichgültig, der Tod ist ihnen ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muß. Sie sagen einfach: Wer krank ist, dem ist es von seiner Geburt an von Gott so bestimmt worden, es wäre daher unrecht, dem Kismet (Schicksal) entgegenzuarbeiten. Apotheken existieren nur in Bagdad. Ich

selbst hatte einen kleinen Medizinkasten für meinen persönlichen Gebrauch mit den allernötigsten Drogen.
Bei den meisten Krankheiten wird zur Ader gelassen, Blutegel oder Schröpfköpfe gesetzt oder massiert. Das Aderlassen geschieht durchweg im Mai auf dem Markte. Die Barbiere, welche das besorgen, schlitzen den Leuten einfach die Vene am Arm mit einem scharfen Stein auf; es wird so lange Blut gelassen, bis Ohnmacht eintritt. Viele tun das alle Jahre, jeder an einer anderen Stelle. So kam einmal eine Frau zu mir, die sich unter der Zunge zur Ader gelassen hatte, worauf sie kolossale Schlingbeschwerden bekam und glaubte jeden Augenblick sterben zu müssen.
Bei vielen Krankheiten werden Bäder (hamam) verordnet. Diese stehen auch in engem Zusammenhang mit dem religiösen Leben. Der Körper wird durch den Geschlechtsakt, die Menstruation, das Gebären, durch Krankheit und durch das Berühren für unrein geltender Gegenstände oder Tiere gesetzlich unrein (nedschis) und muß in allen diesen Fällen der Reinigung durch das Bad unterzogen werden. Es gibt bestimmte Tagesstunden für Männer und Frauen. Die Einrichtungen sind überall die nämlichen. Im Bad geschieht ferner die Entfernung der Haare von den Genitalien und aus den Achselhöhlen durch eine Paste von Auripigment und Kalk, sowie das Färben der Haare, der Handteller, Fußsohlen und Nägel mit Henna (Lawsonia inermis). Bei den Persern werden auch die Schweife der Pferde mit Henna gefärbt.
Zur Vertreibung mancher Krankheiten verwendet man Sprüche, die auf Petschaften geschrieben sind. Gegen Malaria dient z. B. folgender Spruch: Bism illah, irrahman irrahim, wa rafaʿnahu makana alija Seid Sultan Hassan, seid Sultan Ali ibn Sultan Muhamed. Inschallah. 1128. (Jahreszahl.) Er lautet in der Übersetzung: Im Namen Gottes des Barmherzigen, wir bitten um den hohen Beistand von Seid Sultan Hassan, Seid Sultan Ali, Sohn des Sultan Muhamed.
Überhaupt spielen Aberglauben und Zauberei bei der Krankenbehandlung eine große Rolle. Wenige, besonders bei den Persern, nehmen Medizin, ohne vorher das Schicksal um Rat gefragt zu haben. Man bedient sich dazu des Rosenkranzes und des Koran. Auch läßt man sich bei der Zuziehung eines Arztes durch gute und schlechte Vorbedeutungen bestimmen. Allgemein wird an

den bösen Blick, das mal' occhio der Italiener geglaubt, sowie an die Möglichkeit, durch Zauberkunst den Verlauf einer Krankheit aufhalten zu können. Viele tragen schützende Amulette und Talismane. In der Regel wollen die Leute ihr eigenes Alter nicht angeben, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Furcht vor dem bösen Blick. Zu Operationen ist in diesen Gegenden sehr wenig Anlaß. Kommen solche vor, so handelt es sich meist um einen Schuß oder Messerstich und die Leute haben dafür ihre arabischen Behandlungsmethoden durch Barbiere, ähnlich unsern Schäfern.

Selten kommt der europäische Arzt dazu, Frauen und Mädchen zu behandeln. Die meisten Frauen verlangen, daß der Arzt nach dem bloßen Pulsfühlen und allenfalls dem Besehen der Zunge – wobei das Gesicht bedeckt bleibt, – seine Diagnose stellen soll, die Untersuchung anderer Körperteile wird als eine unverschämte Zudringlichkeit angesehen. Auch muß man sich hüten, später nach einem weiblichen Mitglied des Hauses zu fragen. Höchstens darf man als Arzt fragen: »Keif halhum fiddar?« (Wie geht es Ihnen zu Hause?). – Alles, was den Haremlik anbelangt, ist unter dem sitr (Schleier).

Unter den vielen Mitteln, die man bei Schwerkranken anwendet, ist auch das folgende: Befindet sich der Patient in einem komatösen Zustande, so steckt man ihm eine Unschlittkerze in den Hals, reibt ihm den Hals mit Fett und wickelt den Oberkörper in das Fell eines frisch geschlachteten Tieres – am liebsten eines Ziegenbocks. – Ein Schwindsüchtiger, dem ich unter anderem riet, gute Kuhmilch zu trinken, konsultierte nach mir einen persischen »Doktor«. Derselbe verordnete ihm 40 Tage Eselsmilch zu trinken und zugleich Einreibungen mit Kameldreck vorzunehmen. Er blieb bei dem Perser in Behandlung. – Ein türkischer Hauptmann, der an Wassersucht litt und mich konsultierte, teilte mir am nächsten Tage mit, daß der Scheich dergleichen Krankheiten gut behandele; er verlange nur zehn Kran, um ein Opfer zu bringen, außerdem solle sich der Patient die Adern (damarlar) – diesen wird alles Übel zugeschrieben – kneten lassen.

Unser Kadi, sonst ein einigermaßen aufgeklärter Mann, litt an seinen Augen. Er ließ sich von einem alten Weibe die Augenlider mit Knoblauch einreiben. – »Ich sehe ein«, sagte er mir klagend, »daß meine Augen dadurch schlechter geworden sind, sie

schmerzen mich mehr denn je. Aber ich will lieber sterben, als iladsch (Medizin) gebrauchen.« – Der gute Kadi gehörte auch zu denjenigen, die glauben, durch den Gebrauch von fränkischen Medikamenten, zumal aus den Händen eines europäischen Arztes, des Gebets unwürdig zu werden. Das hinderte ihn nicht, jeden Dreck, den ein altes Weib ihm gab, anzuwenden – er war ja aus den Händen einer Muselmännin. Wenn dem Beduinen sein Auge weh tut, legt er eine Handvoll lauwarmen Pillaw darauf.

Eines Tages wurde ich von der Polizei ersucht, ein Gutachten über die Wunde eines gewissen Ali vom Stamm der Dabat – Büffelzüchter – abzugeben. Er hatte rechts unter dem Schulterblattrande eine klaffende Wunde von der Größe einer Mark, die Sonde ging auf acht Zentimeter unter die Haut. Den Verwandten gefiel mein vorsichtiges Sondieren nicht und als sie sahen, daß die Sonde nicht tiefer drang, sagten sie mir: »Stoße nur gerade ein, es ist ein tiefes Loch, gestern hat unser Hekim den Ladestock einer Pistole ganz hineingebracht und die Vertiefung mit heißem Eselsfett gefüllt.« – Man hatte zu dem Zwecke einen Esel für 15 Kran gekauft und geschlachtet, dem Verwundeten außerdem Eselsfett zum Essen gegeben. Der arme Kranke hatte hohes Fieber, auch war der Leib hoch aufgetrieben. Als ich den Verwandten erklärte, daß sie mit dieser »Eselsbehandlung« ihres Hekims den Verwundeten töten würden, meinten sie das Gegenteil. Sie sagten, ihr Hekim fürchte sich nicht vor energischen Kuren, wie ich. Übrigens war die Wunde tatsächlich 14 Tage später ziemlich geheilt.

Bei Dysenterie setzen die kurdischen Ärzte den Kranken auf einen mit Petroleum getränkten Öllappen.

Hat jemand den Husten, so wird ein Huhn geschlachtet und das Blut ihm in den Hals gegeben. Am nächsten Morgen muß er auch das Huhn verzehren.

Von einer Fürsorge für die Kranken ist keine Rede. Die Munizipalität ist hier, wie überall eine Null, ihr Chef meist ganz in den Händen des betreffenden Gouverneurs, dem er gratis seinen Küchenbedarf zu liefern hat. Es gelang mir sehr selten, etwas für die Hygiene in der Stadt durchzusetzen. Eines Tages sah ich, vom Bureau kommend, einen Menschen in einer verfallenen Lehmhütte am Wege im Sterben liegen. Ich schickte zum Chef der Munizipalität und bat ihn, in irgend einer Weise für den Mann

sorgen zu lassen. Es wurde mir geantwortet, der Betreffende sei ein Dilendschi (Bettler), Verwandte hätte er nicht, ein Hospital sei nicht da, zudem sei er ein Perser, ein Fremder. Zum persischen Konsul zu schicken, wäre unnütz gewesen; ich hatte öfters Gelegenheit gehabt, dessen Verhalten gegen die eigenen Landsleute kennen zu lernen. Der Kaimakam sagte mir, daß er seiner Zeit während einer Hungersnot ein Haus für Arme und Bettler habe bauen lassen, sie hätten jedoch nicht darin bleiben wollen, sondern wären lieber auf die Straße betteln gegangen.

Zu Geburten werden nur Hebammen der betreffenden Religion genommen, eine staatliche Kontrolle ist natürlich nicht vorhanden. Die Entbindungen gehen in hockender Stellung, fast immer ohne ernstliche Eingriffe vor sich. Von Antisepsis ist keine Rede. Die Leute würden lieber zulassen, daß eine Gebärende zugrunde ginge, als daß sie den Blicken eines Mannes, selbst eines Arztes ausgesetzt würde. Da die Frauen durchweg ein normales Becken haben, so sind die Entbindungen fast immer leicht. Tritt bei einer zum ersten Mal Gebärenden die Warze nicht gehörig hervor, so werden junge Hündchen angelegt.

Das Kind erhält in den ersten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter. Durchweg dauert das Säugen zwei volle Jahre, manche Kinder erhalten bis zum dritten Jahre die Brust. In seltenen Fällen wird eine Amme genommen. Die Kinder werden mit ziemlich fest gewickelten Händen und Füßen in eine Wiege gelegt. Damit das Kind nachts die Eltern nicht stört, gibt man ihm gern abends einen Teelöffel Chasch-chasch (Sirupus diacodii), wodurch nicht selten der Tod herbeigeführt wird. Am häufigsten kommen Magen- und Darmkrankheiten bei Kindern vor, ebenso Augenkrankheiten. Im dritten oder vierten Lebensjahr findet die Beschneidung statt, bei welcher Gelegenheit meist große Festlichkeiten veranstaltet werden.

Wenn jemand in der Familie stirbt, beginnt sofort das Geheul der Frauen, welche sich, Wütenden gleich, die Haare ausraufen, die Fäuste ins Gesicht schlagen oder mit dem Kopf gegen die Wand rennen, manche beschmieren sich auch das Gesicht und Haar mit Erde. Die Freunde des Verstorbenen kommen auf zehn bis zwanzig Minuten in das Trauerhaus, wo Kaffee und Nargileh präsentiert werden. Beim Weggehen sagt man nur den nächsten

Verwandten, wenn sie Türken sind: »Baschiniz sagh olsun« (Möge Euer Kopf gesund bleiben). Sind die Leidtragenden Araber, so tröstet man sie mit den Worten: »Salamet rasak, salamet auladak!« (Wohlergehen deinem Haupt und deinen Kindern!) In einem Nebenzimmer wird drei Tage lang der Koran gelesen und es werden große Gastereien abgehalten; alle Verwandten aus nah und fern finden sich ein. Gehört der Verstorbene zu einem Stamme, so erscheint derselbe, die Pferde mit Kleidern behangen und mit blanken Waffen geschmückt. Am dritten Tage wird im Hause Weihrauch angezündet. Die Beerdigung (defn) findet wenige Stunden nach dem Tode statt. Die Leiche wird vorher gewaschen, auf eine Bahre gelegt, gewöhnlich mit einem Schaltuch bedeckt und von Bekannten und Freunden unter dem ununterbrochenen eintönigen Klagegesang: »la illaha illallah, wa Muhamed rasul ullah« auf den Friedhof getragen, wobei sich die Männer abwechseln. Hier wird die Leiche in ein weißes Bahrtuch eingehüllt und mit dem Gesicht nach Mekka gewendet ins Grab gelegt. Das Grab ist nicht tief und wird oberflächlich zugedeckt, ist daher Schakalen, Hyänen und Hunden leicht zugänglich. Manche lassen Steine darauf legen. Reiche Personen lassen über den Grabstätten der Anverwandten mit Inschriften versehene Grabmonumente setzen, wie man sie überall im ganzen Orient auf den muslimischen Friedhöfen sieht.

Es gibt Leute, die fast jeden Morgen in aller Frühe das Grab ihrer Angehörigen besuchen.

An Tierseuchen sah ich einmal unter den Pferden der Soldaten eine Seuche, mankafa genannt. Nach Aussage des Stadtveterinärs soll sich im Kopfe der Tiere ein Wurm bilden. Die Halsdrüsen schwellen an und unter einem heftigen Nasenkatarrh gehen die Tiere zu Grunde. Die Krankheit ist sehr ansteckend, zumal bei der großen Nachlässigkeit der Leute.

ZEHNTES KAPITEL

DAS RÄUBERUNWESEN AN DER TÜRKISCH-PERSISCHEN GRENZE

Die Bezeichnung Räuber (türkisch eschkija) hat in dieser Gegend nichts degradierendes, im Gegenteil; dagegen wird das Wort »Dieb« (arabisch harami) in verächtlichem Sinne gebraucht.

Das Frühjahr ist die Blütezeit für die zahllosen Raubzüge einzelner verwegener Gesellen oder ganzer Banden von ehrsamen Freibeutern. Diese tauchen blitzschnell auf, nehmen alles, was sie finden und verschwinden eben so schnell wieder.

Es gibt Stämme, z. B. in der Gegend von Mendeli ein Kurdenstamm, wo einem jungen Manne nicht eher eine Frau gegeben wird, als bis er Proben von seiner Tüchtigkeit im Stehlen abgelegt hat. Stirbt jemand im Hause, so werden ihm nur die gewöhnlichen Ehren erwiesen, stirbt er dagegen von einer Kugel getroffen aut dem Raube, so wird er vierzig Tage lang beweint. Hierzulande heißt es: »Stehlen ist keine Schande, nur das Ertapptwerden.«

Daß das Räuberunwesen dergestalt im großen betrieben werden kann, liegt daran, daß die Lokalbehörden meistens ganz ohnmächtig gegen diese Gesellen sind, ihnen oft Pardon geben, nur um vor ihnen Ruhe zu haben und sie dann anstellen, worauf sie natürlich fortfahren zu stehlen. Auch die Gendarmerie ist ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Unter ihnen sind viele, die entweder auf einem Auge blind sind oder nur zum Faulenzen taugen oder als Verwandte der Gendarmeriechefs nur deshalb eingestellt sind, damit diese in Gemeinschaft mit ihren Untergebenen noch besser rauben können.

So hatten wir einmal in Khanekin einen Gendarmeriechef, der nachts öfters mit einigen seiner ihm verwandten Gendarmen, als Zivilist gekleidet, die Karawanen beraubte und die Ware in den umliegenden Dörfern versteckte, auch war er mit den Räubern im Bunde. Unsere Gendarmerie suchte die Räuber stets in der verkehrten Richtung, waren diese rechts, so ritten sie links. Auch

unsere Soldaten kamen meist zurück, ohne einen Räuber gesehen zu haben. Nur einmal hatten wir einen tüchtigen Gendarmeriechef, er war ein Tscherkesse, mußte aber bald weg, da er sich vor der Rache der Eingeborenen nicht mehr sicher fühlte. Zu seiner Zeit herrschte in Khanekin und Umgegend ziemliche Sicherheit.
Er erzählte mir, er sei öfters auf Banditensuche ausgegangen, und habe auch manchen erwischt und an die Behörde übergeben. Der Kadi habe aber dann stets die Gelegenheit benutzt, um sich zu bereichern, d. h. er ließ sich von dem betreffenden Delinquenten oder seinen Verwandten so viel zahlen, wie sie hergeben wollten. Dann ließ er den Gendarmeriechef offiziell fragen, was er für Beweise gegen den Mann habe, wenn derselbe auch als notorischer Gauner bekannt war, und verlangte Zeugen. Hierauf wurde der Mann dann gewöhnlich entlassen. – »Da ich aber«, so erzählte er weiter, »für den Kadi kein Hund bin, der ihm einfach das Wild bringt, so änderte ich meine Taktik. Wenn ich einen Spitzbuben hatte, so brachte ich ihn erst gegen Abend in die Kaserne. Um Mitternacht rief ich einen Vertrauten, ließ dem Gauner einen Stein um den Hals binden und ihn in den Fluß werfen. Darauf ließ ich einige Fensterscheiben im Gefängnis einschlagen. Den nächsten Tag in der Frühe schickte ich an die Behörde einen Bericht, daß der Gefangene während der Nacht entsprungen sei. Manchmal ließ ich auch, wenn wir einen Räuber auf frischer Tat ertappt hatten, ihn auf dem Transporte verschwinden. Ein Unteroffizier mußte es so einrichten, daß er mir unterwegs beim Marsche die Meldung machte, der Gefangene sei müde, worauf ich ihm sagte, er solle ihn etwas ruhen lassen. Er blieb dann mit ihm zurück und wir ritten weiter. Später kam der Unteroffizier zurück mit der Meldung, der Gefangene sei entlaufen – er verschwieg natürlich, daß eine Kugel an irgend einem Graben ihn ins Jenseits befördert habe. Auf diese Weise gab es Ruhe. Die Spitzbuben merkten, daß sie sich nicht mehr loskaufen konnten.« – Dieses summarische Verfahren zwang aber, wie gesagt, unsern Tscherkessenobersten um seine Versetzung nach Bagdad einzukommen.
Später kam er einmal wieder dienstlich nach Khanekin und stieg in der Soldatenkaserne ab. Als ich ihn fragte, wann er wieder

abzureisen gedenke, antwortete er: »Inschallah morgen, Doktor Effendi.« Beim Weggehen nahm er mich aber auf die Seite und sagte: »In zwei Stunden.« – Als ich ihn verwundert anschaute, sagte er: »Doktor Effendi, ich will nicht, daß die Leute wissen, wann ich abreise, ich sage das nie, selbst meinen vertrautesten Soldaten nicht. Ich gebe eine Zeit an und reite dann entweder sofort ab oder verlege die Abreise auf eine andere Zeit, wo niemand es erwartet. Oft wecke ich meine Soldaten mitten in der Nacht, wenn sie schlafen und nichts vermuten. Ich bin gezwungen so zu handeln, meiner persönlichen Sicherheit halber. Vertraue auch du«, sagte er mir weiter, »hier niemanden auf der Reise und sage niemandem, wohin und wann du reitest.« – Er hatte recht. Fast jeder hat hier jemand, der auf ihn fahndet. So haben die Hamawands in allen Orten ihre Kundschafter, die ihnen alles hinterbringen. Ich erfuhr es einmal selbst. Auf einer Reise nach Bagdad hatten sie auf mich gelauert, um mir mein Pferd abzunehmen. Eine nach mir kommende Karawane wurde angehalten und gefragt, wo der Quarantänearzt sei. Man glaubte, ich sei dabei.
Die gefürchtetsten Räuber sind die Hamawands, eigentlich Ahmed e Uand, ein kurdischer Nomadenstamm. Die Kurden sind im ganzen bei Türken und Arabern in Mißachtung, man sagt von ihnen: »Kurd olmasa, her merkeb besch kran etmesde« (Gäbe es keinen Kurden, so würde der Esel kaum fünf Kran wert sein). Niemand sympathisiert mit ihnen. Man erzählte mir, zwei Kurden hätten aus der Ferne einen Menschen bemerkt, der, wie sie glaubten, an der Seite Geld eingewickelt trug. Sie erschlugen ihn, und was fanden sie? Eine Zwiebel. »Schade«, sollen sie gesagt haben, daß wir ihn deshalb erschlugen«, und gingen ihres Weges. Unter den Hamawands befinden sich viele Deserteure, Mörder, überhaupt solche Subjekte, die etwas auf dem Kerbholz haben. Selbst von den Soldaten bekommen sie auf Umwegen Patronen. Als ich eines Tages in der Kaserne war, fand gerade eine Untersuchung statt, Soldaten hatten drei Kisten Patronen entwendet und verkauft. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß so etwas möglich sei, erwiderte man mir, in Bagdad verkaufe man sogar öffentlich die Patrone zu dreißig Para (fünfzehn Pfennige), obgleich sie der Regierung selber drei Piaster (sechzig Pfennige) koste. Die Händler transportieren dann die Patronen

nach Suleimanieh und verkaufen sie für zweieinhalb Piaster das Stück an die Hamawands.
Alle Welt zitterte vor ihnen, von Mosul nach Bagdad bis zur persischen Grenze. Sie gaben der Regierung durch die steten Überfälle auf Karawanen und Dörfer viel zu tun, selbst die kaiserliche Post plünderten sie oft trotz der militärischen Bedeckung. Gerade vor meiner Ankunft in Khanekin hatten sie den Onkel des Schahs von Persien mit sechzig seiner Leute auf der Rückkehr von Kerbela, nur einige Stunden von Khanekin entfernt, überfallen und alle ohne Ausnahme niedergemacht. Man zeigte mir, als wir vorbeikamen, die Stelle, an der wir alle schweigend vorüberritten. Seit dem russisch-türkischen Kriege besaßen die Hamawands von der Regierung Martinigewehre und durch Raub waren sie stets mit den besten arabischen und persischen Pferden versehen. Wer ein gutes Pferd besaß, konnte sich vor ihnen in Acht nehmen. Auch die persischen Räuber haben gute Pferde. Ein arabisches Sprichwort sagt: el seif min el ʿarab, el cheil min el ʿadscham (den Säbel vom Araber, das Pferd vom Perser, d. h. man kauft am besten den Säbel vom Araber, das Pferd vom Perser). Die Hamawands gelten als unfehlbare Schützen. Selbst Frauen und Knaben von zehn Jahren verstehen es meisterhaft, mit dem Martinigewehr umzugehen. Da man sie für gefeit gegen Kugeln hält, so setzen sich die von ihnen Überfallenen niemals zur Wehr. Mit der Gendarmerie war niemals etwas gegen sie zu machen und wenn größere Massen regulärer Truppen gegen sie aufgeboten wurden, gingen sie einfach über die persische Grenze, wo sie dann vor weiterer Verfolgung geborgen waren. Zu einem gemeinsamen Vorgehen beider Regierungen kam es merkwürdigerweise nie.
Kurz bevor ich das Land verließ, hatte wiederum ein von der Regierung gegen die Hamawands unternommener Feldzug diese über die Grenze gedrängt. Persien gab sie nicht heraus. Der Anführer Dschoamir Khan wurde mit dem größten Teil seiner Reiter in Kasr-i-Schirin, der ersten Station auf persischem Gebiete, von der persischen Regierung zur Bewachung der Karawanenstraße angestellt mit einem Gehalte von vierhundert Kran (etwa vierhundert Franken) monatlich, seine Reiter erhielten jeder fünfzig Kran. Dschoamir Khan wurde jedoch bald dem Gouverneur von

Ispahan, Zil ul Sultan, dem er unterstand, unbequem, und es dauerte nicht lange, so wurde er auf eine sinnige Weise ermordet. Zil ul Sultan ließ ihn zu einer wichtigen Besprechung nach Ispahan kommen. Während des Gesprächs ließ er seinen Rosenkranz zur Erde fallen. Dschoamir Khan bückte sich, um denselben aufzuheben, im selben Moment erdolchten ihn die Diener von Zil ul Sultan. Die Hamawands kehrten darauf auf türkisches Gebiet zurück und baten um Pardon. Es dauerte indessen nicht lange, so fingen sie an allen Ecken an zu stehlen, dem einen das Pferd, dem anderen die Kuh, einem Dritten die Schafe usw. Das wiederholte sich jedes Frühjahr. Fast jeden Tag kamen an die Regierung Klagen, daß die Hamawands irgend ein Dorf überfallen, alles geplündert, sogar die Viehherden mitgenommen und sich über die Grenze nach Persien zurückgezogen hätten, ohne von den türkischen Grenzsoldaten aufgehalten worden zu sein. Bei solchen Razzias führen sie ihre Weiber und Kinder mit. Selbst Khanekin mußte sich in Verteidigungszustand setzen. Was ist auch von den armen türkischen Soldaten zu erwarten? Unter den mißlichsten Verhältnissen, auf Maultieren beritten, soll der Soldat sich gegen Raubgesindel wehren, welches ausgezeichnete Pferde reitet, mit Martinigewehren bewaffnet ist, im besten Mannesalter steht und im Guerillakrieg geübt ist. Dazu bekommen sie weder satt zu essen noch Geld. Ein österreichischer Arzt, Dr. Chotek, der türkischer Militärarzt war und zur Verfolgung der Hamawands mit seinem Regiment in der Nähe von Khanekin in Bincudre lag, schrieb mir: »Wir leiden buchstäblich Hunger. Überall Unordnung im höchsten Grade. Bitte mir Dattelschnaps, Käse, Gemüse, überhaupt, was an Nahrungsmitteln zu haben ist, zu schicken.« Die Hamawands verbrannten und plünderten alles bis auf eine halbe Stunde von Khanekin. Es entstand eine allgemeine Panik, im Orte war kein Soldat, die Einwohner bewachten selbst das Regierungsgebäude. Manche Leute aus der Umgegend begaben sich zu den Hamawands, um ihr gestohlenes Vieh zurückzukaufen; war z. B. ein Schaf sechs Kran wert, so mußten sie zwei Kran Lösegeld geben. Geld und Pferde konnten jedoch nicht wieder ausgelöst werden. Einige wurden ob des Verlustes ihrer ganzen Habe wahnsinnig, andere wurden zu Bettlern. Die Regierung requirierte ungefähr tausend Mann von dem Kurdenstamm der Dschaf und

schickte sie nach Khanekin, um die nach Persien übergegangenen Hamawands zu verfolgen. Doch waren die Freunde kaum besser als die Feinde. Schon als sie in aller Frühe ausritten, raubten sie viele der Einwohner aus. Alles, was ihnen in den Weg kam, wurde angehalten und erleichtert.
Auf dem Rückwege passierten sie das Dörfchen Bincudre, zwei Stunden von Khanekin, wo ihnen von einem gewissen Scheich Fetah eine Mahlzeit serviert wurde. Nach dem Essen nahmen sie nicht allein sämtliche Schüsseln mit, sondern auch die Pferde, Waffen und das Vieh des Gastgebers, zu guterletzt zogen sie ihn nackt aus. Der arme Teufel kam zum Gericht klagen – er hätte sich das sparen können. Ausgelacht wurde er.
Unser Kaimakam schickte dem Anführer der Dschaf, Mahmud beg, Essen, doch die Diener ließen es gar nicht so weit kommen, verzehrten es unterwegs und brachten nicht einmal die Hälfte des Geschirrs zurück. Bald darauf berichtete Mahmud beg, daß er ein Zusammentreffen mit den Hamawands gehabt, vierzehn von ihnen seien erschlagen, darunter einer der Hauptführer, Derwisch, außerdem habe er neun Weiber, vier Mädchen und einen Knaben von sechs Jahren erbeutet. In der Ratssitzung, wo ich zufällig anwesend war, wollten alle, daß die Weiber und Kinder geköpft werden sollten. Der Kaimakam und ich taten unser Möglichstes, ihnen dies auszureden.
Ein Räuberkunststück machten siebenundzwanzig Hamawands bei Deli Abbas, indem sie die Post nach Stambul mit über fünftausend türkische Pfund, meist Regierungsgelder, wegnahmen. Von den vier Gendarmen, welche die Post begleiteten, wurde einer erschossen. Das Militär, welches man an den Tatort sandte, konnte wie gewöhnlich nichts ausrichten. Der Wali von Bagdad schickte hierauf einen gewissen Medschid beg, um durch mündliche Unterhandlungen das Geld wieder zu erlangen. Aber die Boten, welche die Angelegenheit zur Sprache bringen sollten, waren froh, mit heiler Haut wieder davon zu kommen. – »Was«, sagte ihnen der Anführer des Stammes Dschoamir Khan, »schämt ihr euch nicht, hierher zu kommen und mich auszuspionieren, ich bin Beamter und kein Räuber.« Als später Medschid beg von Bincudre sich brieflich an ihn wandte, antwortete ihm Dschoamir Khan: »Ihren Brief, in dem Sie mir schreiben, daß ein Esel sich

13*

über die Grenze verirrt hat, habe ich erhalten. Sobald derselbe gefunden wird, soll er Ihnen zugeschickt werden, übrigens seien Sie versichert, daß ich stets bereit bin, Ihnen gefällig zu sein.« Welche Ironie! So ein Räuberhauptmann mit einhundertfünfzig Mann kann sich alles erlauben.

Einige Monate später überfiel ein anderes kurdisches Aschiret Zingane die in ihrer Nähe wohnenden Dschibur, nahm deren beste Reitpferde und erschlug fünfzehn Mann, sie flüchteten dann nach Persien. Nach einigen Tagen fing man fünf Weiber der Häupter der Zingane und brachte sie nach Khanekin. Darauf kamen ihre Männer und boten an, sich zu unterwerfen. Der Kurdenscheich Muhamed Arif in Bincudre übernahm die Bürgschaft für sie. Man beschloß, ihnen ein kleines Kastell zu bauen und eine Garnison dahin zu versetzen; sie sollten dann für die Sicherheit der Wege gegen die Hamawands sorgen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein türkischer Hauptmann der Grenzsoldaten verhaftet, der in zu auffallender Weise den Räuberbanden alles erleichtert, ihnen als Kundschafter gedient und Munition verschafft hatte. Auch der Kaimakam von Suleimanieh wurde verhaftet. Als er ergriffen wurde, soll er dem Wali (Generalgouverneur) gesagt haben: »Wenn du mich binnen vierundzwanzig Stunden nicht freigibst, so schaffe ich dir eine Arbeit, die weder der Muschir noch der Wali von Bagdad bewältigen können, mir stehen tausend solcher Hunde wie die Hamawands zur Verfügung.« Man entließ ihn nach Zahlung eines entsprechenden Geldbetrages.

Ich hatte ein paarmal Gelegenheit, diese räuberischen Kurdenstämme in nächster Nähe zu sehen. Eines Tages ritt ich bei Sonnenaufgang mit dem Kaimakam und verschiedenen anderen Effendis nach der Grenze zu, um den Schwiegersohn des Schah, Dost Muhamed Khan, der den Titel Muaien el Mumalek hat, abzuholen. Nach einem Ritte von anderthalb Stunden langten wir bei der Grenzwache an, die in einem fünfzehn Meter hohen und sechs Meter breiten Turme untergebracht ist. Eine Abteilung Gendarmerie und reguläres Militär begleiteten uns. Wir hatten ungefähr dreiviertel Stunden ausgeruht, als ein Bote ankam mit der Nachricht, Seine Hoheit erwarte uns eine halbe Stunde jenseits der Grenze, wir möchten ihn abholen. Die Pferde wurden

bestiegen und die persische Grenze überschritten. Der Khan kam uns entgegen. Vor ihm ritt eine Abteilung Hamawands, die in der ersten Station auf persischem Gebiete, Kasr-i-Schirin, angestellt waren, um über die Sicherheit des Weges zu wachen. Wir postierten uns vorsichtshalber abseits vom Wege auf einem Hügel, da man niemandem trauen kann. Als sie sich genähert hatten, wurden wir vom persischen Konsul vorgestellt und das Militär präsentierte das Gewehr. Seine Hoheit erwiderte aber den Gruß gar nicht – es soll in Persien nicht Sitte sein – bis der persische Konsul an ihn herantrat und ihm sagte: »Khan selam bujurunus« (belieben Hoheit zu grüßen), da erst schaute er die Soldaten an. Unterwegs stellte er einige Fragen an mich durch den Hofphotographen des Schah, der mit ihm nach Kerbela ritt und etwas französisch verstand. Er fragte mich, welche Krankheiten in Khanekin vorkämen und ob es dort viele Krankheiten gäbe. In Khanekin stieg er in einem Garten ab, wo man für seine Aufnahme einige Vorbereitungen getroffen hatte. Hier wurde uns allen ein Glas Sorbet verabreicht, worauf wir uns verabschiedeten. Gegen Abend lud er den Kaimakam und mich durch den persischen Konsul zum Tee, wobei Seine Hoheit eigenhändig uns die Zitrone in den Tee tat. Dabei frug er nach meiner Nationalität, nach dem Ursprung von Cholera und Pest in den ältesten Zeiten usw. Am nächsten Tage begleiteten wir ihn morgens eine kleine Strecke aus dem Ort hinaus. Ich mußte jedoch nach Bagdad telegraphieren, daß der Schwiegersohn des Schahs, ohne die Sanitätsgebühren zu zahlen, mit seinen Leuten abgereist sei; alle meine in dieser Richtung unternommenen Schritte wären erfolglos geblieben.

Ein zweites Mal ritt ich mit dem Kaimakam bis an die Grenze, um einen hohen Mudschtehid aus Ispahan abzuholen, der von dem Räuberhauptmann der Hamawands, Dschoamir Khan und Asis Khan begleitet wurde. Wir gingen hauptsächlich deshalb über die Grenze, um die beiden Räuberhauptleute zu sehen. Es waren echte Banditengesichter und ihre Leute sahen wie die lebendigen Teufel aus. Uns zu Ehren wurden Reiterkunststücke gemacht, wobei sich ein paar Jungen von kaum zwölf Jahren besonders auszeichneten.

Wird der Europäer von Räubern überfallen, so tut er am besten, da die Angreifer stets in bedeutender Übermacht sind, auf jede

Gegenwehr zu verzichten. Man wird zwar ausgeplündert (nackt gemacht, wie der landesübliche Gauneraudruck lautet), aber die Räuber bedrohen in der Regel nicht das Leben. Darum mache man von seinen Waffen nur Gebrauch in der größten Notwehr, d. h. bei Bedrohung des Lebens. Man tut gut daran, einen Geleitbrief der Regierung (bujurulti) auf der Reise bei sich zu tragen, und Gendarmen, soviel es die Lokalbehörde für nötig hält, mitzunehmen, um allen späteren Vorwürfen zu entgehen. Natürlich ist eine Gendarmeriebegleitung sehr kostspielig.

ELFTES KAPITEL

VERSETZUNG NACH BURGAS, URLAUB UND REISE NACH TRAPEZUNT

Nach einem Aufenthalte von vier Jahren kam ich in Anbetracht öfter wiederkehrender Malariaanfälle um meine Versetzung ein. Der Mangel an guter europäischer Kost, die Schwierigkeiten des Lebens, die fortwährenden Entbehrungen, dann das Fehlen eines passenden Verkehrs machten, daß ich oft an Heimweh und Schwermut litt. Meine Widerstandskraft war erschöpft.

Am 20. April 1884 reiste ich ab. Verschiedene Freunde und viele Einwohner begleiteten mich eine Strecke Weges. Alle zeigten sich sehr gerührt, besonders mein Jagdfreund Mahmud Agha, sein Onkel Inajetullah Effendi und der Kaimakam Abdallah Effendi. Mir selbst wurde der Abschied einigermaßen schwer, obwohl ich mich sehr freute, fortzukommen und ein so unsicheres und wenig zivilisiertes Land zu verlassen.

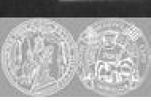
Nach einem viertägigen Ritte über Kysylrabat, Schehraban und Baquba kam ich abends in Bagdad an. Meine Eskorte, aus vier Gendarmen mit einem tschausch (Unteroffizier) bestehend, machte sich über ihre Bezahlung lustig. Es war nämlich eingeführt worden, die Bezahlungen in Papier, d. h. durch eine Art Wechsel (hawale) zu machen. Diese Wechsel von den Regierungskassen gaben zu dem größten Unfug Anlaß. Wer so eine hawale hatte, konnte lange Zeit hinterherlaufen und schließlich wurden ihm überall, wo er sie präsentierte, Abzüge gemacht. Wenn man die Hälfte des Wertes bekam, konnte man von Glück sagen.

In Bagdad blieb ich zehn Tage lang mit den Reisevorbereitungen beschäftigt. Anfangs dachte ich mit einem Dampfer der Lynch Company nach Basra und von da über Port Said nach Konstantinopel zu fahren. Die meisten Bekannten rieten mir aber davon ab, da um diese Zeit sehr heftige Stürme herrschten. Ich entschloß mich daher zur Landreise über Aleppo. Zu einer solchen

Reise gehören im Sommer das Zelt, ein Reittier, Lasttiere, je nach Gepäck, und ein Koch. Am besten läßt man sich alles durch einen ʿakkambaschi (Makler für Zelt und Reisetiere) besorgen, dem man natürlich eine Provision zu geben hat. Im Winter muß man mit den Gendarmerieposten unterwegs vorlieb nehmen. Außerdem muß man sich mit Reis, Fett, Zwiebäcken, Mehl, Konserven, Kaffee, Tee, ein paar Kochtöpfen und dgl. mehr versorgen, da man auf der ganzen Strecke nur höchst selten etwas zu essen bekommen kann. Die Reise dauert ungefähr 26 Tage. Ein Bekannter, Kaufmann Hürner, heute amerikanischer Vizekonsul, schlug mir zwar einen kürzeren Weg vor, um an die Küste zu kommen und zwar mit dem hedschin (Reitkamel) durch die Wüste nach Damaskus. Gewöhnlich wird dieser Weg in neun Tagen zurückgelegt. Die englische Post wird auf diese Weise von Damaskus nach Bagdad und zurück befördert. Man riskiert aber sein Leben dabei. Es kommt nämlich vor, daß der Führer sich verirrt oder das Kamel nachts wegläuft und dann ist man verloren.
Den ersten Tag – abends am 5. Mai 1886 – ließ ich mich mittelst der Korbfähre auf die andere Flußseite übersetzen. Da der Euphrat sehr angeschwollen war, hatte man die Brücke auseinandergenommen. Die Zelte wurden am Ufer aufgeschlagen. Unsere Karawane war nicht groß, sie bestand aus dem Mektubdschi (Kanzleivorsteher), Rifʿat Effendi, zwei Obersten, Ahmed und Danisch Bei, der Frau eines Mahmud Pascha mit Tochter und einem zwölfjährigen Jungen mit Namen Nail, der Frau des verstorbenen Defterdars (Unterstaatssekretärs), dann noch ein paar Effendis und allerlei Dienerschaft. Außerdem waren fünf Derwische aus dem Orden der Bektaschi bei. Zur Bedeckung hatten wir fünf Gendarmen.
Bei Sonnenaufgang am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg. Der Mektubdschi als höchster Beamter übernahm die Leitung der Karawane, da er auch bereits zweimal den Weg gemacht hatte. Seiner Führung verdankten wir's indessen, daß wir gleich am zweiten Tage uns verirrten. Es bildete sich bald eine Partei gegen ihn unter den zwei Obersten Ahmed und Danisch Bei, denen ich mich anschloß.
In Saclavieh – 7. Mai – mußten wir uns mittelst einer Barke auf die andere Seite des Euphrat übersetzen lassen; wir brauchten



EIN HAN IN ALEPPO.



viel Zeit dazu, es war beschwerlich und langweilig. Bei dieser Gelegenheit bekam ich Streit mit dem Mektubdschi. In der Gegend gab es viele Frankolins, wilde Tauben und Enten. Eine halbe Stunde von Saclavieh wurden die Zelte aufgeschlagen, da wir noch ein kleines Flüßchen zu passieren hatten. Von hier ab will ich über jeden einzelnen Reisetag nur kurz berichten.

8. Mai: – In der Frühe nach Ramadi, längs des Euphrat.

9. Mai: – Von Ramadi nach Dilem (Wachtposten), fünf Stunden Entfernung. Der Mektubdschi stellte durch seine Leute die Forderung, daß er mit seinem tachtrawan vorne im Zuge marschieren müsse. Es wurde ihm aber von den beiden Obersten bedeutet, der Weg sei darb us sultan (Weg des Sultans) und jeder, der sein Tier bezahlt habe, könne darauf nach seinem Belieben gehen.

10. Mai: – Von Dilem nach Hit, sechs Stunden. Ein kleiner Ort auf einem Hügel, in der Nähe einzelne Gärten, besonders mit Datteln. Unterwegs erzählten die Diener des Mektubdschi, er habe sich an die Frauen und Knaben der Karawane in unsittlicher Absicht herangemacht. Bei Hit gibt es Salz-, Teer- und Schwefelquellen.

11. Mai: – Von Hit nach Bagdadi, einem kleinen Bache, sieben Meter lang. Welch ein Weg! Besser einen Sturm auf der See aushalten, als so eine Landreise. Hier starb man sozusagen alle Tage. Überall gab es schlechtes, kaum trinkbares Wasser, das sich nur wenig klärte, wenn man es auch noch so lange stehen ließ. Die Schikanen von Seiten der Maultiertreiber mehrten sich, je weiter wir kamen, dazu Entbehrungen aller Art und eine unerträgliche Hitze.

12. Mai: – Von Bagdadi nach Haditsah, sieben Stunden.

13. Mai: – Von Haditsah nach Fehemi (Gendarmerieposten), wir lagerten eine halbe Stunde weiter.

14. Mai: – Von Fehemi nach Anah, sechs Stunden. Anah liegt längs des Flusses, die Häuser sind in den Gärten auf eindreiviertel Stunden Entfernung verstreut. Hier befindet sich eine schön gebaute Kaserne, die jetzt aber verlassen ist, weil angeblich (nach dem Berichte des früheren Kommandanten) Geister darin umgehen. Die Derwische, welche mit uns reisten, bekamen mit dem Diener des Harems des Mahmud Pascha Streit. Wäre ich nicht dazwischengetreten, so hätten sie ihn vielleicht erschlagen, ein so

rabiates Völkchen sind diese Albanesen. Alles, was wir kauften, mußten wir teuer bezahlen.

15. Mai: – Von Anah nach Nahieh (Gendarmerieposten). Unterwegs sahen wir zur Bewässerung der Felder viele große Schöpfräder, die durch den Strom in Bewegung gesetzt werden und das Wasser in lange gemauerte Aquädukte fließen lassen, worauf es durch ein ausgebreitetes Kanalnetz über die Felder geleitet wird. Gegen Abend erfolgten starke Regengüsse, so daß wir in dem Gendarmerieposten Schutz suchen mußten.

16. Mai: – Von Nahieh nach El Kaim, acht Stunden. Gendarmerieposten. Ein Gendarm zog sein Messer auf den Major Tahsin Efendi. Die Disziplin unter dieser Truppe ist überhaupt illusorisch.

17. Mai: – Von El Kaim nach El bu Kemah, fünf Stunden. Mein Maultiertreiber trieb seine Unverschämtheit auf die Spitze, ich mußte ihn meine Reitpeitsche fühlen lassen, ein anderes Mittel gibt es diesen Leuten gegenüber in letzter Instanz nicht. Man erspart sich doch manche Unannehmlichkeiten, wenn man ein paar Gendarmen auf einer solchen Landreise mitnimmt. Es ist zwar teuer, man bleibt aber doch von den Plackereien der Maultiertreiber verschont, die um so frecher sind, als sie damit rechnen, daß man sie auf der Reise doch nicht belangen kann. El bu Kemah besteht aus vier Häusern, ist Sitz eines Kaimakams, hat außerdem ein paar Trödlerläden. Unterwegs begegneten wir Anezeh-Arabern, die ihren Lagerplatz wechselten; es waren sehr kriegerische Gesichter darunter.

18. Mai: – Von El bu Kemah nach dem sehr verfallenen Salahieh (Gendarmerieposten). Unterwegs überall Tamariskengestrüpp. Es gab sehr gute Jagd auf Steinhühner, Frankolins, wilde Enten und Gänse, die hier in großer Anzahl vorkommen.

19. Mai: – Von Salahieh nach Deblan (Schuet), sechs Stunden.

20. Mai: – Von Deblan nach Maiadin. Nach zweistündigem Ritte begegneten wir dem Dr. Guth und Dr. Vouros. Der erstere ging als Sanitätsarzt nach Suleimanieh, der andere nach Rowandis.

21. Mai: – Von Maiadin nach Deir, acht Stunden. Deir ist noch im Entstehen begriffen. Es hat gerade Straßenanlagen und einen Volksgarten, die aber schon Spuren von Verfall zeigen. Die Mauern sind hie und da brüchig und das Eisengeländer fehlt an einzelnen Stellen. Der Mektubdschi zeigt sich seit

einigen Tagen liebenswürdiger. Diese Änderung in seinem Benehmen rührt daher, weil er zu fürchten anfängt, daß ihm vom Generalgouverneur Takkeddin Pascha irgend eine Falle unterwegs bereitet ist und er ums Leben kommt.

22. Mai: – In Deir (Deir es zor) gerastet. Nach Aussage des hiesigen Militärarztes gibt es viel Syphilis im Orte. Er hat 7–8000 Einwohner. Ich ging ins türkische Bad, dann zum Mutessarif Ibrahim Pascha, der gut französisch sprach, später zum Stadtingenieur Koloman, einem Ungarn.

23. Mai: – Von Deir nach Tibei (Gendarmerieposten), acht Stunden. Eine halbe Stunde weiter wurden die Zelte aufgeschlagen.

24. Mai: – Von Tibei nach Madan (Gendarmerieposten), sieben Stunden. Die meisten dieser Wachtposten sind verfallen, man bessert eben nichts nach.

25. Mai: – Von Maden nach Sab'cha, sieben Stunden. Der Ort ist ein müdürlik (Unterpräfektur). Ein Wachtposten mit zwei Krämerläden.

26. Mai: – Von Sab'cha nach Rakka, fünf Stunden. Rakka wird auch Kesre genannt. Eine halbe Stunde unterhalb einer scheri'a (Stelle, an der man bequem zum Flusse kommen kann) wurden die Zelte aufgeschlagen.

27. Mai: – Von Rakka nach Hamam, fünf Stunden. In einer kleinen Entfernung von Hamam an der scheri'a namens Aied wurde Halt gemacht, in der Nähe lag ein gefürchteter Wald, wo sich Löwen aufhalten sollen. Viel Tamariskengestrüpp.

28. Mai: – Von Hamam nach Abu Chareira, sieben Stunden. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt der Begräbnisplatz eines mohammedanischen Heiligen. Gendarmerieposten. Auf der anderen Seite Kal'at Dschaber.

29. Mai: – Von Abu Chareira nach Meskene, einem elenden Dörfchen von sieben Häusern, die zur Zeit verlassen sind. Gendarmerieposten. Der Sultan Abdul Hamid hat sich vor kurzem hier angekauft, um aus Meskene ein Tschiftlik zu machen. Überall, wo sich ein brauchbarer Ländereikomplex befindet, kauft er ihn, bezahlt ihn aber nicht entsprechend, sondern erzwingt einen billigen Kaufpreis, an dem die Staatskasse natürlich verliert.

30. Mai: – Von Meskene nach Deir Hafer, acht Stunden. Ein kleines Dörfchen, mit kuppelartig gebauten Häusern. Drei Stun-

den vor Sonnenuntergang ritten wir nach dem Flüßchen Nahr dahabie.
31. Mai: Von Nahr dahabie nach Aleppo, sechs Stunden. In der Frühe sammelte der Mektubdschi Geld für die uns begleitenden Gendarmen, sehr viele gaben nichts. Ich stieg im Vezier Han ab. Ich hatte die Reise gut überstanden, nur eine leichte Augenentzündung hatte ich davongetragen.
Nachmittags ging ich ins Bad. Am nächsten Morgen siedelte ich ins Hotel Ararat über und suchte einige Bekannte auf.
Aleppo hatte sich seit meiner vorigen Durchreise bedeutend verschönert. An der Chaussee nach Marasch wurde fleißig gearbeitet, man fürchtete einen Einfall der Russen in Armenien und wollte schnell Truppen transportieren können.
8. Juni: — Abreise aus Aleppo. Nach achtstündigem Ritte kam ich nach Tirmeni. Welch ein Unterschied gegen früher! Der Ort hatte sich wesentlich gehoben, ringsherum sah man bebaute Felder.
9. Juni: — Ich ritt in fünf Stunden nach Han Afrin. Auch hier waren bedeutende Veränderungen zu bemerken, neben dem Han befand sich ein großartiges Lager von Süßholzwurzeln. Am Nachmittage ritt ich in drei Stunden nach Ain'el baida. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses war ein neues Dorf entstanden mit zwei sehr schön gebauten Häusern. Hier überschritten wir die Chaussee.
10. Juni: — Von Ain el baida ritten wir in aller Frühe ab und kamen nach einer Stunde über eine Steinbrücke, die so schmal war, daß weder Wagen noch Karawanen sich ausweichen konnten. Nach fünf Stunden erreichten wir Diarbekir Han, nach weiteren zwei Stunden Dorf Beilan, dann wieder nach zwei Stunden Alexandrette. Ich stieg im Han ab, konnte aber vor Mücken die ganze Nacht kein Auge schließen.
11. Juni: Nachmittags zwei Uhr schiffte ich mich auf dem russischen Dampfer »Odessa« ein, der mich in acht Tagen über Symrna nach Konstantinopel brachte. Symrna hatte sich seit meinem letzten Aufenthalte bedeutend verschönert. Die Stadt hatte einen mehr griechischen Charakter angenommen, im Frankenviertel sah man nur noch griechische Gebäulichkeiten und griechische Inschriften vor den Läden, selbst die hier lebenden Europäer hatten

neben der französischen, die griechische Nomenklatur angenommen.
In Konstantinopel stieg ich im Hotel Pesth ab. Bei der Sanitätsverwaltung wurde mir mitgeteilt, daß ich nach Burgas in Ostrumelien versetzt worden sei. Ich hätte dort, sagte man mir, einen mehr diplomatischen Posten, da die Bulgaren keinen türkischen Quarantänearzt anerkennen wollten. Gleichzeitig riet man mir bei der Ankunft in Burgas meinen europäischen Hut zu tragen und gleich jetzt schon den türkischen Fez abzulegen, um mich keiner Belästigung von seiten der Bulgaren auszusetzen.
Durch einen starken Malariaanfall war ich genötigt, ins deutsche Hospital zu gehen, wo ich über zwei Wochen blieb, worauf ich nach Burgas abreiste.
Burgas ist nach Varna der zweite Hafen Bulgariens. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr zwölftausend, hauptsächlich Griechen und Türken. Sein Handel besteht in der Ausfuhr von Butter, Käse und anderen Produkten in kleinen Mengen. Eingeführt werden Manufakturwaren, Kattun, Wolle, Leinenzeug, Eisenwaren, Kurzwaren, gesalzene Fische und Konserven, Maschinen und Ackerbaugeräte.
Nach einer sehr schlechten Überfahrt kam ich am 13. Juli 1886 morgens auf meinem neuen Posten an. Ein Sanitätswächter kam an Bord, mich abzuholen. Ich ging mit dem Boot des russischen Schiffsagenten ans Land und quartierte mich vorläufig im Hotel Petersburg ein, das dicht an der Landungsbrücke und nur wenige Schritte von unserem Sanitätsbureau entfernt lag.
Nachdem ich mich etwas erholt, ging ich ins Bureau und übergab dem noch amtierenden Quarantänearzt, Dr. Wortabet, meine Ernennung in Burgas an seiner Stelle. Er war nach Dschedda am Roten Meere versetzt. Dr. Wortabet, ein Armenier, der angeblich in England studiert hatte, war überall im ganzen Irak bis nach Bagdad hin verrufen wegen seines Lebenswandels. Ich hatte schon früher manches über ihn gehört, in der Tat übertraf aber die Wirklichkeit alles Denkbare. Ich suchte indessen in Frieden mit ihm die Übergabe des Dienstes zu erledigen, da er mit unserm Sanitätsinspektor befreundet war und dieser mich gebeten hatte, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Das Sanitätsamt sah schlimm aus, in der einen Stube war das sogenannte Bureau, in der zweiten schlief

Dr. Wortabet, in der dritten zwei junge Burschen, worüber in der Stadt viel gesprochen wurde. Ein ganz kleiner Hof mit einem Hühnerstall und einer winzigen Baracke aus Holz als Küche vervollständigten das Sanitätsamt, das eher einem Schweinestall glich als einer menschlichen Behausung.
Am Nachmittage machte ich Besuch in den verschiedenen Konsulaten, bei meinen Kollegen dem Stadtarzt Dr. Findjandjan und einem deutsch-griechischen Arzt Dr. Nieder, bei ein paar Notabeln und Kaufleuten. Den darauffolgenden Tag ging ich zum Stadtpräfekten Zankoff, um ihm einen Privatbesuch zu machen, da meine Beglaubigungspapiere aus Konstantinopel noch nicht eingetroffen waren, obwohl man mir in der Sanitätsverwaltung die bestimmte Versicherung gegeben hatte, man würde sie mir am nächsten Tage nachschicken. Tatsächlich habe ich sie nie bekommen, man hatte mich absichtlich ohne sie abreisen lassen, da man ganz gut wußte, daß die Bulgaren das Schriftstück nicht anerkennen würden, doch erfuhr ich dies erst später. Der Präfekt Zankoff empfing mich sehr kühl. »Als Sanitätsarzt habe ich nichts mit Ihnen zu schaffen«, sagte er mir. – Meine schiefe Situation bemerkend, beeilte ich mich sofort zu versichern: »Ich komme nur als Privatmann Ihnen meine Aufwartung zu machen.« – »O, das ist etwas anderes, das ändert die Sache. Bitte, nehmen Sie Platz.« – Dann rief er einen Gendarmen herein, der bald darauf mit zwei Flaschen Bier zurückkehrte, die wir zusammen austranken. Dabei setzte er mir auseinander, daß er gern privatim verkehren, aber offiziell nichts mit mir zu tun haben wolle, da die bulgarische Regierung unsern Sanitätsdienst nicht anerkenne. Der Präfekt Zankoff war vor dem türkisch-russischen Kriege ein kleiner Eisenbahnbeamter bei Konstantinopel gewesen.
Von der Präfektur aus machte ich dem Zolldirektor und Kommissär des Hafenamtes Caracacheff, dem Chef der Munizipalität, dem Telegraphendirektor und schließlich dem Mufti einen Besuch. Bei diesem letzten, einem würdigen alten Manne atmete ich auf, wir konnten uns von der Leber weg im Türkischen über die bulgarische Unverfrorenheit in politischen Sachen aussprechen.
Abends lud mich Dr. Wortabet zum Essen. Nur mit Widerwillen nahm ich seine Einladung an. Er hatte im Bureau einen Tisch aufstellen lassen, anstatt des Tischtuchs war eine Nummer der »Times«

auf dem Tisch ausgebreitet, »er habe«, entschuldigte er sich, »sein Leinenzeug bereits verpackt.« Dann ließ er eine Flasche Raki und zwei riesige Gurken bringen. Ich konnte nicht mit tun, da ich nur sehr selten und dann nur ein Likörgläschen Schnaps zu mir nehme, er ließ sich aber nicht stören, trank und schwätzte, bis fast die ganze Flasche leer war. Inzwischen war es schon acht Uhr geworden. Erst kam eine Schüssel Makkaroni im Ofen gebraten, dann wurden zwei Enten gebracht. Der Koch hatte sie zerlegt, was den Dr. Wortabet so in Wut versetzte, daß er mit Messer und Gabel auf den Tisch schlug und in allen Tonarten fluchte. Ich benutzte den Augenblick um ohne ein Wort zu verschwinden. Den folgenden Tag ließ ich ihn durch den Sekretär fragen, wann er mir den Dienst übergeben wolle. Er antwortete mit Beleidigungen. Als ich aber drohte, nach Konstantinopel über ihn zu berichten, lenkte er ein und bat um Entschuldigung. Darauf ließ er mich nach einer Stunde aus dem Hotel rufen und übergab mir die Korrespondenz und ein paar hundert Piaster, die in der Kasse waren. Als ich die Schubladen in den zwei Tischen des Bureaus öffnete, fand ich darin eine Masse zerrissener Fetzen von offiziellen Briefen. Der Sekretär sagte, was ihm nicht gefallen, habe er einfach zerrissen. Am nächsten Tage verließ er Burgas. Die Jugend gab ihm auf Blechkisten trommelnd das Geleite bis zur Landungsbrücke. Er hätte schon vor mehreren Monaten die Stadt verlassen sollen, auf Betreiben des Präfekten hatte damals der englische Konsul verlangt, daß er der Ehre der englischen Flagge wegen Burgas verlasse.
Nachdem ich das Bureau gereinigt und desinfiziert, zog ich dort ein, aß aber im Hotel und schlief nur im Bureau. Sehr bald machten sich die Schwierigkeiten meiner Position fühlbar. Eines Abends erhielt ich eine Depesche von der Sanitätsverwaltung in Konstantinopel, daß die Provenienzen von Varna einer fünftägigen Quarantäne zu unterliegen hätten. Der Zufall wollte, daß am nächsten Morgen in aller Frühe der russische Postdampfer erwartet wurde. Es war mir sofort klar, daß die bulgarische Behörde mir alle möglichen Scherereien bereiten würde. Ich ging daher sogleich zum russischen Schiffsagenten Agalli, zeigte ihm die Depesche und beriet mich mit ihm, was zu tun sei. Wir kamen überein, daß wir niemandem ein Wort sagen wollten, wenn aber das Schiff in Sicht

käme, wollten wir unbemerkt ihm entgegenfahren und dem Kapitän die Ordre mitteilen, wir befürchteten sonst, daß die Bulgaren uns daran verhindern würden.
Herr Agalli kam in aller Frühe zu mir. Ich ließ einen Sanitätswächter die gelbe Flagge unter seinem Rocke verstecken, wir bestiegen in aller Ruhe das Boot der russischen Agentur und stellten uns, als ob wir eine Spazierfahrt vor hätten. Als wir eine große Strecke draußen auf dem Wasser waren, zogen wir die gelbe Flagge auf und ruderten zum Schiffe, das Anker geworfen hatte, sobald es die Quarantäneflagge sah. An die Schiffstreppe herangekommen, teilte ich dem Kapitän den Inhalt der Depesche mit, sagte ihm aber zu gleicher Zeit, daß ich weder die Macht noch die Mittel hätte, sein Schiff hier fünf Tage in Quarantäne zu halten, da mir jede Unterstützung von Seiten der bulgarischen Lokalbehörde fehle. Er war natürlich sehr ärgerlich und wechselte einige heftige Worte mit dem Schiffsagenten auf russisch, die ich nicht verstand. Zu jener Zeit standen die Russen und Bulgaren sehr schlecht miteinander, und diesem Umstande verdankte ich es, daß ich die Russen auf meiner Seite hatte. Zu seinem Verdruß hatte er mehrere bulgarische Offiziere und Beamte von Varna an Bord. Als diese erfuhren, um was es sich handele, kamen sie insgesamt an die Schiffsbrüstung. »Was machen Sie, Doktor«, riefen sie mir zu, »wir sind hier nicht in der Türkei!« Dabei fielen manche Kraftausdrücke, die weder für die Türken noch für die Sanitätsverwaltung schmeichelhaft waren. Ich erwiderte nur: »Was mich betrifft, so sind wir in der Türkei. Machen Sie, was Sie wollen, ich habe nur mit dem Kapitän zu tun.« – Da die Leute aber immer aufgeregter wurden, hielt ich es für an der Zeit, mich zu drücken; denn die Bulgaren sind unberechenbar. Dem Kapitän riet ich, nach Cavak weiter zu fahren und einen Offizier mit den Schiffspapieren ans Land zu schicken, damit ich ihm den nötigen Vermerk auf seinen Gesundheitspaß machen könne. Wir ruderten dann fort, begleitet von den Verwünschungen der Bulgaren an Bord.
An Land angekommen, fand ich den Präfekten mit Gendarmen im Bureau. Dieser rief mir wütend zu: »Was haben Sie gemacht, Herr Doktor! Wir sind hier nicht in der Türkei, wir sind daheim in Bulgarien. Ich lasse sofort zweihundert Gendarmen kommen

und befreie die Offiziere und Angestellten an Bord.« – »Verlassen Sie diesen Raum augenblicklich«, erwiderte ich, »Sie haben bei uns nichts zu befehlen.« – Er entfernte sich mit einer Drohung, seine Gendarmen hinter ihm. Dem russischen Offizier visierte ich sein Schiffspatent und sagte ihm, daß der bulgarische Präfekt beabsichtige, die an Bord befindlichen Bulgaren mit Gewalt zu befreien. – «Wir schießen jeden nieder«, sagte der Offizier, »der mit Gewalt herauf will.« – Das Schiff dampfte ab und hielt fünf Tage Quarantäne. Den an Bord befindlichen Bulgaren wurde in Konstantinopel arg mitgespielt. Da sie keine genügenden Geldmittel und Pässe hatten, mußten sie Bürgen bringen, um frei zu kommen. Einige Tage später wurde ich im Seebade von zwei herkulischen Bulgaren wegen dieser Schiffsaffäre angeredet. »Sie haben uns sehr schlecht behandelt«, sagten sie, »wir werden Sie jetzt untertauchen lassen«, was sie aber nicht taten. Man sagte mir nachher, es seien bulgarische Offiziere, welche die unfreiwillige Reise nach Konstantinopel hatten mitmachen müssen.

Die bulgarischen Behörden machten uns, wo sie nur konnten, Scherereien. So verbot der Zolldirektor, der zu gleicher Zeit Hafenkommissar war, den in den bulgarischen und rumeliotischen Gewässern fahrenden fremden Schiffen, sich bei dem Sanitätsamt zu melden und Gebühren zu zahlen, da sie deshalb nicht verfolgt werden könnten und die Lokalbehörden etwaigen Reklamationen nicht Folge leisten würden. Es wurden besondere Wächter in der Nähe unseres Sanitätsamts aufgestellt, die den Kapitänen ihre Schiffspatente abnehmen sollten, falls diese zu uns wollten. Auf meinen diesbezüglichen Bericht an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel bekam ich keine Antwort.

Die Bulgaren kümmerten sich auch nicht im mindesten um unsere Sanitätsmaßregeln. Die aus Varna kommenden Segler wurden, trotz unseres Protestes, mit Gewalt zur freien Pratika zugelassen, ebenso die Post ohne jede Desinfektion geöffnet und verteilt.

Unaufhörlich belästigten sie unsere Sanitätsbeamten an der Küste, in Mesemvria, Achiolo, Sisopoli, sperrten sogar den in Mesemvria ein, weil er angeblich von einem Bulgaren einen Brief erhalten hatte, dessen Namen aber nicht angeben wolle.

Auch mich suchten sie zu belästigen. Eines Nachmittags saß ich

beim offenen Fenster im Bureau, das zu ebener Erde war, und schrieb. Auf einmal sah ich den bulgarischen Polizeikommissar, einen Menschen, der zu allem fähig war, mit fünf bewaffneten Gendarmen über das Staket des kleinen Hofes springen und dicht unter mein Fenster treten, indem er mich grimmig fixierte. Ich erwartete nichts Gutes, blieb aber ruhig auf meinem Platze sitzen und öffnete, während ich ihn wieder fixierte, mit der einen Hand das Schubfach meines Schreibtisches, wo ich einen geladenen Revolver hatte, um auf alle Fälle bereit zu sein. Nachdem er mich so fünf Minuten lang angestarrt hatte, machte er, ohne ein Wort zu sagen, kehrt und ging mit seinen Gendarmen fort. Ich begab mich sofort zum österreichischen Vizekonsul Pogatscher, der die deutschen Interessen vertrat und teilte ihm den Tatbestand mit, weil ich nicht sicher sein konnte, daß der Polizeikommissar nicht wiederkommen und zu Gewalttätigkeiten schreiten würde. Er ging in Uniform zum Präfekten und machte ihn persönlich verantwortlich, falls mir etwas zustoßen sollte. Der Präfekt antwortete, er habe vom Minister Ordre bekommen, das Sanitätsamt zu nehmen, da die Bulgaren ein Recht auf alle türkischen Gebäulichkeiten hätten und man das Sanitätsbureau für das Zollamt benötige. Es wurde ihm erwidert, daß ich im Bureau wohne und die Lokalbehörde verantwortlich gemacht werden würde, falls ich und meine Sachen zu Schaden kämen und daß die deutsche Botschaft in Konstantinopel benachrichtigt werden würde. Daraufhin telegraphierte der Präfekt nach Sophia an den Minister und bekam den Befehl, mich in Ruhe zu lassen. Einige Monate später, als ich jedoch schon Burgas verlassen hatte, setzte man meinen Nachfolger einfach an die Luft und die Sanitätsverwaltung mußte ein Haus als Bureau mieten.
Unter diesen Umständen war das Leben in Burgas für mich wenig angenehm, zumal fast alle vierzehn Tage eine kleine Revolution entstand. Ich hörte dann vom Bureau aus Alarm blasen und wenn ich hinausschaute, sah ich Soldaten mit dem Bajonett in den Straßen herumsuchen, je nachdem entweder die bulgarische oder die russische Partei. Eine neue Regierungspartei kam dann ans Ruder. Zum Glück verlief alles ohne Blutvergießen.
Der Präfekt Zankoff kam bei einem solchen Parteiwechsel einmal in eine große Klemme. Ich saß gegen Abend mit dem Kollegen

Dr. Nieder im Kaffee, als ein Regierungsbeamter hereinkam und mir im Namen der Behörde mitteilte, es sei ein Haftbefehl für den Präfekten Zankoff eingetroffen, wir möchten doch sofort hinkommen und ihm ein Krankheitsattest ausstellen, damit er nicht nach der Hauptstadt abzureisen brauche. Mir war die Sache nicht recht, auf dringendes Bitten Dr. Nieders ging ich jedoch mit. Im Hause Zankoffs angelangt, fanden wir diesen in der größten Aufregung. Unter Tränen bat er mich um Entschuldigung, wenn er mir gegenüber manches Mal gefehlt, er habe es aber auf Wunsch seiner Regierung tun müssen; es sei nun Befehl vom Minister gekommen, ihn nach Sophia zu transportieren — was ihm dort bevorstünde, wisse er, er sei dann verloren, wir möchten ihn erretten, seiner Frau und seinen Kindern zu Liebe. Der Mann tat uns leid, ich ließ ihn sein Benehmen als Beamter mir gegenüber nicht entgelten und unser ärztlicher Bericht rettete ihm höchstwahrscheinlich das Leben; er konnte unter Militärbewachung zu Hause bleiben. Eine Woche später war er wiederum Präfekt von Burgas.
Auch mit den russischen Konsuln und Schiffsagenten gab es immer Streit. Als ich eines Nachmittags beim russischen Konsulate vorbeikam, sah ich vor der Tür zwei bulgarische Soldaten stehen, Gewehr bei Fuß. Der Konsul Emilianoff rief mich vom Fenster aus an. Er erzählte mir, daß die Bulgaren durch das Kommen des Generals Kaulbars erbittert seien, man habe alle offiziellen Verbindungen abgebrochen und es seien ihm nun Soldaten vor die Tür gesetzt, um zu verhindern, daß russisch gesinnte Bulgaren ins Konsulat kämen. Einige Tage später wurden der Konsul und der russische Schiffsagent Agalli mit ihren Familien von einem russischen Kriegsschiff abgeholt. Es fand eine Revolution in ganz Bulgarien statt, Fürst Alexander wurde am 21. August entthront, kehrte jedoch über Rustschuk am 30. August zurück. Die bulgarischen Soldaten, die früher bei ihrer Rückkehr in die Kaserne vom Exerzierplatz unter dem Refrain einzogen: »Arsch, arsch, Tzarigrad nasch« (Vorwärts, vorwärts, Konstantinopel gehört uns) sangen nun: »Arsch, arsch, Petersburg nasch« (vorwärts, vorwärts, Petersburg gehört uns).
Abgesehen von den politischen Aufregungen war das Leben in Burgas ziemlich ereignislos. Dienstlich hatte ich sehr wenig zu tun. Ich nahm in meiner freien Zeit Stunden in der neugriechischen Sprache und im Russischen, das letztere beim russischen Schiffs-

14*

agenten, so lange er da war und nach seiner Abreise bei einem bulgarischen Volksschullehrer.
Einen angenehmen Verkehr hatte ich mit den Konsuln und in dem Hause eines Landmannes Herrn von Mach, der bulgarischer Major war. Major von Mach hatte nach der Entthronung des Fürsten Alexander der revolutionären provisorischen Regierung den Treueid verweigert und war deswegen gefangen gesetzt worden. Die Rückkehr des Fürsten befreite ihn. Verschiedentlich machten wir Ausflüge zusammen, so einmal nach St. Anasthasi, einem alten griechischen Kloster auf einer kleinen Insel. Wir fuhren in aller Frühe um fünf Uhr mit einer großen Barke hinüber, da um diese Zeit der günstigste Wind herrscht. Wir hatten eine prachtvolle Fahrt. Im Kloster angekommen, führte man uns in das Zimmer des Barba Dimitri, eines achtzigjährigen, noch geistig frischen Wärters des Leuchtturmes, der vor dem Kloster auf einem Vorsprunge erbaut ist. Hier bekamen wir einen türkischen Kaffee, fuhren mit der Barke unweit des Klosters zu einer flachen sandigen Uferstelle, badeten zuerst und fischten dann, bis es anfing, heiß zu werden. Alsdann besahen wir das Kloster nebst der Kirche und wurden ins Empfangszimmer des Superior geführt, wo uns allerlei Erfrischungen gereicht wurden. Hier trafen wir Frau von Mach und die Frau des griechischen Konsuls. Unterdessen bereiteten die Herren das Essen, das wir um Mittag im Zimmer des alten Barba Dimitri einnahmen. Zuerst gab es eine prächtige Fischsuppe aus Salzwasser, Fischen, Eiern und Zitrone, dann einen am Spieß gebratenen Hammelschlegel, Kaviar, Tee, Wein, Bier, Melonen und Käse. Ein Mittagsschläfchen fehlte nach so einem köstlichen Frühstück nicht. Um sieben Uhr abends kehrten wir zurück. Zu der Hinfahrt hatten wir ein Stunde gebraucht, zur Rückkehr nur dreiviertel Stunden. Der Wind war sehr günstig.
Ein anderes Mal fuhren wir nach Mesemvria, gewöhnlich Mesevria ausgesprochen. Wir hatten ziemlich günstigen Wind, in dreieinhalb Stunden waren wir an Ort und Stelle. Im Vorhofe einer Kirche – es soll deren hier zweiundvierzig geben – frühstückten wir, dann machten wir einen Rundgang durch die Stadt, begleitet von unserm Sanitätsbeamten und einem griechischen Priester, die uns als Cicerone dienten. Unter den Kirchenruinen, in welchen meist noch Gottesdienst gehalten wird, sind zwei, die im größten

Ansehen stehen. In der einen war eine wundertätige Madonna, die besonders Geisteskranke heilt. Aus der ganzen Umgegend werden solche armen Irren hierher gebracht und vierzig Tage lang vor dem Muttergottesbilde hingestellt. In der anderen Kirche war ebenfalls eine Madonna, die ihre Berühmtheit einem Streite zwischen der bulgarischen Behörde und der griechischen Gemeinde verdankt. Dieses Bild ist nämlich vom bulgarischen Zaren Arsen der Kirche geschenkt, die Bulgaren verlangten es aus diesem Grunde zurück und hatten vor einigen Wochen eine Abteilung Soldaten geschickt, um das Bild mit Gewalt zu nehmen. Sie fanden aber die Tür zugesperrt und wagten nicht sie aufzubrechen. Der griechische Pope, der uns herumführte, klagte, daß er nichts verdiene und eine große Familie zu unterhalten habe. – »Geschäfte gibt es hier im Orte nicht«. sagte er, »ich will trachten einen anderen Posten zu bekommen«. – Wir verstanden ihn natürlich und gaben ihm ein Trinkgeld, das er mit einer tiefen Verbeugung einsteckte. Um ein Uhr segelten wir zurück. Bis zum Städtchen Achyol, das wir in zwei Stunden erreichten, hatten wir guten Wind, dann trat Windstille ein, wir kamen erst um 8½ Uhr abends nach Burgas. Die Bootsleute mußten fast den ganzen Weg rudern.

Ende April bekam ich Urlaub. Dr. Jablonowski übernahm den Dienst und am achten Mai reiste ich mit dem kleinen Dampfer »Panormos« nach Konstantinopel. Ich war froh, Burgas und die Bulgaren hinter mir zu haben und verlebte einige angenehme Monate in der Heimat, wo ich mich verlobte. Als ich im Herbst wieder nach Konstantinopel zurückkehrte und mich bei der Sanitätsverwaltung meldete, wurde mir vom Generalinspektor geraten, vorläufig noch in Pera zu bleiben, da die Verhältnisse in Bulgarien und Ostrumelien sehr ungeordnet seien und ich im übrigen ja auch einen Vertreter habe. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um meine Versetzung aus Burgas zu betreiben und besuchte außerdem jeden Morgen das deutsche Krankenhaus.

Endlich wurde ich benachrichtigt, daß ich nach Trapezunt, am Schwarzen Meere, versetzt sei und reiste am 8. November 1887 mit dem russischen Dampfer „Oleg“ nach dorthin ab. In der ersten Klasse war außer mir nur ein Däne, der als Vertreter einer großen Gesellschaft nach Batum reiste. Auf Deck befanden sich

viele Kurden, Armenier und Türken. Das Wetter war prachtvoll und die See ruhig. Wir hielten uns immer in der Nähe der Küste. Am zweiten Tage wurde vor Ineboli Anker geworfen. Der Ort liegt romantisch, von Bergen umgeben, die Häuser, aus Holz gebaut, liegen amphitheatralisch an einem Hügel. Wir fuhren nach einer Stunde weiter. Das Wetter schlug um und das Schiff schaukelte ziemlich stark bis gegen Mittag. Am Nachmittage erreichten wir Sinope, berühmt durch die Schlacht von 1853, wo die Russen die türkische Flotte zerstörten. In Ineboli und Sinope stiegen nur wenige Passagiere aus und es wurden auch nicht viel Waren aus- und eingeladen. Am folgenden Morgen lagen wir vor Samsun. Ich ging ans Land, besuchte die Quuarantäne, machte einen Spaziergang durch die Stadt und empfing den Quarantänearzt Dr. Mezaraki. Den nächsten Tag waren wir in Trapezunt.

ZWÖLFTES KAPITEL

IN TRAPEZUNT

Vom Schiffe aus bietet Trapezunt einen malerischen Anblick, dessen Genuß leider durch das Geschrei und die Zudringlichkeit der Kaikdschis (Bootsführer) sehr beeinträchtigt wird. Vor sich sieht man unten am Meere das Zollamt, über demselben auf einem Felsen das Kastell mit einigen Kanonen, dann nach links einen Teil der Stadt, über diesem Boztepe (die Graukuppe), wo die Zehntausend Xenophons kampiert haben sollen, als sie das Meer nach so langer Zeit wieder begrüßten. Da Trapezunt keinen Hafen besitzt, so ist das Landen bei Sturm sehr schwierig, oft gar nicht möglich. Die Schiffe suchen und finden in dem zweieinhalb Stunden entfernten Platana einen Zufluchtsort.

Kaum hatte das Schiff Anker geworfen, als auch schon eine wilde Bande unter die Passagiere drang und fast mit Gewalt die Leute zum Aussteigen zwingen wollte. Von einer Beachtung der Quarantänemaßregeln war keine Rede. Um acht Uhr ging ich ans Land. Die Beamten des Sanitätsamts waren an Bord gekommen, mich abzuholen. Das Boot legte vor dem Zollamt an, d. h. wir wurden auf die Landungsbrücke in die Höhe gezogen, da eine Treppe nicht vorhanden war. Ein Polizeimann besah meinen Paß – für das Reisen im Innern der Türkei mußte man damals einen besonderen Ausweis haben, den die türkischen Behörden auf schriftliches Ansuchen der betreffenden Konsulate ausstellten – dann wurden meine Sachen im Zollamt untersucht. Leider existierte noch in allen Seeplätzen, auch wenn man sie als zweiten türkischen Hafen berührte, sowie im Inlande, der Binnenzoll, eine Unbequemlichkeit sondergleichen für den Reisenden. Glücklicherweise lassen die Zollbeamten durchweg mit sich reden, wenn man höflich mit ihnen umgeht. Hierauf begaben wir uns unter Führung des Hoteldragomans den steilen Weg hinab zum Hotel d'Italie, das fünf Minuten vom Ufer entfernt liegt und das einzige in der Stadt ist. Der Wirt, Dimitri mit Namen, ist ein gefälliger Mensch. Bei den letzten Unruhen wäre

er beinahe ermordet worden. Er wollte einer Armenierin, welche umgefallen war, zu Hilfe eilen, als man ihn auch für einen Armenier hielt und ihm mehrere Hiebe beibrachte; nur der Dazwischenkunft einiger Passanten, die ihn rekognoszierten, verdankte er sein Leben.

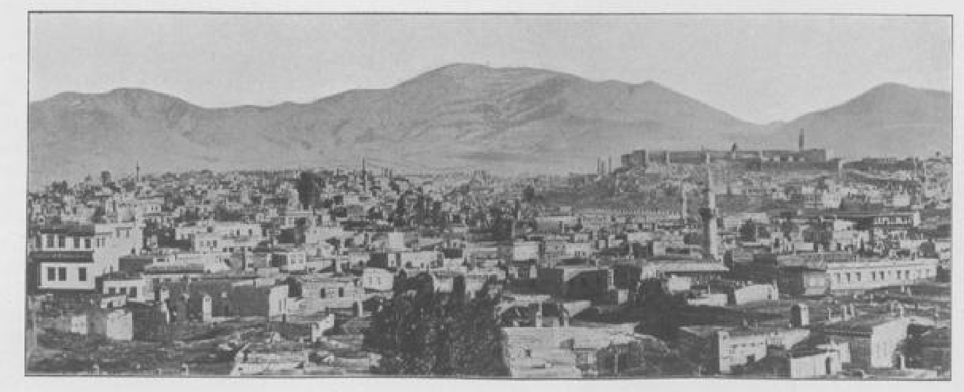
Nach ein paar Tagen richtete ich mir ein paar Zimmer im oberen Stockwerke meines Büreaus zum Wohnen ein und ging nur mittags und abend ins Hotel zum Essen.

Den Tag nach meiner Ankunft machte ich mit dem bisherigen Geranten unseres Büreaus, Dr. Spatharos, beim Generalgouverneur Sururi Effendi Besuch und übergab ihm das Schreiben über meine Ernennung zum Quarantänearzt in Trapezunt. Sodann besuchte ich die verschiedenen Konsulate und Schiffsagenten wie die Lokalbehörden, mit denen ich dienstlich in Berührung kommen konnte.

Die nächsten Tage suchte ich mich mit dem Dienste vertraut zu machen. Ich hatte zwei Sekretäre, einen für das Französische, den anderen für das Türkische, sodann zwei Sanitätswächter, außerdem einen Beamten in Moloz, einem Vorort von Trapezunt.

Zwei Wochen nach meiner Ankunft bekam ich Befehl, nach Tonia, einem sechzehn Stunden von Trapezunt entfernten Orte zu gehen, wo eine Epidemie ausgebrochen sein sollte. Ein Gendarm und der Sanitätswächter Salih agha begleiteten mich. Außerdem nahm ich meinen Pferdeburschen mit. Die Wege waren nicht gut, oft mußten wir vom Pferde steigen und zu Fuß gehen. Nach einem sechsstündigen Ritte kamen wir um 4½ Uhr nachmittags in Horowi, einem kleinen Dorfe an, wo wir im Kaffee übernachteten. In der Stube war, außer einem Ofen, garnichts, selbst eine Matte fehlte, gut, daß ich mein Feldbett bei mir hatte.

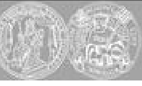
Unterwegs war die ganze Gegend mit Tabak angebaut. Von Horowi an beginnt der Maisanbau. An den Abhängen wachsen überall Buchen, Zwergeichen und Tannen. Am ganzen Wege entlang sah man Häuser oder kleine Ortschaften. Gegen Mittag machten wir bei einer Tscherkessenniederlassung Halt; von hier hatten wir wohl noch zweieinhalb Stunden bis Tonia. In Tonia stieg ich beim Mudir (Unterpräfekten) ab. Der arme Mensch bekam nur dreihundert Piaster (ungefähr sechzig Mark) monatliches Gehalt, und als Büreaupauschale sage und schreibe drei

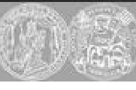


ERZERUM.



TRAPEZUNT.





Piaster (sechzig Pfennige), obwohl er zwanzig Dörfer zu verwalten hatte. Alles Bitten, ihm eine höhere Pauschale zu bewilligen, wurde mit Stillschweigen beantwortet oder man riet ihm idare etmeli (sich nach der Decke strecken).
Mit dem Sekretär des Mudir besuchte ich die verschiedenen Dörfer. Ich sah achtundfünfzig Kranke, alle an Dysenterie leidend. Die Krankheit herrschte seit dreißig Tagen, in jedem Hause lagen ein oder zwei Patienten, viele darunter waren schwere Fälle. Gestorben sollten bisher zwanzig Personen sein; dies ließ sich natürlich nicht kontrollieren, da eine obligatorische Todesanzeige nicht existiert. Der Ort Tonia hat sechs Quartiere und neunzehn größere Dörfer; der größte Teil von ihnen liegt am Zinadomenodagh, der kleinere Teil an dem Quatiraladagh. Selten sieht man ein oder zwei Häuser nebeneinander stehen. Die Einwohnerzahl sämtlicher Ortschaften beträgt 7500 Seelen, alles Muhamedaner. Diese beschäftigten sich mit Ackerbau, hauptsächlich mit dem Anbau von Mais, dann Hafer, Roggen und Baumwolle. Gartenfrüchte kultivieren sie sehr wenig. Unter der ganzen Bevölkerung gibt es nur zwei oder drei Einwohner, welche zwei bis dreihundert türkische Liras besitzen. Die Nahrung dieser Leute besteht meistens aus gehackten Kohlblättern, die in Wasser abgekocht werden, mit Maiskörnern und Bohnen. Dazu wird Maisbrot gegessen. Das Kochgeschirr wird nur einmal im Jahr verzinnt. Für eine Hauptursache der Dysenterie halte ich außer den schlechten hygienischen Verhältnissen, unter denen die Bevölkerung lebt, die Gewohnheit, krankes Vieh zu essen. Man meint allgemein, es sei schade, so ein Tier wegzuwerfen. Die meisten Kranken lagen unter einer dünnen, baumwollenen, zerfetzten Decke, die seit ihrer Anschaffung wohl nie Wasser oder Sonne gesehen hatte.
Da meine Mission hiermit beendet war, ritt ich in aller Frühe nach Trapezunt zurück, ohne mich irgendwo aufzuhalten. Wir kamen spät an. Drei Stunden vor dem Dunkelwerden wurden wir vom Regen überrascht. Um 7 Uhr abends war ich zu Hause.
Fünf Monate später, den 6. Mai 1888, bekam ich eine zweite Mission nach dem Dorfe Apantschinos bei Rize, wo eine Epidemie herrschen sollte, an der bereits achtundvierzig Personen erkrankt und acht gestorben waren. Der Stadtarzt von Rize war zwar vom Mutesarif hingeschickt worden, da er aber mit seinem Rapporte

zögerte, hatte der Wali von Trapezunt unsere Sanitätsverwaltung ersucht, mich hinzuschicken. Ich fuhr auf einem türkischen Dampfer in vier Stunden nach Rize. Unser Sanitätsbeamter holte mich vom Schiffe ab. Ich begab mich direkt zum Mutesarif, Itaullah Effendi. Er hatte den Paschatitel, sprach arabisch, war längere Zeit in Bagdad gewesen und dort reich geworden. Er machte einen guten Eindruck wie alle Mollas, hatte aber auch die Eigenschaft dieser Menschenklasse, in seinen Äußerungen sehr berechnend zu sein. Von hier machte ich dem russischen Konsul Hippius, dem einzigen fremden politischen Agenten im Orte, einen Besuch. Er sprach ziemlich gut deutsch und war Offizier der Armee. Im Sanitätsbüreau empfing ich den Besuch vom Gendarmeriechef Suleiman beg Schahinbazzade, der seinen Sohn, einen intelligenten französisch sprechenden jungen Mann mitbrachte. Da es keine Hotels gibt, schlief ich im Hause unseres Beamten.

Den nächsten Tag in aller Frühe ritt ich mit sechs Gendarmen nebst einem gewissen Suleiman, der mir von der Behörde zur größeren Sicherheit mitgegeben worden war, und meinem Sanitätswächter Salih agha aus Trapezunt, nach dem Dorfe Apantschinos. Der Weg war sehr schlecht, an manchen Stellen sogar gefährlich. Die Gendarmen mußten meist zu Fuß gehen und ihre Pferde am Zügel führen. Wir ritten auf der Südseite aus der Stadt heraus durch ein kleines Tal, dann auf die rechte Flußseite hinüber, immer über Berge und Täler weiter. Zwei Stunden hindurch ist das Land sehr romantisch und ziemlich gut kultiviert, überall sieht man Landhäuser, von Obstbäumen oder Wäldern umgeben. Man wird an die Schweiz erinnert, nur daß die Bauern, denen man begegnet und die bis an die Zähne bewaffnet sind, dem Reisenden klar machen, daß er sich unter den Lasen in Lasistan befindet. Je weiter man kommt, desto mehr nimmt die Kultur ab und die Berge werden bei jedem Schritt kahler. Nach vier Stunden erreichten wir den Ort Karadere, ich ließ den Mudir kommen, da das Dorf Apantschinos zu seinem Bezirke gehört. Der gute Mann war ganz erstaunt, daß man seinem Berichte eine so große Wichtigkeit beigelegt hatte. Er hatte ihn nach den Angaben seines Dorfältesten verfaßt. Von Karadere ab fing es an stark zu regnen, der Weg wurde immer beschwerlicher, so daß ich vom Pferde absteigen und zu Fuß gehen mußte. An manchen

Stellen war er durch den Regen so schlüpfrig geworden, daß man oft mehrere Meter tief herunterkollerte. Gleich nach meiner Ankunft in Apantschinos – eineinhalbe Stunde von Karadere – ließ ich den Imam des Dorfes mit einigen Einwohnern kommen. Man sagte mir, daß die Krankheit seit einem Monat herrsche, bis heute seien 30 Personen erkrankt und vier gestorben. Jetzt sei nur ein einziger Kranker da, den ich besuchte. Ich fand, daß er sich in der dritten Woche eines typhösen Fiebers befand. Außerdem wurden mir zwei Knaben und eine Frau als Rekonvaleszenten gezeigt. Wenn die Dorfbewohner nicht übertreiben, so muß man sich in Anbetracht der schlechten hygienischen Verhältnisse, unter denen sie leben, wundern, daß die Sterblichkeit nicht größer war.
Das Dorf Apantschinos hat 250 Seelen und ist in drei Ortsviertel geteilt. Die Einwohner sind alle Ackerbauer.
Ich ritt am nämlichen Tage zurück. Auf dem Rückwege war stets Nebel und Regen, zwei Stunden gingen wir sogar vollständig im Dunkeln. Suleiman, unser Führer, leistete dabei gute Dienste; er war der Hauptschmuggler von Rize und kannte daher alle Wege und Stege. Die Lokalbehörde hätte mir keinen besseren mitgeben können. In Rize mußte ich einen Tag auf den russischen Dampfer warten. Zu Mittag war ich bei dem russischen Schiffsagenten und abends beim russischen Konsul zum Essen eingeladen. Der Konsul meinte, das Heil der Türkei bestände nur in einem Anschlusse an Rußland. Ignatieff schon habe in diesem Sinne zu wirken gesucht. Spät abends fuhr der Dampfer »Azoff« ab. Von Schlafen war gar keine Rede. Ich hatte in der ersten Klasse einige Mitreisende, Türken, die aus Batum kamen, sie soffen wie die Pächter, Bier und Kognak durcheinander. In aller Frühe des folgenden Morgens landeten wir in Trapezunt.
Nun hatte ich einige Zeit Ruhe, Trapezunt näher kennen zu lernen. Die Stadt hat eine alte Geschichte, sie bestand vielleicht schon zur Zeit des trojanischen Krieges, war Vasall der Könige des Don und dann des römischen Kaiserreichs. Im Jahre 1204, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, gründete ein gewisser Komene David das Kaiserreich Trapezunt, dessen Fürsten immer aus der regierenden Familie durch den griechischen Kaiser gewählt wurden; im Jahre 1461 wurde Trapezunt von den Ottomanen genommen und David, sein letzter Kaiser, von Ghazi Muhamed II.

zum Tode verurteilt und hingerichtet. Hierauf wurde die Gegend um Trapezunt in ein Wilajet verwandelt, dessen Hauptort die Stadt Trapezunt wurde.
Historische Altertümer sind: die Befestigungen, welche die alte Stadt in der Form eines Trapezes umgeben (daher der Name Trapezunt); dann die Zitadelle Itschkale, wo noch alte Baulichkeiten zu sehen sind; die Moschee St. Sophie im Osten der Stadt und am Meere; die Moschee Ortahis, früher eine griechische Kirche, genannt Krisokefali Panaghia, durch Justinian gebaut; die Moschee Imaret oder Katunieh, in derselben das Grab der Mutter Sultan Selims I.; die Moschee Yeni Dschami, früher die Kirche St. Eugène; das griechische Kloster Panaghia theotoca auf dem Hügel Boztepe.
Trapezunt ist der Sitz eines Generalgouverneurs; militärisch gehört es zum vierten Armeekorps, dessen Sitz Erzindschan ist.
Die Stadt hatte vor den Unruhen 35000 Einwohner, davon 19500 Muselmänner, 8200 Griechen, über 6000 Armenier, wovon sehr wenige katholische Armenier und der Rest Fremde. Juden sind nicht vorhanden, auch keine Zigeuner; böse Zungen sagen, die Trapezunter überträfen an Listigkeit beide. Es ist viel Wahrheit darin. Auch in anderen Städten der Türkei, besonders des Inlandes, in welchen die Armenier die Mehrzahl bilden, wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Sie erklärt sich wohl dadurch, daß der dem Juden in kommerzieller Hinsicht zum mindesten gleichbegabte Armenier seine jüdischen Konkurrenten nicht aufkommen läßt. Nach den letzten Unruhen dürfte die Einwohnerzahl sehr abgenommen haben, da viele teils nach Rußland, teils nach Konstantinopel ausgewandert sind.
Die Katholiken besitzen eine große Kirche, die von Kapuzinerpatres unter Leitung eines Präfekten bedient wird. Die protestantische Gemeinde, welche sich meist aus Armeniern zusammensetzt, untersteht der Leitung eines amerikanischen Missionars, auch besitzt dieselbe, gleich den übrigen Gemeinden, eine Schule. Das Schulwesen im allgemeinen steht auf niedriger Stufe, trotzdem man 82 Schulen mit ungefähr 4500 Kindern zählt.
Die Straßen sind krumm, eng und schlecht gepflastert, so daß man im Winter oft Gefahr läuft, Hals und Beine zu brechen.
Unter den heimischen Volksstämmen, die Trapezunt und Um-

gegend bewohnen, sind in erster Linie die Lasen zu erwähnen, ein Gemisch von Georgiern und Türken. Sie gehen immer bis an die Zähne bewaffnet und liefern die meisten Briganten. Dabei sind sie fanatisch und faul. Ein türkisches Sprichwort sagt von ihnen: Haiwanin en ascha'asi gaz dir, insanin en ascha'asi Laz dir. (Unter den Tieren ist das niedrigste die Gans, unter den Menschen ist der niedrigste der Lase.) Man sagt, daß die Lasen früher Christen waren, wie auch die bei ihnen vorkommenden christlichen Namen vermuten lassen. Ihre Frauen sind sehr mutig; man glaubt, daß sie Nachkömmlinge der Amazonen von Kolchis seien.
Im Süden von Trapezunt existiert ein anderer Stamm unter dem Namen Cromlis, die neun Dörfer bewohnen. Dieselben betrachten sich als Nachkommen der Griechen, die sich von den Zehntausend während ihres Rückzuges unter Xenophon getrennt haben. Anfangs äußerlich zum Islam übergetreten, erklärten sie sich Mitte dieses Jahrhunderts als Christen; manche von ihnen tragen jetzt noch türkische Namen.
Noch eine andere Rasse gibt es im Osten Trapezunts, die Tschepin oder Tschirag-söndüren (Lichtauslöscher) genannt werden und zu einer bestimmten Zeit des Jahres sich nachts versammeln und im Dunkeln ihre Orgien feiern.
Wenn man vom Hotel d'Italie aus einen Rundgang durch die Stadt macht, so kommt man zunächst auf den Meidan, einen großen Platz, wo von der Munizipalität der Versuch gemacht ist, einen millet-bagtschesi (Volksgarten) herzustellen. Der Garten wird durch eine Straße in zwei Teile geteilt; der eine liegt meist brach, nur von wilden Kräutern bewachsen, der andere Teil dagegen wird mehr oder weniger gepflegt, je nach dem Interesse, welches der jeweilige Generalgouverneur der Sache zuwendet. Der letzt erwähnte Teil enthält ein kleines Kaffee; in demselben bekommt man türkischen Kaffee in den bekannten kleinen Täßchen serviert, außerdem Tee, Mastic oder Raki, Limonade, Nargileh und hier und da auch Bier, durchweg aber schlechtes.
Von hier aus gelangt man in den Bazar. Sehenswürdig sind die Filigranarbeiten (meist für den Gebrauch der Lasen bestimmt), in Silber gearbeitete Stöcke und Armbänder. Nach Besichtigung des Bazars geht man über eine steinerne Brücke an dem Konak (Regierungsgebäude) vorbei. In demselben befindet sich, wie

vielerorts im Orient, das Stadtgefängnis, bestehend aus einem gemeinschaftlichen Raum und besseren Zellen für muselmännische wie christliche Notabeln. Einige Schritte weiter kommt man dann über eine zweite Steinbrücke und ist fast aus der Stadt heraus. Ein lohnender Spaziergang führt nach den alten Zitadellengräbern. Einer der wenigen Spaziergänge, welche die in Trapezunt lebenden Fremden ohne Gefahr machen können, ist der an der entgegengesetzten Seite der Stadt nach Deirmendere (Pyrites-Tal) führende Weg. Er geht vom Meidan links ab, hat eine schöne Aussicht aufs Meer, führt an einem persischen Kafeehause vorbei, wo guter Tee zu haben ist, dann weiter an dem städtischen Schlachthause vorbei (hier hat man sich die Nase zuzuhalten) und ist bald im Tale von Deirmendere.
Oft macht man Spaziergänge nach St. Sophie zu Fuß und kehrt mit einer Barke zurück. Es werden hier und da auch Picknicks dorthin veranstaltet.
Das Leben in Trapezunt ist im ganzen ein angenehmes. Das Klima ist feucht und fieberisch, verhältnismäßig aber besser als das vieler anderer Plätze am Schwarzen Meer, wie beispielsweise Samsun oder Batum. Der Winter ist im allgemeinen nicht streng, fängt meist im Dezember an, das Frühjahr ist dagegen kalt und regnerisch; der Sommer ist sehr heiß, weshalb viele Familien ihn auf dem Lande, besonders in Sauksu (kaltes Wasser), das eine Stunde entfernt liegt, oder in Platana oder in Rize, wo es prachtvolle Orangenhaine gibt, verbringen.
Zu den am meisten herrschenden Krankheiten gehören Wechselfieber, Typhus, Augenkrankheiten und Syphilis. Letztere Krankheit ist ziemlich verbreitet, besonders in den Dörfern der Umgegend. Vorschub wird den venerischen Krankheiten hauptsächlich durch die öffentlichen Bäder, die Barbierläden, wie durch die geheime Prostitution geleistet. Es wäre im Interesse der allgemeinen Hygiene zu wünschen, daß öffentliche Häuser unter ärztlicher Kontrolle gestattet würden, denn nur so könnte dem Übel einigermaßen abgeholfen werden.
Was das materielle Leben anbelangt, so ist dasselbe billig. Man findet alle Arten Gemüse, Fleisch, selbst Wild in großen Quantitäten. Die beliebteste Volksnahrung ist der Chamsi, eine Art Anchovis. Zur Chamsizeit werden Fässer voll davon für den

Winter eingemacht. Die Fische werden meistens mit Brot gegessen; frisch und in der Pfanne mit etwas Butter gebraten, schmecken sie ganz gut. In manchen Jahren ist die Ernte so groß, daß nicht allein die umliegenden Dörfer ganz damit versorgt sind, sondern selbst die Äcker damit gedüngt und die Haustiere, wie Hühner, Enten und Gänse damit gefüttert werden, was sich am Geschmack und Geruch der letzteren unschwer erkennen läßt. Vor Jahren war ein Europäer da, um Nachforschungen anzustellen, ob sich nicht die Chamsi eingemacht zur Versendung in Büchsen eignen. Das Resultat war negativ.

Vor Jahren war Trapezunt noch ein wichtiger Ort für den Transitverkehr von und nach Persien, hauptsächlich Tabris über Erzerum, mittels Kamelkarawanen. Das hat jetzt aber sehr abgenommen. Ein großer Teil des persischen Handels geht nun über Batum und den Kaukasus; seit mehreren Jahren werden die Karawanen immer seltener. Eine über Erzerum führende Chaussee (welche kaum diesen Namen verdient), ist der einzige Verkehrsweg von Trapezunt nach Persien. Oft ist die Benutzung dieses Weges selbst zu Pferde mit Lebensgefahr verbunden; denn die Unterhaltung ist unter aller Kritik. Die Karawanen passieren zwei Zollrevisionen, in Erzerum und in Kizel-Disch an der türkisch-persischen Grenze.

Es kommen jährlich ca. 9500 Dampfer und Segler mit 590400 Tonnen in Trapezunt an. Die am meisten vertretene Flagge ist die russische, dann folgen die österreichische, türkische, französische, englische, griechische, dänische, deutsche und italienische; bei den Seglern herrscht die türkische vor. Die österreichischen, russischen, türkischen und griechischen Dampfer kommen jede Woche in Trapezunt an, die Messageries Maritimes und N. Paquet alle vierzehn Tage, die englischen, dänischen und deutschen, die durchwegs Handelsdampfer sind, dagegen unregelmäßig.

Landesprodukte, die zur Ausfuhr kommen, sind: Mais, hauptsächlich als Nahrung der Landesbevölkerung und der ärmeren Klassen; Haselnüsse und Nüsse, besonders nach Rußland und Europa, hauptsächlich in der Umgegend von Kerasund kultiviert; weiße Bohnen nach Frankreich; Tabak wird in der Umgegend von Trapezunt und Samsun am meisten gebaut. Früchte und Gemüse, besonders die von Lasistan und Gümuschhane, sind berühmt und ausgezeichnet und werden viel nach Batum ausgeführt. Buchs-

baum aus Sürmene, Eleo und Karesund geht noch in kleinen Quantitäten nach England.
An Minen ist das Wilajet Trapezunt sehr reich. Wegen der vielen Schwierigkeiten, denen Privatleute bei derartigen Unternehmungen begegnen, sind dieselben jedoch völlig unausgebeutet.
Auch gibt es in der Umgegend von Trapezunt noch schöne Wälder, ihr allmähliches Verschwinden ist jedoch zu befürchten.
Die Konsulate und Agenturen befinden sich durchweg in dem Christenviertel nach dem Meere zu. Das englische Konsulat liegt abseits, am meisten entfernt, in nächster Nähe des muselmännischen Viertels. Außer Deutschland waren alle Mächte vertreten, selbst Belgien, Dänemark und Spanien haben ihre Konsulatsämter dort. Die deutschen Interessen vertrat der österreichische Generalkonsul. Neuerdings ist ein deutsches Konsulat errichtet.
Die Eingeborenen leben sehr patriarchalisch, durchweg jede Religionsgemeinde für sich. Die Tracht der Frauen im Hause ist nicht häßlich, das lange glänzende Haar tragen sie in zwei Zöpfen geflochten, um den Kopf einen leichten Shawl, Kleid und Schürze sind in den buntesten Farben, dazu werden mit Vorliebe gelbe Strümpfe getragen. Außer dem Hause tragen die Frauen ein Tscharschaf genanntes, oft mit Goldfäden durchwirktes Tuch aus verschiedenen Farben, worin sie sich vom Kopf bis zu den Füßen verhüllen. Das Gesicht bleibt unverschleiert. Sie sind arbeitsam, außer der häuslichen Arbeit finden sie noch Zeit zur Anfertigung von verschiedenen zur Bekleidung und Ausschmückung des Hauses dienenden Tuchen und Stoffen. Selten sieht man Hüte, die hier wie im Innern nur von Europäern oder fremden Staatsangehörigen getragen werden, überall den Fez. In vielen christlichen Familien gehen, wie bei den Muselmännern, die Verlobungen vor sich, ohne daß die jungen Leute sich kennen. Das Mädchen wird in der Regel von den Eltern des jungen Mannes ausgesucht. Die Hochzeiten werden nachts mit großem Pomp gefeiert; eine lange endlose Prozession erfüllt dann die Straße.
Der Verkehr in der europäischen Gesellschaft welche aus den Konsuln, Schiffsagenten und einzelnen fremden Beamten besteht, ist ein ziemlich angenehmer, nur wird aus Mangel an geistigen Interessen zu viel geschwätzt und intrigiert. Im Winter geben die Konsuln Bälle und musikalische Abendunterhaltungen, aber überall

entstehen Parteien oder Familienklatschereien, selbst in den besten Häusern. Selten geht eine Gesellschaft oder Soirée vorüber, in der nicht etwas vorfällt.
Ab und zu ging ich nach dem Essen, allein, auch manchmal mit dem Mudir der Tabakregie, der auch Junggeselle war und mit mir im Hotel d'Italie aß, in die Häuser der Türken. So war ich einige Male im Hause des Zolldirektors; ich traf dort den Chef der Gendarmerie, den Generalkontrolleur der Finanzen in dem Wilajet (nach dem Generalgouverneur die erste Person), den persischen Generalkonsul Risa Khan, den Direktor der Dette Publique Ottomane und noch ein paar andere Herren. Nach dem üblichen Kaffee kam dann gewöhnlich die Rede auf Politik. Einmal meinte der Generalkontrolleur; »Die Europäer sind die schlechtesten Menschen, die es gibt, besonders die Engländer. Die Russen hassen wir nicht so sehr, sie sagen wenigstens ganz offen, daß sie Konstantinopel haben wollen. Wenn das so fort geht, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als den heiligen Krieg zu erklären. Es werden sich in Mekka vier Indier, vier Perser und vier von uns versammeln,[1] wir lassen uns entweder alle schlachten oder wir massakrieren alle Christen. Einen anderen Ausweg gibt es nicht mehr, denn Geld, Soldaten usw. haben wir nicht, um Widerstand zu leisten. Zum heiligen Kriege wird es kommen.« Darauf folgte eine Flut von Schimpfreden gegen alle Nationen mit Ausnahme der Deutschen, Belgier und Amerikaner. Um die Unterhaltung von der Politik abzubringen, erklärte ich, wir Deutschen hätten nichts mit alledem zu tun, wir hätten der Türkei nichts genommen. Wir seien auch heute noch die uneigennützigsten Freunde der Türkei und des Sultans. »Ihr habt den Russen Offiziere und Krupp'sche Kanonen geliefert, sonst hätten sie uns nicht besiegt«, erwiderte man mir. Man sieht daraus, wie unsere deutsche Uneigennützigkeit verkannt wird. Im übrigen betonten alle, »Der Hekimbaschi ist einer von den unsrigen« und wollten damit zeigen, daß ihre Diskussion nicht persönlich gegen mich gerichtet sei.
Auch beim Generalgouverneur, Sururi Effendi, war ich manchmal zum Tee nach dem Abendessen. Ich stand sehr gut mit ihm, obwohl er von allen Beamten gefürchtet wurde. Er blieb nicht

[1] Diese Anzahl ist notwendig zu einem rechtskräftigen Beschlusse.

lange in Trapezunt. An ihm bewahrheitete sich das türkische Sprichwort: »Heute Vezier, morgen Lump.« Zum Vezier ernannt, wurde er zwei Tage darauf nach Diarbekir verbannt. Freilich haben alle Rangerhöhungen heute so wenig Bedeutung, daß man den ersten Besten ruhig als Pascha anreden kann. Sururi Pascha gehörte zu denjenigen höheren Beamten, die im Nehmen gar nicht schüchtern waren; wenn er nahm, dann war's der Mühe wert, doch pflegte er sich an solche Leute zu halten, die es dazu hatten. So saß ich eines Abends bei ihm nach Tische beim Tee, als der Diener eine chiffrierte Depesche hereinbrachte. Bald darauf schickte er seinen Adjutanten und ließ einen der reichsten Notabeln Hadschi Ahmed Effendi Nemlizade kommen. »Schau«, sagte er ihm, »vom Jyldiz in Konstantinopel wird angefragt, ob es wahr sei, daß du im geheimen russischer Untertan bist?« – Hadschi Ahmed Effendi Nemlizade wurde wachsbleich, er verstand sofort, was die Frage bedeutete. »Aman, Effendim«, sagte er, »siz bilirsiniz (Gnade, Herr, Ihr wißt)«. – »Git, getir (gehe, bring)«, – wurde ihm geantwortet. Bald darauf kam er mit einem dicken rotseidenen Beutel, den der Pascha unter sein Sitzkissen schob. Die Antwort an's Palais in Konstantinopel lautete natürlich, wie sich denken läßt, daß alles Verleumdung und Nemlizade ein treuer Untertan des Padischah sei. Am nächsten Morgen hörte ich, der rotseidene Beutel hätte tausend türkische Pfund enthalten. Für den Hadschi Ahmed Effendi Nemlizade bedeutete das eine Kleinigkeit, die bald wieder eingebracht war. Er war der größte Kaufmann am Ort und ein Millionär, obwohl er sehr geizig war und in seinem Hause in der einfachsten Weise lebte. Man erzählte mir, daß er eines Tages nach Konstantinopel gereist sei, um nach seinem Sohne zu sehen, der ein erwachsener Mensch war und in Stambul die Geschäfte des Hauses Nemlizade leitete. Er besuchte ihn in seiner Wohnung und fand, daß der Sohn zwei paar Stiefel hatte. – »Wozu das«, sagte er ihm, »eines genügt doch«. – Seinen Reichtum soll er entweder durch Wucher oder Schmuggeln erworben haben. Die Schmuggler in Sürmene – acht Stunden von Trapezunt – standen unter seiner Protektion und arbeiteten für ihn, er bediente sich ihrer, um seine Wucherzinsen von den Bauern einzutreiben. Hatte er von einem Bauern Zinsen zu bekommen – er lieh nie unter 20% aus – der nicht zahlen wollte, so schickte er

ihm einen von diesen Spitzbuben auf den Hals, der ihm einfach sagte: »Nemlizade hat von dir Geld zu bekommen, gib es her oder ich schieße dich nieder.« Daß dies nicht im Spaß gemeint war, wußte jeder arme Dorfbewohner, dem eine solche Botschaft ward. Alles in Trapezunt war in seinen Händen, der Generalkontrolleur wohnte in einem seiner Häuser, der erste Sekretär des Generalgouverneurs, der Zolldirektor, ebenso viele kleinere Beamten, alle hatten von ihm ein Haus, natürlich umsonst oder – nach Belieben. So das Stadtgespräch. Man bückte sich in allen Bureaus, wenn Nemlizade kam. Auch mir bot er später eines seiner Häuser an, ich dankte höflichst.
Unter den türkischen Beamten waren einige, mit denen man sehr gut manche Stunde verbringen konnte, sie haben oft einen treffenden Witz. So wurde einer von ihnen in meiner Gegenwart von einem anderen verhöhnt mit den Worten: »Wenn du tot bist, werde ich auf deinem Grabe sch . . . .« – Der Betreffende antwortete ihm schlagfertig: »Ha sen, ha köpek, hepsi bir (ob du oder ein Hund, das ist ganz gleich)«. –
Auf die Herkunft und Vergangenheit der Beamten wird bei ihrer Ernennung wenig geachtet. Manche von ihnen haben eine sehr bewegte Familiengeschichte, die man nur ganz gelegentlich durch Zufall erfährt. So ging ich einmal spät abends mit einem mir bekannten Beamten und noch einigen Herren nach Hause. Als wir an der Wohnung eines höheren Zollbeamten vorbeikamen, stand ein Diener wartend davor. »Doktor Effendi«, sagte er zu mir, »mein Herr ist schwer krank, er hat mich hier aufgestellt, um Sie anzuhalten, wenn Sie vorbeikommen und Sie zu bitten, hereinzukommen, nach ihm zu schauen.« Obwohl ich den betreffenden Herrn nicht kannte, ging ich hinein, da es nach orientalischer Sitte sehr unbarmherzig ist, einem Kranken etwas abzuschlagen. Die übrigen Herren traten mit ein, der mich begleitende Beamte aber wollte nicht, sondern ging trotz allen Zuredens nach Hause. Nachdem ich den kranken Zollbeamten untersucht und ihm etwas verschrieben, mußten wir alle noch dableiben und einen Kaffee trinken. Dabei hörte der Kranke, daß jener nicht mit den andern hatte eintreten wollen. – »Was«, sagte er, »glaubt der Mensch, ich wüßte nicht woher er stammt? Seine Mutter war Wäscherin und sein Bruder, der jetzt Minister ist, war lala bei einem Pascha in Konstantinopel,

15*

mußte dessen Kinder zur Schule bringen und wieder abholen und mit ihnen französisch sprechen. Als er nach ein paar Jahren entlassen wurde, war er sozusagen auf der Straße, ich habe ihm noch meinen Paletot geschenkt. Es war beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges. Er nahm aus Not eine Dolmetscherstelle bei einpaar Offizieren an. Als er zurückkam, verschafften ihm diese eine Schreiberstelle mit fünfhundert Piastern. Dort lernte er zwei junge Leute aus einer sehr guten Familie kennen, die ihn bei sich zu Hause einführten. Unter dem Vorgeben, daß seine Familie Schlösser besitze, heiratete er die eine Tochter aus dem Hause, obwohl man der Familie vielfach brieflich Aufklärungen geschickt hatte. Durch die Heirat wurde aus dem Schreiber mit fünfhundert Piastern bald darauf der Direktor, auf Empfehlung des abgehenden Direktors, der ein Hausfreund der Familie war, und als seine Amtszeit abgelaufen war, – Minister«. – Der Minister hatte sogar eigentlich Gouverneur werden sollen, die nötigen Sporteln von zehntausend türkischen Pfund waren bereits in der Kaiserlichen Kanzlei bezahlt. Da protestierte der englische Botschafter, weil jener angeblich Druse sei, der Gouverneur aber Christ sein müsse. Da nun die zehntausend türkischen Pfund schon verausgabt waren, gründete man eigens für ihn das Ackerbauministerium, was früher nicht existierte. Ein anderes Mitglied derselben Familie avancierte vom Zeitungskorrespondenten zum Botschaftssekretär an der türkischen Botschaft, wurde dann Commissaire Impérial, fiel einige Zeit in Ungnade, wurde aber bald darauf zum Chef des Geheimbureaus im Jyildiz ernannt, wo er in allen Spionageangelegenheiten des Sultans Abdul Hamids eine große Rolle spielte. Indessen hängen solche Wechselfälle des Glücks hauptsächlich mit dem Wohl- oder Übelwollen des regierenden Sultans zusammen. Nach dem Falle Abdul Hamids ging es der ganzen Familie schlecht. Der Minister flüchtete mit knapper Not mit den Seinigen in Mönchskleidung nach Europa, der Chef des Spionagebureaus saß eine Zeitlang eingesperrt. Ich habe eine Ansichtspostkarte aus jener Zeit, auf der ein türkischer Lumpensammler während der Nacht die Spione des Abdul Hamid mit der eisernen Zange von der Straße aufliest und in seinen Lumpenkasten steckt. Der Chef des Spionagebureaus mit einem seiner Brüder ist darauf mit Namen genannt. Sic transit gloria mundi!

Mein Dienst in Trapezunt war an und für sich nicht beschwerlich, nur daß ich von der Behörde keine Unterstützung erhielt. Nach dem Weggange des Generalgouverneurs Sururi Pascha hatte ich manche Schererei mit seinem Nachfolger Arif Pascha, der in jeder Beziehung das Gegenteil seines Vorgängers war. Er nahm mich anfangs sehr in Anspruch als Arzt für seinen Harem und sein Gesinde, natürlich umsonst, dazu verlangte er von mir bei jeder Gelegenheit irgend ein Mineralwasser aus Europa. Als ich einsah, daß die Sache kein Ende nahm, machte ich mich unsichtbar, worauf er mich schließlich in Ruhe ließ. Es dauerte aber nicht lange, so kamen wir ohne mein Verschulden wieder aneinander. Ich erhielt eines Abends eine Depesche von Arif Pascha durch seinen Vertrauten, der sich auf einer Rundtour nach Samsun befand, daß er am selben Tage mit dem österreichischen Lloyddampfer »Iris« in Trapezunt ankommen würde; falls das Schiff Verspätung haben sollte, möchte ich ihm die Erlaubnis zum Landen geben. Nach unserer Instruktion ist es nämlich verboten, nach Sonnenuntergang die Erlaubnis zum Landen zu geben. Das Schiff kam nun leider dreiviertel Stunden nach Sonnenuntergang an. Viele Beamten und Militär mit Musik hatten sich zum Empfang an der Landungsbrücke aufgestellt. Arif Pascha schickte nochmals vom Schiffe mit der Bitte, die »Iris« frei zu geben. Ich ließ ihm erwidern, meine Instruktionen erlaubten es mir nicht, im übrigen könne er tun, was ihm beliebe. Als man ihm dies mitteilte – er war gerade bei Tisch –, soll er seinen Teller auf den Boden geworfen haben mit den Worten: »Entweder dieser Doktor von hier, oder ich.« Er wagte aber doch nicht an Land zu gehen. Erst am folgenden Tage, morgens konnte er aussteigen.
Natürlich herrschte in der Stadt große Verwunderung, daß ich es gewagt hatte, das Reglement gegen den Pascha anzuwenden. Wer hierzulande etwas vorstellt, glaubt sich über dem Gesetz. Den Generalgouverneur ärgerte die Sache besonders deshalb, weil seine Macht dadurch in den Augen der Bevölkerung herabgesetzt worden war. Als gleich nach seiner Ankunft alle höheren Beamten und Notabeln wie die Konsuln ins Serail kamen, ihm zu seiner glücklichen Rückkehr zu gratulieren, sagte ihm der englische Konsul: »Sehen Sie, Pascha Effendi, was für ein guter Beamter der Dr. Saad ist, er hat das Reglement sogar gegen Sie angewandt.

Sie müssen ihm dafür eine Rangerhöhung oder Dekoration aus Konstantinopel verschreiben.« — »Jawohl«, erwiderte er, »der Doktor wäre in Europa ein guter Beamter, für die Türkei taugt er nicht.« —

Infolge dieses Vorkommnisses war mein Verhältnis zum Generalgouverneur ein gespanntes, alle Welt glaubte, ich würde abgesetzt oder wenigstens versetzt werden, manche sagten sogar, der Pascha habe Befehl gegeben, unser Sanitätsamt zu schließen. Ich vermied es, zu ihm zu gehen, bis nach einigen Monaten der Wilajetdragoman in seinem Auftrage zu mir ins Bureau kam und mich fragte, was ich gegen den Generalgouverneur hätte und warum ich nicht zu ihm käme, er wundere sich sehr darüber. Ich sagte ihm, daß ich nach allem, was ich gehört, es vorgezogen, ihn nicht zu belästigen. Ein paar Tage darauf kam sein Dragoman wieder und sagte, der Pascha hoffe mich bald zu sehen. Da am folgenden Tage das Beiramfest begann, benutzte ich die Gelegenheit und ging hin. Er war sehr liebenswürdig, tat, als wenn nichts vorgefallen sei, fragte, warum ich solange nicht gekommen und dgl. mehr. Wir waren von da ab ganz gute Freunde und er hat mir, als ich mich später auf einer Mission nach Diarbekir befand, ein paar Mal sehr liebenswürdig geschrieben. Mit den anderen Generalgouverneuren, die auf Arif Pascha folgten, und den sonstigen Lokalbehörden kam ich stets gut aus.

Im Mai 1888 nahm ich Urlaub, um nach Deutschland zu reisen und mich dort zu verheiraten. Abends sieben Uhr schiffte ich mich auf dem österreichischen Lloyddampfer »Calypso« ein und am nächsten Morgen um sechs lagen wir vor Batum. Als ich ziemlich früh in den Speisesalon kam, fand ich dort zu meiner Überraschung einen langen gedeckten Tisch mit Braten, Getränken und Zigarren. »Was ist denn los?« fragte ich den Kapitän, »gibt es eine Hochzeit?« — »Sie werden's schon sehen«, erwiderte er. Bald darauf kamen die russische Polizei, Zoll-, Paß- und Quarantänebeamten an Bord. Alle setzten sich an den langen Tisch und wir Passagiere mußten warten, bis sich die Herren an all den Herrlichkeiten gründlich gesättigt hatten. Dann wurde alles an Bord versiegelt, es mußten viele Formalitäten erledigt werden, der Kapitän hatte wenigstens fünfzig Mal seinen Namen zu unterschreiben. »Man muß«, sagte er mir, »diese Russen mit Handschuhen anfassen und

fürstlich bedienen.« Ich fragte ihn, wie es käme, daß die Kapitäne und Agenten in der Türkei sofort Zeter und Mordio schreien, wenn sie nicht gleich Erlaubnis erhalten, mit dem Lande zu verkehren. Manche lassen dem Beamten nicht einmal Zeit, den Schiffspaß zu lesen, sondern drohen gleich mit der Botschaft in Konstantinopel, während sie hier in Rußland nichts zu sagen wagen. »Questo è un'altra cosa!« erwiderte er lächelnd, ähnlich wie man in Deutschland sagen würde: »Ja Bauer, das ist ganz was anderes!« Ich bemerkte, ich hoffte, er werde beim Lloyd dafür Sorge tragen, daß in Zukunft auch den türkischen Agenten und Quarantänebeamten wenn auch gerade kein Dejeuner, so doch wenigstens ein Glas Wasser angeboten würde. Die fremden Schiffskapitäne wissen gar nicht, wie gut sie es in der Türkei bei der Quarantäne haben, sie treten auf, als wenn sie zu befehlen hätten, im Auslande dagegen wagen sie kein Wort zu sagen. Verkannte Türkei! – Bevor ein Schiff im Hafen von Batum ausladen kann, wird es Mittag. Die Lloydagentur, so erzählte mir der Kapitän, zahlt jährlich 3000 Gulden Trinkgelder in Batum an den Zolldirektor.

Erst nach zwei Stunden konnten wir Passagiere aussteigen. Die Pässe wurden jedem abgenommen, mit Zeichen versehen und eine numerierte Marke dafür ausgehändigt, mittels derer man sich später seinen Paß von der Polizei abholen konnte. Auch das Gepäck wurde stückweise untersucht. Sobald ich an Land gelangte, besorgte ich mir ein Billet nach Odessa und ging meinen Paß holen. Das war nicht so leicht, wie es klingt, im Paßbureau wollte man mich erst gar nicht verstehen. Aber der österreichische Vizekonsul, mit dem ich gereist war, gab mir einen Wink, wie man die Paßbeamten gefügig macht. Am Schalter angekommen, legte ich eine Zweirubel-Note zwischen die Blätter des offenligenden Buches und siehe, mein Paß war sofort da und visiert. Die übrige Reise verlief ohne jeden Zwischenfall und am 19. Juni feierte ich in Kloppenburg im Oldenburgischen Hochzeit. Meine Frau begleitete mich nach Trapezunt und brachte der langen beschwerlichen Reise sowie den fremden Verhältnissen lebhaftes Interesse entgegen. Sie wurde gleich bei der Ankunft in Trapezunt auf die Probe gestellt. Die See war sehr wild, es herrschte ein starker Sturm und ein Gewitter ließ das Meer fast schwarz erscheinen.

Unser Dampfer verlor die Anker und mußte seinen Liegeplatz vor der Stadt verlassen. Uns blieb nur die Wahl dazwischen, weiterzufahren oder im offenen Boot an Land zu gehen. Diese Bootfahrt war lebensgefährlich; wir werden sie beide nie vergessen. Das Boot trieb wie eine Nußschale auf dem Wasser, die Wellen warfen es stets zurück, dabei regnete und donnerte es. Vollständig durchnäßt und erstarrt brauchten wir eine ganze Stunde, um an Land zu kommen, was man bei ruhigem Wetter in zehn Minuten vollbringt.
Bald nach unserer Ankunft bezogen wir in Trapezunt ein eigenes Haus. Es war nicht groß, hatte aber ein Gärtchen, in dem Orangen, Zitronen und Feigenbäume wuchsen. Die Häuser haben hier gleich am Eingang eine große Halle, eine Art geschlossener Veranda mit vielen Fenstern. Daran schließen sich nach beiden Seiten die Wohnräume. Im oberen Stockwerk ist die Einteilung dieselbe, dort dienen die Nebenräume als Schlafzimmer. Küche und Waschhaus befinden sich außerhalb des Hauses. Tapeten findet man selten, die Wände sind entweder mit Ölfarbe gestrichen oder einfach weiß getüncht. Man dekoriert viel mit Teppichen oder orientalischen Stoffen, was die Tapeten fast ersetzt. Statt des Kochherdes gibt es ein offenes Holzkohlenfeuer zwischen aufgemauerten Steinen.
Ein Jahr nach meiner Verheiratung erhielt ich von der Sanitätsverwaltung den Auftrag, eine Inspektion der Sanitätsämter in Rize, Platana, Kerasund und Ordu vorzunehmen. Am 22. Juni 1889 schiffte ich mich zu diesem Zwecke auf dem russischen Dampfer »Alexander« nach Rize ein. Meine Frau begleitete mich. An Bord waren nur ein paar Muselmänner und ein Dragoman des Gouverneurs von Kutais, in Tscherkessentracht, mit seinem Schwager. In Rize bot uns der Verweser des Konsulats, da der russische Vizekonsul Hippius verreist war, das Konsulat zum Aufenthaltsorte an. Hotels gibt es nicht.
Das Sanitätsamt lag etwa fünfzig Meter von der Landungsbrücke in einem Hause, das zugleich als Kaffeehaus diente. Unser Beamter hatte oben nur einen Raum für sich und seinen Dienst, nichts zeigte, daß hier der Wächter der öffentlichen Gesundheitspflege installiert sei. Es war so recht die Stube eines kleinen türkischen Beamten. Die Briefe und Kopien verschiedener Jahre durchein-

ander hingen in einem Leinwandsäckchen an einem Nagel an der Wand. Wieviele Fliegen mögen sich wohl im Laufe der Jahre auf diesem Säckchen niedergelassen haben! Am Boden stand ein Wasserkrug. Zwei alte Strohstühle und ein ebenso alter Tisch vervollständigten das Ameublement. Zu seiner Entschuldigung sagte der Beamte, er folge nur dem Beispiel seines Vorgängers.

Rize ist Hauptsitz des Sandschak von Lasistan im Wilajet von Trapezunt. Die Stadt hat eine hübsche Lage, sie erstreckt sich ziemlich lang am Meere hin, die Häuser sind an der Nordseite von großen Orangen- und Zitronengärten umgeben, liegen ziemlich weit auseinander und bieten, besonders von der Meeresseite aus, einen malerischen Anblick. Die Orangen werden bis nach Konstantinopel verschickt. Das Klima soll sehr gut sein, weil die Stadt von Bergen geschützt wird, die Einwohnerzahl beträgt 15000, meist Muselmänner, darunter 2000 Griechen.

Ein russisches Vizekonsulat und fünf Schiffsagenturen befinden sich am Ort. Man hat den Bau einer Chaussee nach Erzerum angefangen; wenn diese Straße fertig ist, kann man in vier Tagen von Rize nach Erzerum kommen, jetzt braucht man von Trapezunt aus acht Tage dahin.

Der Handel nach Rußland vermehrt sich von Tag zu Tag. Außer Orangen und Zitronen werden besonders verschickt: weiße Bohnen in großen Quantitäten, Wolle, Brennholz, Bretter von Nußbaumholz.

Eine Bootfahrt zu beiden Seiten der Stadt war sehr lohnend. Wir blieben acht Tage in Rize, die letzten zwei Tage verbrachten wir im Hause eines Kaufmanns, da der Konsul Hippius und Frau ihre Ankunft telegraphisch angemeldet hatten. Hierauf kehrten wir mit dem türkischen Dampfer »Kaisarie« nach Trapezunt zurück. Vier Tage später fuhren wir morgens früh mit dem Wagen nach Platana, wozu wir 2½ Stunden brauchten. Man geht in 3½ Stunden zu Fuß dahin. Die sogenannte Chaussee war miserabel, an vielen Stellen führte sie ziemlich nahe an Abgründen vorbei. Wir blieben in Ermangelung eines Hotels eine Nacht im Hause des Quarantänebeamten Ahmed Effendi, eines alten gutmütigen Türken. Das Haus lag mitten im muselmännischen Stadtviertel, allerlei unangenehme Gerüche drangen in unsere Stube, so daß wir die meiste Zeit mit Spazierengehen oder unten am Meere im Bureau verbrachten.

Unser hiesiges Bureau lag ziemlich gut am Meere, aber wiederum über einem Kaffeehause. Platana hat eine ziemlich geschützte Reede. Wenn die Schiffe vor Trapezunt sich nicht halten können, flüchten sie sich hierher. Während unseres Aufenthaltes in Platana wurde meine Frau besonders von der Neugierde der Frauen geplagt. Sie wollten durchaus wissen, wer ihr die Schmucksachen, die sie trug, geschenkt und wie teuer sie seien. Dann, ob sie die Zeitung wirklich lesen könne oder nur so tue, da die Frauen des Volkes hierzulande weder lesen noch schreiben können. Drei Tage später fuhren wir mit dem russischen Dampfer »Alexander« nach Ordu. An Bord waren viele Russen, dann ein paar Türken, unter ihnen Bekir Pascha, Kaimakam von Kerasund sowie der russische Schiffsagent. Während der Nacht hatten wir vor Kerasund einen Aufenthalt von einer Stunde. Am folgenden Morgen früh kamen wir in Ordu an. Wir stiegen im Hause eines griechischen Kaffeetiers ab, wo im voraus drei Stuben für uns hergerichtet waren.
Unser hiesiges Amt war in einem Han sehr schlecht untergebracht. Es bestand aus zwei Stuben. Um in das Bureau hineinzugelangen, mußte man über einen Misthaufen steigen, dann ungefähr einen Meter springen, um auf eine Treppe aus dünnen Brettern zu kommen, welche zu einem Fenster führte, das als Türe diente. Im ersten Zimmer befand sich das Bureau, hier war nichts an seinem Platze, zwei Wasserkrüge, eine Laterne, Kerzenhalter, Schuhe usw. alles lag durcheinander. Um in das zweite Zimmer zu gelangen, mußte ich eine Leine entfernen lassen, die von einem Ende des Zimmers zum anderen gespannt, die Kleider des Beamten trug. In einer Ecke lagen Teppiche und Matratzen. Der Beamte war seit zwanzig Tagen aufs Land gegangen und hatte Bureau und Dienst dem Diener überlassen. Er kam den folgenden Tag, nachdem ich ihn hatte holen lassen. Beim Hinausgehen bemerkte ich eine große Holzkiste mit Reis und anderen Lebensmitteln. Auf meine Frage, warum der Beamte so viele Lebensmittel im Bureau aufbewahre, da er doch ein eigenes Haus habe, antwortete der Diener, der Beamte habe kein Vertrauen zu seiner Frau, vom Bureau aus schicke er täglich das Nötige nach Hause. Mit einem Korbe auf dem Rücken, so erzählte man mir, ginge er fast täglich auf den Markt, Gemüse, Fleisch usw. einkaufen, das er selbst trug.

Ordu liegt am Fuße des Boztepe, hat 13000 Einwohner, von

diesen sind 6000 Griechen, 5000 Muselmänner und 2000 Armenier. In der Umgegend sollen dreihundert Dörfer liegen.
Die Hauptausfuhr besteht in Mais, weißen Bohnen, Reis, Wolle, Haselnüssen, Eiern und Äpfeln. Auch gibt es mehrere Minen die aber noch des Betriebes harren.
Türkische und russische Dampfer und Schiffe der Messageries Maritimes legen in Ordu an. Die Reede wird vom Kap Wona ziemlich geschützt, so daß die Schiffe bei großem Sturm einige Sicherheit finden.
Als Kuriosität sieht man noch die Ruinen eines Genueser Schlosses und mitten in der Stadt einen Tunnel.
Da wir auf den Dampfer warten mußten, nahmen wir eine Einladung des russischen Schiffsagenten Kevork agha an, ihn auf seinem Landhaus, das eine Stunde weit auf dem Boztepe ungefähr siebenhundert Meter hoch liegt, zu besuchen. Für meine Frau wurde ein Tragsessel mit vier Trägern improvisiert, da der Weg sehr beschwerlich war, wir anderen gingen zu Fuß. Oben angelangt, hatten wir eine angenehme, kühle Luft. Wir setzten uns unter eine Gruppe von Bäumen, Buchen, es wehte aber ein so starker Wind, daß man's ohne Mantel nicht aushalten konnte. Wir mußten lange auf das Essen warten, da es Sitte ist, daß das Lamm erst geschlachtet wird und man mit dem Kochen beginnt, wenn der Gast kommt. Zuerst gab es ein Lamm, am Spieße gebraten, dann Bohnen mit Reis usw., zum Schluß Pillaw mit Jourt. Das Fleisch wurde mit den Händen gegessen; zu den Bohnen, dem Reis und Pillaw gab es Löffel. Unser Wirt Kevork agha war ein reicher Armenier; als russischer Schiffsagent und Vizekonsul und infolge seiner Gastfreiheit besaß er viel Einfluß im Lande.
Der Rückweg war weniger anstrengend, wir kamen aber erschöpft in Ordu an. Die Stadt bot überhaupt keinen angenehmen Eindruck. Dreiviertel der Häuser und Läden waren geschlossen, die meisten Einwohner waren ins Gebirge gezogen, ebenso die Regierungsbeamten, welche den ganzen Sommer über in Tschambaschi sich aufhalten, zwölf Stunden von Ordu entfernt.
Um siebeneinhalb Uhr abends fuhren wir mit dem russischen Dampfer „Rostoff" nach Kerasund, wo wir um zehn Uhr ankamen. Dieser Dampfer, wie der „Azoff" sind die schlechtesten der Gesellschaft, beide sind eigentlich für Flußfahrten bestimmt, unten

flach gebaut, daher für's Meer untauglich und schaukeln fürchterlich. Wir mieteten in einem Hotel zwei Zimmer, die aber sehr unbehaglich und schmutzig waren. Der Sanitätsbeamte führte uns im Hafen herum und in die Stadt, welche sehr malerisch auf einer Landzunge erbaut ist. Am folgenden Tage besuchten wir einen Hügel, die Akropole genannt, mit Ruinen aus der Zeit Mithridates. Der Sanitätswächter, ein Schwarzer von herkulischer Gestalt, diente uns als Führer. Abends speisten wir beim Bürgermeister, Kapitän Georgi, der einzige Christ an der ganzen Küste der Munizipalitätschef ist, da die Muselmänner sonst nirgends einen Ungläubigen als Stadtoberhaupt dulden. Kapitän Georgi ist früher auf einem Segler gefahren, er ist eine weit und breit bekannte Persönlichkeit, tut viel Gutes für Kerasund und dessen Einwohner und ist sehr gastfrei. Kein Fremder oder Reisender ist je nach Kerasund gekommen, ohne bei ihm gegessen zu haben. Sein Haus mit einem großen Garten liegt wunderhübsch, leider ist alles ohne die gehörige Aufsicht.
Kerasund hat 18000 Einwohner, davon sind 8000 Muselmänner, 8000 Griechen und 2000 Armenier. Rußland, Frankreich, Österreich und Italien haben hier konsularische Vertretung, ebenso sind fast alle Schiffagenturen und die Ottomanbank vertreten.
Kerasund ist bekannt wegen seines bedeutenden Exports an Haselnüssen, besonders nach Rußland und Österreich.
Das Klima ist ausgezeichnet, es ist das beste an der ganzen anatolischen Küste des Schwarzen Meeres.
Das Sanitätsamt lag sehr nett, ich fand auch an dem Dienst des Beamten nichts auszusetzen, alles war in bester Ordnung. Unbequem für den Dienst ist es, daß alle Dampfer von Konstantinopel nach Trapezunt und umkehrt Kerasund zur Nachtzeit anlaufen.
Nachts um vier Uhr gingen wir an Bord des österreichischen Dampfers „Selene“ und fuhren nach Trapezunt zurück.
Zwei Monate später bekam ich den telegraphischen Befehl, auf dem kürzesten Wege nach Diarbekir abzureisen. In Mosul herrschte eine Choleraepidemie und ich hatte den Auftrag, durch Einrichtung von Quarantänen und Inspektion der sanitären Verhältnisse in den Städten und Dörfern um Diarbekir die Ausbreitung der Seuche nach der Küste hin zu bekämpfen. Da ich in der letzten Zeit

an versteckter Malaria gelitten hatte, und mich zu der Reise nicht wohl genug fühlte, depeschierte ich zurück mit der Bitte, mich von dieser Mission zu dispensieren. Doch wurde mir geantwortet, daß dies nicht möglich sei. So unlieb es mir war, blieb mir nichts anderes übrig als dem Befehl zu folgen. Meine Frau brachte ich bei der befreundeten christlichen Familie des Faik Bei Gargur unter, derselbe war Präsident der Handelskammer. Meine Frau verkehrte mit seiner Frau wie eine Schwester. Auch die Frau des italienischen Konsuls Madame Gioja nahm sich meiner Frau wie eine Mutter an.

Am 11. September 1889 reiste ich mit dem griechischen Dampfer „Thraki" ab. Das Schiff war recht schmutzig, Betten, Salon, alles, wo man nur hinblickte, ekelte einen an, nicht minder die Bedienung. Erst nachdem ich tapfer geschimpft, wurden mir andere Bettlaken gebracht. Von Passagieren waren nur der griechische Schiffsagent von Samsun mit Familie an Bord. Ich wollte ursprünglich von Trapezunt aus in das Innere dringen, doch wurde mir davon abgeraten, weil der Weg über Erzerum und besonders von dort nach Kharput zu schwierig und außerdem unsicher sei. So entschloß ich mich, erst von Samsun aus die Überlandreise zu beginnen. Man rechnet von dort bis Diarbekir 144 Wegstunden und wer sie auf einem einheimischen Fuhrwerk liegend – denn Sitzen ist unmöglich – zurückgelegt hat, wird ewig daran denken.

Am 13. September morgens lagen wir vor Samsun. Der Anblick von Samsun vom Meere aus ist höchst angenehm, ein altes genuesisches Kastell, mehrere gut gebaute Häuser und Moscheen sind vom Schiffe aus sichtbar. Das ganze Städtchen ist von Olivenwäldchen mit freundlichen Gartenhäusern umgeben. Ein Sanitätswächter holte mich vom Schiffe ab. Mein Kollege Dr. Mezaraky kam mir freundllch entgegen, nach dem Frühstück bei ihm half er mir einen Wagen (araba) mieten. Viel Zeit zum Handeln war nicht und ich wußte außerdem, daß man bei solchen Gelegenheiten stets mehr oder weniger übervorteilt wird. Schließlich wurde ich mit einem armenischen Fuhrmann, Agop mit Namen, einig, der für die Beförderung dreißig Medschidies verlangte; es gibt Zeiten, wo man das Doppelte bezahlen muß, und so war ich zufrieden, gab dem Fuhrmann, wie es Sitte und Brauch ist, einen Vorschuß und nachdem die Pferde beschlagen und das

Gepäck untergebracht worden war, konnten wir unter Geleit eines Gendarmen nachmittags um 2 3/4 Uhr unsere Fahrt antreten, die uns in sechs Stunden bis zum ersten Nachtquartier, Tschakalihan am Irmak führte. Eine Unzahl von Ochsenwagen begegneten uns, und als der Mond aufging, blitzten überall Leuchtkäfer in dem dichten Nebel auf, der uns umgab. Von Bequemlichkeiten findet man in diesen Hans keine Spur, Brot, Landkäse, Zwiebeln und Eier sind im besten Falle vorhanden, aber ich war durch das fortwährende Rütteln in der araba und das stundenlange Liegen in derselben Stellung so ermüdet, daß ich nur wenig von dem mitgebrachten kalten Imbiß genoß und bald einschlief. Einen elenden Raum ohne jegliche Möbel hatte ich benutzt und dafür verlangte der Wirt, unverschämt wie alle diese Gesellen, ungefähr vier Mark. Ich gab ihm den vierten Teil und er war auch zufrieden. Man muß sich hierzulande daran gewöhnen, daß man von den Hanbesitzern nach Kräften geprellt wird. Dann kamen die Stationen Kavak und Kausa, die wir in einem Tage abmachten.

Der nächste größere Ort, zu dem wir gelangten, war Amasia, am Irmak, der Geburtsort Strabos und Osman Paschas, des Verteidigers von Plewna. Bevor ich die Stadt erreichte, hatte ich ein besonderes Vergnügen. Vor einem Garten mit sehr schönen Weintrauben und Melonen ruhten sich zwei junge Europäer von der Jagd aus und nach einigen Worten ergab sich, daß es ein Schlesier und ein Schweizer waren. So konnte ich wieder einmal deutsch sprechen. Es sollen in Amasia acht deutsche Familien leben mit dreißig Köpfen im ganzen. Amasia liegt in einem tiefen Gebirgskessel, in welchem zwei beträchtliche Gebirgswasser aus entgegengesetzten Richtungen zusammenströmen, mit schönen Gärten und Maulbeerplantagen. Auf einer hervorragenden Klippe sieht man ein altes Kastell. Von Interesse sind die wunderbaren, in den senkrechten Steinwänden eingemeißelten Felsenkammern mit kolossalen Nischen, Gängen und Treppen. Man nimmt an, daß sie zu Gräbern der pontischen Könige bestimmt waren.

Interessant war mir hier eine Begegnung mit dem Gendarmeriechef Mehmed beg, einem zum Islam übergetretenen Polen, der deutsch sprach. Er meinte, die Türken würden beim nächten großen Krieg sich von Europa losmachen und alle Kapitulationen über Bord

werfen. »Warum sollen wir nicht zu Hause machen können, was wir wollen«, sagte er, »wenn bei uns irgend einem Christen etwas geschieht, schreit ganz Europa Zeter und Mordio und doch werden die Christen hier besser behandelt als bei den eigenen Glaubensgenossen. Was machen die Russen nicht mit den Katholiken, ebenso die Republik Frankreich, warum mischt sich Europa da nicht hinein?« – Auf lange Erörterungen über diese Ansicht ließ ich mich nicht ein.
In der Umgegend von Amasia liegen viele Tscherkessendörfer. Unser nächstes Nachtquartier war Tschengel-han. Wir hielten unterwegs nur 1½ Stunden zur Fütterung der Pferde, und kamen nach achtstündiger Fahrt im Han an. Hier boten sich ganz eigene Genüsse. Ermüdet legte ich mich bald nieder, aber nach einigen Stunden unruhigen Schlafes wurde ich wach und fand Bett und Kleider mit Wanzen dicht bedeckt, auch die Wände waren voll Ungeziefer. Mein Wächter Salih befand sich in derselben Verfassung, aber er lag im tiefen Schlummer und hatte nichts gemerkt. Mit seiner Hilfe brachte ich schleunigst meine Sachen aus dem Zimmer und begann sie und mich zu reinigen, was fast eine Stunde erforderte, dann streckte ich mich in den Wagen. Und für dieses Vergnügen verlangte der Hanbesitzer ein türkisches Pfund. Er hielt die Pferde an und wollte uns nicht abfahren lassen. Der Gendarm wie mein Sanitätswächter und Kutscher waren feige und rührten sich nicht. Als ich mich weigerte zu zahlen, legte er gar mit seinem Martinigewehr auf mich an, seinen Bruder, einen Banditen wie er, mit einem zweiten Martinigewehr hatte er neben sich. Ich zog meinen Revolver und ließ mich nicht einschüchtern, warf ihm einen Medschidie hin und befahl dem Kutscher loszufahren. So kamen wir noch mit heiler Haut aus den Klauen dieses Halunken. Wie man sieht, ist auf Gendarmen und Dienerschaft kein Verlaß, besonders nicht, wenn man Christ ist.
Die Gendarmen stecken überhaupt mit den Hanbesitzern unter einer Decke, betreiben mit ihnen allerlei Schmuggel und da sie öfters des Weges kommen, wollen sie's mit ihnen nicht verderben, zumal sie den Hanbesitzern weder für Pferdefutter noch für Nachtlogis etwas zahlen. Als wir in einer gewissen Entfernung von Tschengelhan waren, wußte der Gendarm nicht genug von der Gefährlichkeit unseres Wirtes und seines Bruders zu erzählen. »Hätte ich nicht

Ihren Zorn gefürchtet, so hätte ich beide niedergeschossen«, sagte er zu mir. Ich wußte natürlich, was ich von dem Helden zu denken hatte. Bei der nächstfolgenden Station Turchal, die wir nach zwei Stunden erreichten, erzählte ich dem Mudir die Sache. Eine Stunde, nachdem wir Turchal verlassen, begegnete ich dem Wali von Sivas, Memduh beg, der auf Inspektion fuhr. Ich erzählte auch ihm den Vorfall, er machte sich ein paar Notizen und versprach Bestrafung des Hanbesitzers.

Turchal liegt in einer weiten schönen Talebene, in der vier beträchtliche Wasser zusammenfließen. Mehrere einzelne Felskegel ragen aus der Wiesenfläche hervor; der, welcher der Stadt zunächst liegt, ist von den Ruinen eines alten Schlosses gekrönt. Von Turchal hatten wir noch 3½ Stunden bis Tokat.

Tokat ist, wie Amasia, von Felsen umgeben, hat aber hübsche Gärten und liegt schön in einer Schlucht, welche aus hohen Bergen hervortritt. Eine scharfe Klippenwand schneidet beide Täler von einander ab, und auf dem letzten schroffen Gipfel derselben ist kühn ein altes Schloß erbaut und durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt verbunden, welche ungefähr 40000 Einwohner hat. Ein Betrieb von Kupferschmelzen existiert in der Stadt; das Erz wird, nachdem es in Argana von der Erde gereinigt worden ist, in Metallkuchen auf Kamelen sechs Tagereisen weit herbeigetragen. Die Kupferschmelzen sind auf das allerprimitivste eingerichtet.

Unser nächstes Ziel war Sivas. Wir brachen um 5½ Uhr morgens von Tokat auf. Von vorbeikommenden Reisenden hörten wir, daß am Tage vorher zwei Mollas und der Sekretär des Wilajets auf dem Wege ausgeplündert worden waren, außerdem war der Gendarmeriechef von Sivas von einem Tscherkessen, dem er das Gewehr abnehmen wollte, erschossen worden, und vier Tage vorher hatten sogar ein Hauptmann und vier Militärschüler es sich gefallen lassen müssen, daß man sie beraubte und ihnen die Säbel abnahm. Die in der Umgegend angesiedelten Tscherkessen, die in Kleinasien durch die fortwährende Auswanderung aus dem Kaukasus stetig zunehmen, sind die Urheber dieser Zustände und eine Reise bringt immer Gefahren für Leib und Leben mit sich, selbst wenn man Befehle an die Behörden mit sich führt, daß sie einem eventuell Hilfe leisten oder Gendarmen stellen sollen.

Die Türkei regiert in diesen Gegenden nur nominell, in Wirklichkeit herrscht tscherkessische Anarchie. Nach allem, was vorgefallen, fuhren wir nicht ohne Besorgnis weiter. Um 11 Uhr vormittags kamen wir in Atuantschiftlik an. Hier weigerte sich unser Gendarm, uns weiter zu begleiten, ebenso wollte der Posten in Atuantschiftlik uns keinen Gendarmen mitgeben, schließlich ritt der befehlende Unteroffizier des Postens, ein Verwandter des Gendarmeriechefs selbst mit. Abends um 6 Uhr kamen wir in Yenihan an, das Sitz eines Kaimakams ist. Auch hier bekam ich am folgenden Tage erst nach vielem Drohen einen Gendarmen. Der Sicherheit halber fuhren wir um 2½ Uhr nachts von Yenihan ab. Am Mittag erreichten wir Sivas. Auf dem ganzen Wege waren die Hanbesitzer, wie die Arabadschis Armenier, ein gemeines Gesindel. Schade, daß sie Christen sind.
In Sivas stieg ich in dem sogenannten Kasino ab, nahm in aller Eile ein türkisches Bad und ging dann aufs Telegraphenamt. Der diensttuende Beamte mit Namen Pascal, ein Armenier, war sehr gefällig. Später ging ich zur Regierung, um mir Gendarmenbegleitung für die Weiterreise zu erbitten.
Sivas liegt in einer Einöde, der Ort hat ein stattliches Aussehen mit Minarets und alten Türmen, einer Zitadelle auf einem Hügel, einer zweiten mitten in der Stadt. Die Häuser haben statt der Dächer flache Erddecken. Überall ist viel Schmutz. Sivas, die alte Sebaste, war unter den Seldschucken im elften Jahrhundert ein berühmter muhammedanischer Studiensitz.
Den nächsten Morgen verließen wir Sivas. Unterwegs wurde bei einer Mühle angehalten. Abends um 5 Uhr kamen wir nach Deliklitasch, ein Türkendorf. Hier erreichte mich eine Depesche von meiner Frau, die mir die Geburt eines Sohnes und ihr Wohlbefinden meldete. Die Dorf bewohner machten einen guten Eindruck.
Deliklitasch (durchbrochener Stein) ist die höchste Stufe des Anti-Taurus (830 m), bald darauf erreichten wir die Wasserscheide. An diesem Paß befindet sich ein kleines Dörfchen. Im Paß sieht man das Fundament eines festen Schlosses. Zu meiner Freude gab es von hier ab auf unserm Wege keine Tscherkessen mehr. Sodann kamen wir durch die Stationen Kangal, ein Türkendorf, in dem aber auch viele Armenier lebten, und Aladscha han. Der

Mudir von Aladscha-han zeigte sich sehr freundlich, ich mußte seinen Sohn, die Magd und Diener untersuchen, welche seit einiger Zeit erkrankt waren – sie hatten alle Syphilis. Nach Aladscha-han folgte Hassantschelebi-han (Dorf der Kyzilbasch). Um das Dorf herum liegen noch andere Dörfer der Kyzilbasch, einer merkwürdigen Sekte, die um ihre Religion einen undurchdringlichen Schleier zieht. Sie trinken Wein und Spirituosen, essen das Fleisch aller Tiere mit Ausnahme der Hasen und fasten niemals, selbst im Ramazan nicht. Ihre Frauen erscheinen vor Christen mit unverhülltem Gesicht, verhüllen sich aber vor Moslems. Alljährlich feiern sie ein großes Fest in ihrem Tempel, Männer und Weiber, das von wüsten Orgien begleitet sein soll.
Die Häuser von Hassantschelebi-han sind mit flachen Erdterrassen eingedeckt und liegen mit dem Rücken gegen eine Anhöhe.
Von hier fuhren wir weiter nach Hekim-han. Hekim-han ist eine Art Festung; der Hof des Hans ist von einer Mauer umschlossen und enthält einige Dutzend Hütten, eine Moschee und ein Bad. Ich begegnete hier einem Italiener, einem angeblichen Arzt, der mit einem kleinen Handkoffer in den Dörfern auf Praxis umherzog. Seine Hauptkunst bestand in der Vertilgung von Landesschnaps.
Aus Sivas waren wir mit zwei Wagen ausgefahren. Der Kutscher des zweiten Wagens fuhr unterwegs so ungeschickt, daß er bei einem Abhange die Pferde nicht mehr halten konnte und mit der Deichsel von hinten in meinen Wagen hineinfuhr. Zum Glück hatte ich hinter mir meinen Koffer, sonst hätte ich den Stoß bekommen. Der Koffer ging in Stücke, ich hatte ihn in Deutschland für 100 Mark gekauft. Von Hekim-han aus hielten wir nach einer fünfstündigen Fahrt bei einer Quelle Rast und gelangten von hier aus in zwei Stunden nach Hassan Beiderich. Durch das Stoßen des Wagens fühlte ich mich an allen Gliedern zerschlagen, die Wege sind überall miserabel, nirgends sind die Brücken in Ordnung. Mein Sanitätswächter Salih bewährte sich sehr schlecht, ich mußte mich um jede Kleinigkeit kümmern, er tat, als ginge ihn das alles nichts an. Dazu kam, daß wir uns nur sehr mangelhaft verproviantieren konnten, ich lebte in der Hauptsache von Brot, Käse, Weintrauben, Tomaten und Eiern, da es meist unmöglich war, etwas Warmes zuzubereiten.

Wir verließen Hassan Beiderich nachts um zwei Uhr und kamen um neuneinhalb Uhr morgens nach Malatia. Der Ort hat schöne Gärten und alles ist sehr billig. Die Bewohner sind Armenier und Türken. Neben dem Han fand ich einen sehr gefälligen Menschen, den Berber Mustafa Ibrahimoglu, der, Arzt und Barbier zugleich, sich meiner annahm, mich in der Stadt herumführte und beim Ankauf von Lebensmitteln unterstützte.
Malatia besteht aus mit Lehm erbauten Häusern, die Dächer sind flach und alle Höfe sind mit Lehmmauern umgeben, so daß die ganze Stadt von derselben uniform grauen Farbe ist. Im Sommer ist Malatia unbewohnt, alles zieht nach Asbusu, der Sommerstadt von Malatia, einem Städtchen, das in einem zwei Stunden langen Wald von Kirsch-, Apfel-, Aprikosen-, Nuß- und Feigenbäumen liegt. Schlanke Pappeln stehen dazwischen und ein prächtiger Gebirgsbach mit dem hellsten Wasser, von dem sich zahllose, kleine Kanäle abzweigen, rauscht durch die Straßen.
Den nächsten Tag verließ ich Malatia und überschritt nach fünfstündiger Fahrt den Euphrat (Frat) beim Dorfe Isoli. Wagen samt Pferden kamen in ein Fährboot. Es wurde zwei Stunden Rast gemacht, dann in vier Stunden Kömurdschi han erreicht, ein alleinstehendes Gebäude. Hier versuchte ich mir grüne Bohnen zu kochen, die wir zufällig entdeckten, sie wurden leider nicht gar, da mein Diener zu früh den Topf vom Feuer nahm.
Einige Sträflinge aus Kharput schliefen einige Schritte von uns. Da der Han furchtbar schmutzig und voll Wanzen war, verbrachte ich die Nacht im Wagen unter freiem Himmel.
In aller Frühe zogen wir weiter in fünfeinhalb Stunden nach Hanköj, dann in weiteren drei Stunden nach Mezre oder Neu-Kharput. Das alte Kharput liegt eine Stunde weiter im Gebirge. Vor der Stadt sahen wir verschiedene verlassene Melonengärten, wo arme Leute den Rest der Früchte nachernteten, eine Sitte, die von jedem Gartenbesitzer respektiert wird.
Abends besuchte ich den Generalgouverneur Ali beg, den ich von Bagdad her kannte, wo er Inspektor der Dette Publique war. Er spricht ausgezeichnet französisch.
Um vier Uhr morgens verließen wir Kharput und waren um ein Uhr nachmittags in Post han. Den folgenden Tag ging es um sechs Uhr morgens weiter. Um zehneinhalb Uhr waren wir in Maden,

16*

bekannt durch seine Kupferbergwerke. Nach ein paar Stunden Rast erreichten wir um fünf Uhr nachmittags Arghana, am folgenden Morgen in der Frühe um vier Uhr Karahan und um Mittag endlich Diarbekir. Man braucht im ganzen sechzehn Tage von Samsun bis Diarbekir. Ich hatte in dieser Zeit wohl kaum zweimal warme Kost gehabt, ich war auch ganz erschöpft und mein Magen vertrug nichts mehr.

Da Diarbekir keine Hotels hat, begab ich mich zunächst in eine Karawanserei. Nachdem ich in einer elenden Bude meine Sachen untergebracht, mit dem Kutscher abgerechnet, an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel und an meine Frau in Trapezunt telegraphiert hatte, besuchte ich den Dschirdis Effendi Andrea, einen Kaufmann und Junggesellen, an den ich empfohlen war und ruhte mich bei ihm den Tag über aus. Am folgenden Tage ging ich zum Generalgouverneur Hassan Beg, zum Militärkommandanten Behdschet beg, der fränzösisch sprach, und später zum fränzösischen Vizekonsul Felix Bertrand, an den ich ein Empfehlungsschreiben von seinem Bruder in Trapezunt, einem Dragoman des französischen Konsulats hatte.

Während ich Quartier suchte, genoß ich des Tages über die Gastfreundschaft des Dschirdis Effendi. Dieser fand am dritten Tage endlich eine Wohnung für mich bei einer seiner Verwandten, einer Witwe mit vier Söhnen, deren Mann vor ein paar Monaten gestorben war. Ich zahlte vier Mark pro Tag für alles. Ich siedelte sofort in der Frühe aus dem Han über.

In den nächsten drei Tagen litt ich an Fieber. Als ich mich besser fühlte, besuchte ich den Vizekonsul Bertrand – sonstige fremde diplomatische Vertreter gibt es in der Stadt nicht –, in seinem von den Kapuzinern erbauten Landhaus, das ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt in einem Weinberge lag und verbrachte den Tag mit ihm und seiner Familie. Außer mir waren der P. Präfekt der Franziskaner, ein paar Schwestern und der Dragoman des französischen Konsulats Jusuf Effendi eingeladen.

Den folgenden Tag erwiderte ich den Besuch des syrisch-katholischen Patriarchen. Er macht einen jovialen Eindruck. »Wer in Diarbekir gewesen ist, kommt später direkt in den Himmel«, sagte er mir, »denn hier macht er das Fegefeuer durch.« – Hoffentlich trifft das bei mir zu, es war das zweite Mal, daß ich nach Diar-

bekir kam. Einige Tage später zog die Familie Bertrand in die Stadt, ich wurde eingeladen, bei ihnen zu wohnen, was ich mit Dank annahm, da ich's in meiner arabischen Wohnung schlecht hatte. Kurz darauf ließ mich der Generalgouverneur rufen und teilte mir mit, daß die Cholera weitere Fortschritte gemacht und sich bereits in Mosul gezeigt habe, infolgedessen sei es notwendig geworden, an den Grenzen des Wilajets von Diarbekir Absperrungsmaßregeln vorzunehmen und ich sollte sofort dorthin abreisen. Ich telegraphierte dies an die Sanitätsverwaltung und erbat mir Verhaltungsmaßregeln, erhielt aber keine Antwort.
Den Tag darauf wurde ich wieder zum Generalgouverneur gerufen. »Warum sind Sie noch nicht abgereist?« rief er mir zu. – »Weil ich noch keine Ordre von der Sanitätsverwaltung auf meine Depesche erhalten habe«, erwiderte ich. – »Sie brauchen nicht zu telegraphieren, gehen Sie, und telegraphieren Sie nachher«, meinte er. »Ich reite heute noch nach Mardin«, fuhr er fort, »und erwarte Sie.« – Auf meine nochmalige dringende Depesche erfolgte abermals keine Antwort. Der Stellvertreter des Generalgouverneurs, der Defterdar, ließ mich nach zwei Tagen in den Medschlis (Ratsversammlung) rufen. In einem großen Saale saßen rings um einen großen Tisch der Defterdar, der Kadi, der Mufti und noch fünf andere dickbeturbante Effendis. Ohne mir einen Platz anzubieten, fuhr mich der Defterdar an: »Warum sind Sie bis jetzt nicht abgereist?« – »Weil ich trotz zweimaliger dringender telegraphischer Anfrage keinen Befehl von meiner Verwaltung dazu bekommen habe, ich habe bisher die Ordre, bis auf weiteres in Diarbekir zu bleiben.« – »Wissen Sie nicht«, fuhr er fort, »daß ein Befehl des Großveziers da ist, daß Sie sofort an die Grenze abgehen und die nötigen Sanitätskordons errichten sollen?« – »Ich kenne nur meine Verwaltung«, sagte ich, »telegraphieren Sie dem Großvezier, daß ich auf Ordres der Sanitätsverwaltung warte.« – »Sie reisen sofort ab«, erklärte er. – »Bis ich keine Ermächtigung dazu erhalte, auf keinen Fall«, sagte ich. Damit ging ich weg. Der Defterdar rief mir noch ein paarmal nach: »Gel, Doktor Effendi! (komm zurück, Doktor Effendi)», ich ließ mich aber nicht aufhalten. Unterdessen war der Dragoman des französischen Vizekonsulats in den Saal eingetreten und hatte den letzten Teil des Auftritts mit angehört. »Wissen Sie«, fragte ihn der Def-

terdar, »wessen Untertan dieser Dickschädel von Doktor ist?« – »Jawohl«, erwiderte jener, »er ist der Gast unseres Konsuls und soviel ich von diesem weiß, ist der Doktor ein deutscher Untertan.« – »Wai!« – dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch und gebrauchte einige so gemeine Schimpfworte, daß der Dragoman sich schämte, sie zu wiederholen –, »wie schade, daß er nicht ein türkischer Untertan ist, ich hätte ihn sonst samt seinem Sanitätswächter mit Gendarmen über die Grenze gebracht.« – Ich konnte wirklich von Glück sagen, so davon zu kommen, diese Leute mit ihrer unumschränkten Gewalt sind zu allem fähig. Natürlich telegraphierte ich den Vorfall an meine Behörde.

Erst den folgenden Tag bekam ich meine nötigen Instruktionen. Ich verschaffte mir Gendarmen als Begleitung und ritt mit einer Eskorte ab. Nach vier Stunden machten wir bei einer Brücke, Karakeuprü, Halt zum Frühstücken. Mme Bertrand war so liebenswürdig gewesen, mir einen ordentlichen Eßkorb für den Weg einpacken zu lassen. Überhaupt war die Familie Bertrand während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Diarbekir sehr freundlich und gefällig zu mir, ein Glück für mich in diesem verlassenen Lande ohne jede sonstige europäische Gesellschaft.

Das Wetter war im ganzen gut, die Nacht vorher hatte es stark geregnet. Es war Mitte November. Abends langten wir in Haneki sighir (das kleine Haneki) an, anderthalb Stunden weiter liegt das Dorf Haneki kebir (das große Haneki). Da es im Dorfe kein Han gibt, mußte ich im Hause eines Bauern absteigen. Die Bauern sind Kurden und recht räuberisch. Gegen Erwarten bekam ich warmes Essen aus Burghul und Milch mit Graupen, dazu süßes Getränk, bekmes schirub, wohl in Erwartung eines guten Backschisch. Wir ritten von hier aus 4 1/2 Uhr morgens ab und machten um Mittag beim Scheich-han, auch Scheich Musa ziaret, einem Wallfahrtsorte, Halt zum Frühstück. Die Gegend ist gebirgig, meist kahl, hie und da nur etwas Gestrüpp, von Ackerbau war wenig zu sehen, sämtliche Felder lagen voll Steine.

Nachmittags um 5 Uhr stiegen wir in Mardin im Hospiz der Kapuzinerpatres ab. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben aus Diarbekir von dem dortigen Kapuzinerpater Père Jean mitgebracht und wurde sehr freundlich aufgenommen. Am nächsten Tage begab ich mich zum Generalgouverneur von Diarbekir, der im Hause

des Bürgermeisters logierte. Er empfing mich sehr liebenswürdig. Ich erzählte ihm von dem Benehmen seines Stellvertreters, des Defterdars. Er setzte mich in Kenntnis über die Anordnungen, die er getroffen und ließ mir zwei Briefe an die Behörde in Nisibin und Dschezire ausstellen. Der Stadtarzt, ein Grieche, führte mich in Mardin herum und zeigte mir die Stadt. Nachmittags machte ich dem Mutesarrif einen Besuch, er machte einen guten Eindruck, soll aber ein Fanatiker sein. Später ging ich zu den katholischen Schwestern.

Die Stadt Mardin zieht sich am Fuße einer alten Festung hin. Der Weg ins Innere der Festung ist schmal und hat zu beiden Seiten Überreste von Türmen. Der Aufgang zum Kastell ist ganz aus dem Felsen gehauen und durch eine eiserne Pforte gesperrt, neben der aus christlichen Zeiten noch allerlei Figuren aus Stein gehauen sind. Der Schloßfels ist fast senkrecht. Im Innern sind Zisternen. In der Nähe auf zwei gesonderten Bergen befinden sich ganz verfallene Nebenkastelle, zwischen denen das Hauptschloß liegt. Es dient heute als Pulverdepot. Die Häuser sind aus weißen Steinen gebaut, für das Auge viel gefälliger als die schwärzlichen Häusermassen von Diarbekir. Die Gebäulichkeiten sind terrassenförmig eins über das andere gebaut, so daß man über das tieferstehende Haus des Nachbarn spazieren kann. Auf diese Weise hat man von fast allen Häusern ein prachtvolle Aussicht über die Ebene von Mesopotamien. Mardin zählt 20000 Einwohner, davon die Hälfte Christen, die anderen Muselmänner. Die Christen sind Jakobiten, Chaldäer, Armenier, Syrisch-Katholische und einige Protestanten. Die Reichsten in der Stadt sind die Muselmänner, ihr Reichtum besteht in Grundbesitz, außer ihnen gibt es nur einige wenige reiche Christen. Die herrschenden Sprachen sind das Arabische und Kurdische. Infolge der hohen Lage der Stadt ist die Luft rein und gesund, die Witterung aber veränderlich. Der Winter ist sehr streng, das Thermometer fällt bis zu — 4° bis 5° C und erreicht manchmal bis zu — 10° C, im Sommer ist die gewöhnliche Temperatur + 36° C im Schatten. Im Winter fällt Schnee, der dann vereist und so das Gehen in den Straßen gefährlich macht. Der Winter dauert vom Dezember bis Ende Februar. Der Regen fängt im November an, wird im Winter durch Schneefall abgelöst und beginnt im März wieder, um im Mai aufzuhören.

Die Wasserversorgung der Stadt geschieht mittelst Zisternen, welche vom Regen gefüllt werden. Es gibt auch einige Quellen, die aber geringen Abfluß haben. In regenarmen Jahren ist man gezwungen, das Wasser von zwei Quellen zu holen, welche an den beiden äußersten Enden der Stadt liegen.
Lebensmittel findet man in genügender Menge, Fleisch in ziemlich guter Qualität, verschiedene frische und trockene Gemüse, ebenso verschiedene gute Fruchtsorten. Die Pflaumen Mardins gehörten in früheren Zeiten zu dem berühmtesten Obst dieser Art, auch heutzutage werden noch Pflaumen von hier in toluks (Hammelhäuten) nach verschiedenen Gegenden versandt. Es gibt Milch, Fett, Öl, Wein, mit einem Worte alles, was zum Lebensunterhalt nötig ist.
Der Import nach Mardin ist derselbe wie in Diarbekir. Ausgeführt werden Fett, Galläpfel, Wolle, Ziegenleder und trockene Früchte. Die Hauptindustrie besteht in der Fabrikation von Kattun, Mamussa genannt. Die Dörfer in der Umgegend, besonders in der Wüste, liefern viel Getreide. Die Beduinen in der Wüste versorgen sich auch aus der Umgegend von Mardin mit dem Nötigen.
Wie bereits erwähnt, ist das Klima Mardins gesund und die Bevölkerung kräftig. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind Typhus, Malaria und Augenkrankheiten, besonders unter der muselmänischen Bevölkerung. Die Häufigkeit typhöser Erkrankungen ist wohl dem vollständigen Mangel an fließendem Wasser und an einem Kanalisationssystem zuzuschreiben. Der Kehricht wird auf die Straßen geworfen und bleibt meistens liegen. Die an Malaria Erkrankten holen sich ihre Krankheit aus der Ebene, wohin sie während des Sommers geschäftshalber gehen. Was die Augenkrankheiten anbelangt, so ist die Hauptursache in dem vielen Staub zu suchen, hervorgerufen durch die starken Winde, welche häufig herrschen, und dann auch in der Blendung durch die weißen Steine, deren man sich zum Bau der Häuser bedient, hauptsächlich aber in der Unreinlichkeit, zumal man sich bei Augenkrankheiten an Empiriker und nicht an Ärzte wendet. Dies ist auch der Grund für die vielen Erblindungen, hauptsächlich unter der muselmänischen Einwohnerschaft. Nicht selten sieht man Fälle von Lungentuberkulose, besonders unter dem weiblichen Geschlecht. Unter

den Kindern ist im Herbst der Croup häufig, die Pocken sind fast das ganze Jahr endemisch, ebenso die Syphilis.
Sehr bezeichnend für Mardin ist, daß die Stadt ein eigenes Diebesviertel besitzt mit einem von der Lokalbehörde anerkannten Chef. Die letzte Zählung ergab an hundert Häuser, die nur vom Raube lebten.
Unter den fremden Missionen ist zu erwähnen die Mission der Kapuzinerpatres, welche seit 300 Jahren in Mardin sind, aber infolge der politischen Umwälzungen verschiedentlich das Land verlassen mußten. Seit 50 Jahren sind sie ununterbrochen hier. Sie haben eine sehr schöne Kirche und ein Hospiz. Die Mission hängt von der Präfektur in Diarbekir ab, ebenso die anderen Missionen in Urfa, Malatia und Kharput-Mezre. Die Mission unterhält zwei Schulen für Knaben mit ungefähr 300 Schülern und für Mädchen mit ungefähr 400 Schülerinnen, wo sechs französische Schwestern unterrichten. Der Unterricht in diesen beiden Schulen ist unentgeltlich. Man ist bestrebt, Muselmännern wie Christen Gutes zu tun. Es gibt sechs katholische Kirchen, die meist neuerdings gebaut sind, nur die armenisch-katholische ist alt, sie datiert aus dem vierten Jahrhundert.
An Moscheen gibt es zwanzig, davon eine sehr große, außer dieser ist sehenswert die Dschami medresse, unterhalb der Festung, deren Tor mit Arabesken geschmückt ist. Die Muselmänner gehören meist der Hanefi-Sekte an. Die Methodisten-Mission hat ungefähr siebzig Familien, hierzulande Prot genannt, eine Abkürzung des Wortes Protestant. Sie besteht seit 50 Jahren.
Dann gibt es noch anderthalb Stunden außerhalb der Stadt ein Kloster, den Jakobiten gehörig, Deir es Zafran. Endlich besteht noch die Mission des tausendjährigen Reiches. Die Mitglieder dieser Mission glauben, daß Christus nochmals auf die Welt kommen und dann tausend Jahre regieren werde.
Ich verließ Mardin um 2 Uhr nachmittags. Es dauerte eine geraume Zeit, bis wir aus der Stadt kamen, denn in den engen Straßen stießen wir mehrmals mit hereinkommenden, mit Holz beladenen Eseln und Maultieren zusammen. Vor dem Stadttore traf ich den Frère Salvatori hoch zu Roß, er war gekommen, mich eine kleine Strecke Weges zu begleiten. Abends 5 Uhr machten wir in Harin, einem Kurdendorfe Halt. Wir übernachteten in einem Bauernhause.

In der Frühe um 6 Uhr brachen wir auf. Von hier ab ist der Weg eben und gut, der Boden scheint fruchtbar zu sein. Nachmittags kamen wir nach Nisibin und stiegen beim Kaimakam ab. Derselbe machte einen guten Eindruck, trinkt viel Mastix und scheint ein lebenslustiger Herr zu sein; die Leute beklagten sich hauptsächlich über sein vieles backschisch-nehmen. Nisibin ist ein elendes Nest. Die Stadt hat eine Vergangenheit, ist heute jedoch in vollem Verfall. Sie hat ungefähr 1000 Einwohner, Muselmänner, Kurden, Juden, Christen, besonders Jakobiten. Die Bewohner beschäftigen sich meist mit Ackerbau und dem Handel mit Landesprodukten, die wenigen hier lebenden Christen sind Weber.
Das Klima ist heiß und ungesund. Die Temperatur fällt im Sommer nach Mitternacht sehr stark, so daß die Leute, welche auf den Terrassen schlafen, sich allerlei Krankheiten holen. Da die Umgegend sumpfig ist, sind Malaria-Erkrankungen, besonders die perniziösen, an der Tagesordnung, sie wechseln neun Monate des Jahres mit den typhösen Fiebern ab. Die Einwohner leben ganz erbärmlich und ernähren sich in der Regel von Brot aus Gerste oder Mais. Man sieht in der Straße kaum ein gesundes Gesicht.
Aus Nisibin ritt ich nicht direkt nach Dschezire, sondern machte einen kleinen Umweg, um die Quarantänestationen zu besichtigen. Wir kamen zunächst nach Hadschibedr. Der Ort ist zum Wohnen für die Soldaten im Winter nicht geeignet, da es ringsherum keine Wohnungen gibt. Wir passierten zwei Zeltlager der Tair-Araber. Das Land ist überall eben und guter Boden. Abends stieg ich im Kurdendorfe Tel Schair im Hause des Suleiman Aga ab, da dieser der Chef des Dorfes ist. Auch hier beklagten sich die Leute sehr über die Willkür und Bestechlichkeit der Beamten. An den beiden folgenden Tagen berührten wir nur kleine Kurdendörfer. Die Bewohner sind überall arm, ihre Wohnungen kleine Erdhütten, ihre Kleidung besteht meist aus Lumpen und ihre Gastfreundschaft läßt zu wünschen übrig. Die Morgenstunden – wir hatten den 22. November – waren recht kalt, erst gegen zehn Uhr, wenn die Sonne durchbrach, fing es an wärmer zu werden. Am dritten Tage erreichten wir Dschezire.
Da nirgends ein Unterkommen zu finden war, die Hans auch selbst für Tiere nicht brauchbar sind, stieg ich bei den Dominikanern

ab, die hier eine Mission haben. Die Patres sind zu zweien, der eine von ihnen, Père Joseph Galland, ist der Superior, der zweite, Père Charan, übt unentgeltlich die ärztliche Praxis aus. Die Mission von Dschezire ressortiert von Mosul, wo ein Delegierter ihres Namens für ganz Mesopotamien und Kurdistan residiert. Man nahm mich anfangs nicht sehr bereitwillig auf, wurde aber mit der Zeit freundlicher. Mein erster Gang war zum Gouverneur, um mit ihm das Nötige zum Schutze der Stadt gegen eine Choleraepidemie zu besprechen. Da nur ein Dutzend Soldaten am Platze waren, wurden diese nach Kerik-Abbas und Zoghat geschickt, zwei Dörfern im Süden von Dschezire auf dem Wege von Mosul. Außerdem wurden Gendarmen an der Brücke postiert, um die Karawanen daran zu verhindern, in die Stadt zu kommen. Die nötigen hygienischen Maßnahmen für die Stadt selbst wurden ebenfalls besprochen; ich war aber im voraus überzeugt, daß nur solange etwas geschehen würde, wie ich da war, und nach meiner Abreise niemand mehr daran denken würde, meine Anordnungen zu befolgen.

Dschezire, arabisch Jusal, am Tigris gelegen, ist Sitz eines Kaimakams und von Mardin abhängig. Die Stadt ist von einer Mauer umgeben, an welcher sich viele arabische Inschriften befinden. Die Verbindung mit dem gegenüberliegenden Ufer geschieht mittels Barke oder einer defekten Schiffsbrücke. Das Aussehen der Stadt ist recht traurig infolge der vielen Ruinen, welche durch Epidemien und die Verwüstungen der Kurden entstanden sind. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 5000, meist Kurden. Christen zählt man 600 Seelen, Katholiken, Syrische Chaldäer, an 80 Häuser. Es gibt einen katholischen Bischof vom Chaldäischen Ritus, dessen Diözese außer den 60 Familien in Dschezire einige zwanzig, meist verfallene Dörfer umfaßt. Die Kirche der Chaldäer ist sehr alt, sie heißt Mar Dschirdschis, stammt aus dem Anfang des Christentums und enthält viele Inschriften in alter chaldäischer Sprache. Ferner gibt es einen Bischof der Jakobiten, dessen Diözese, außer Dschezire, 30 Familien in 5 Dörfern zählt. Sodann ist die protestantische amerikanische Mission zu erwähnen, welche nur ein paar Proselyten hat. Ab und zu kommen protestantiche Missionare durch. Im Innern der Stadt leben die Christen in Frieden, aber außerhalb der Stadt werden sie von den Kurden vom Bohtan, besonders von

den Agas von Chernach, einem Dorfe acht Stunden von Dschezire, unterdrückt und belästigt. Die große Moschee in Dschezire ist eine alte christliche Kirche der 40 Märtyrer. Von Juden zählt man an die 20 Häuser.
Die Bewohner sind hauptsächlich Weber, Schuster und Schneider. Dann gibt es ein ganzes Viertel, das von Kelekdschis bewohnt wird, welche den Tigris hinunter nach Mosul fahren, nur wenige fahren bis Bagdad. In der Winterzeit ist Dschezire voll von Bettlern, die aus den naheliegenden Bergen herunterkommen, so daß in manchen Jahren dadurch die Einwohnerzahl auf das Doppelte steigt. Dies vermehrt natürlich die Unreinlichkeit, besonders in den verfallenen und leeren Grundstücken. Im Frühjahr und Herbst findet eine große Bewegung von Nomaden und Händlern statt, sogenannten Kotschers, Aufzüchtern von Schafen und Ziegen.
Die Ausfuhr besteht in Galläpfeln, Ziegenhaaren, Sesam, Oliven Baumwolle, Schafen, Ziegen, Hasen- und Marderfellen.
Die Häuser sind zweistöckig, das Erdgeschoß ist aus dunkelblauen und weißen Steinen gebaut, was den Wohnungen ein originelles Aussehen verleiht. Die Straßen sind über alle Begriffe schmutzig, eng und schlecht gehalten.
Das Leben ist billig. Es gibt allerlei Früchte und Gemüse und Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse und Erbsen. Im Winter lebt man von Reis und Linsen, im Sommer von Früchten und Mehlspeisen. Fleisch wird selten gegessen.
Das Klima ist ungesund. Im Sommer steigt das Thermometer auf $+ 38 - 40^0$ C, im Winter sinkt es nie unter Null. Die Hauptkrankheiten sind Wechselfieber, Typhus, Augenkrankheiten, Syphilis, Gonorrhoe, Magen- und Darmkrankheiten bei Kindern und Skrofulose. Ein Stadtarzt und Apotheker sind nicht vorhanden, obwohl die Stadt des öfteren darum ersucht hat und die Mittel dazu besitzt.
In der Umgegend von Dschezire findet man viele Altertümer, besonders griechische und kufische in Silber und Kupfer.
Nach einem Aufenthalt von einer Woche ritt ich nach Peschkhabur, das ich nach acht Stunden erreichte. Das Dorf ist meist von Christen (Chaldäern) bewohnt. Auf den Landkarten liest man irrtümlich Feschkhabur, der Ort heißt kurdisch Peschkhabur, das heißt vor dem Khabur. Unterwegs kamen wir an einzelnen

verlassenen Dörfern vorbei, wie man sie auch schon von Nisibin ab antrifft. Die bereits erwähnten Kotscher (Kurden), die hier herum nomadisieren, sind Schuld daran.

In Peschkhabur fand ich neun Mann Kordonwache, vollständig ungenügend, da an vielen Stellen passierbare Punkte sind und der Tigris zur Zeit seicht ist. Die Kelekdschis, mit der Gegend gut bekannt, vermitteln den Schmuggel nach Dschezire und Diarbekir.

Von Peschkhabur ritt ich am nächsten Tage eine Stunde weit nach Deirabun im Gebirge. Der Ort ist von Jeziden bewohnt. Hier fand ich sieben Mann Kordonwache auf dem Wege von Mosul. Von Deirabun ritten wir beim Dorfe Beidar (Christen) vorbei, in vier Stunden nach Zakho. Ich stieg beim Kaimakam ab. Er war ein Tscherkesse und machte einen guten Eindruck. Ich verständigte mich mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln und setzte mich mit dem Militärkommandanten des vierten Armeekorps in Erzindschan sowie mit dem Gouverneur von Van in Verbindung, um die nötige militärische Hilfe für die Sanitätskordons zu erhalten, welche die Herren auch bereitwilligst gewährten. Darauf errichtete ich vor Zakho ein Lazarett unter Zelten. Es läßt sich leicht denken, daß es öfters Leute gab, welche die Kordons durchbrachen, sie wurden meistens erwischt und dann ins Lazarett gesteckt.

Zakho ist der Sitz eines Kaimakams und Hauptort des Khabur-Tales, auf einer Insel des Khaburflusses gelegen. Der Ort mit seinem kastellartigen Konak ist durch eine Steinbrücke mit dem linken Ufer verbunden und liegt ungefähr zehn Meter über dem Wasserspiegel. Zakho ist ganz unansehnlich und ohne jede Bedeutung, hat zwei solide Hans aus Sandstein und einen kleinen Bazar, der aber nur das Notdürftigste enthält. Am linken Ufer befindet sich ein Schutt- und Trümmerhaufen, Alt-Zakho genannt. Der Konak, Regierungssitz, hat ein schloßartiges Aussehen, ist sehr solid gebaut, liegt aber jetzt zum Teil in Trümmern. Von Regierungsbeamten ist nichts zu sehen, niemand kommt zum Kaimakam, der wegen Mangel an Arbeit die meiste Zeit in seinem Harem verbringt, was man ihm übrigens nicht so sehr verdenken kann, da er erst seit einem Jahre verheiratet ist. In seinem Amt standen ein Dutzend guter Stühle und eine Chaiselongue, die aber mit einem wackligen Tisch und ein paar groben Matten das einzige

Ameublement bildeten, auf dem fingerdicker Staub lag; selbst ein Fenster fehlte, so daß ich die Öffnung mittels Sacktuch vernageln ließ. Im übrigen zeigte sich der Kaimakam als ein liebenswürdiger, gastfreier und geweckter Mensch.

An Einwohnern gibt es zweitausend Seelen, davon sind dreiviertel Juden, der Rest Christen und Kurden. Die Juden treiben durchweg Handel und sind Maultiertreiber zwischen Mosul und Dschezire. Die Armut ist allgemein und der Schmutz unglaublich, auch die Häuser sind miserabel gebaut. Ein kleiner Fluß Khabur, der sich in den Tigris ergießt und nicht mit dem Khabur des Euphrat zu verwechseln ist, fließt am Südende der Stadt vorbei. Ein Kanal, der an diesem Flusse anfängt und endet, umgibt Zakho an den drei anderen Seiten.

Mit dem Kaimakam Ibrahim Beg und dem Bürgermeister Iusuf Aga, einem ziemlich ordentlichen und zugänglichen Menschen – vom Kaimakam sehr protegiert – folgte ich bald nach meiner Ankunft einer Einladung des hiesigen Tekkescheichs Salih, dem zikr (Gebete) der Derwische beizuwohnen. Die Derwische gehörten dem Orden des Raʿfii an, so genannt nach ihrem Stifter Seid Ahmed Raʿfii. Zuerst wurde unter Gesang und Handtrommel eine Art Tanz, ähnlich unserm Ballet, von zwei Derwischen (der eine war ein Gendarm) aufgeführt, dann folgte unter dem steten Rufe Allah hai (Gott ist anwesend) ein halbstündiges Vorwärts- und Rückbewegen des Oberkörpers. Zwei der Derwische fielen zuletzt betäubt hin. Dann wurde eine Pause gemacht, in der ein gewisser Sadullah Effendi, auch dem Orden angehörend, aus dem Koran vorlas. Inzwischen wurde eine Pfanne auf dem Feuer glühend gemacht und als der Koranleser geendet, trat Scheich Salih vor das Feuer, tat, als wenn er ein Gebet spräche, machte mit der Hand eine Bewegung über der Pfanne, faßte sie mit den Händen und warf sie einem hinter ihm stehenden Derwische zu, der sie in den Händen hin und her bewegend und auf den Kopf setzend, tänzelnd die Stube zweimal auf und ab trug, dann warf er sie einem zweiten Derwische zu, der die nämliche Übung ausführte. Hierauf streute Scheich Salih mit der Hand glühende Kohlen zwischen den Sitzenden aus und ließ die Derwische darauf tanzen. Die Handtrommel spielte fortwährend. Scheich Salih wollte uns noch andere Keramet (Wunder) seines Ordens zeigen,

unter anderem ein Säbelkunststück. Der Kaimakam und ich widersetzten uns jedoch, weil dabei schon öfters Unglücksfälle vorgekommen sind. Während der ganzen Zeit wurden wir mit Kaffee, Zigaretten und Sorbets bewirtet.

Den nächsten Morgen machte ich dem Bürgermeister in der Munizipalität einen Besuch. Er beklagte sich bitter darüber, daß die Einwohner von den Beamten und der Regierung so ausgesogen würden. »Wer nur etwas hat«, sagte er, »dem machen sie eine Intrigue, um ihm die wenigen Piaster, die er noch besitzt, abzunehmen. Bei uns ist es so«, fuhr er fort, »hat einer Geld, so trachten die Regierungsbeamten, es ihm abzunehmen, hat er einen gut gewachsenen Jungen, so nehmen sie diesen, um ihn zu verderben, hat er eine hübsche Frau, dann werfen sie gleich ein Auge auf sie, die Bevölkerung ist ganz heruntergekommen; dazu kommt noch, daß der Sultan überall Dörfer und Ländereien zu seinem Privateigentum macht. Die Einnahmen des Staates leiden dadurch ungeheuer und wer muß sie ersetzen? Wir, die armen Bürger! Die Christen sind noch schlimmer daran, sie sind in den Händen der Kurden begs. Letzthin schrieb mir ein Kurden beg, von dem ich Geld zu verlangen habe, daß er augenblicklich nicht bei Kasse sei. Er werde aber nächstens seinen Christen verkaufen (er schrieb benim christianim satajim), d. h. einem andern Kurden beg übergeben, alsdann werde er zahlen.« – Die Christen werden als Ware betrachtet, gewissermaßen als Leibeigene. Der Kurden beg beschützt seinen Christen oder Gjaur, wie er sich ausdrückt, in der Regel ganz gut und es sind unter den Kurden begs oft förmliche Fehden wegen Ermordung oder Beraubung eines Christen geführt worden. So erzählte der Bürgermeister.

Im Lazarett von Zakho, das außerhalb der Stadt unter Zelten eingerichtet war, hatte ich nur sehr wenige Passanten, unter diesen einen gewissen Said Pascha, Mutesarrif von Sört und einen Dr. Elias, Militärarzt, der nach Damaskus versetzt war. Unter dem Personal waren einige aus meinem früheren Posten in Khanekin.

Da die Cholera in Mosul abnahm, verließ ich am 9. Dezember Zakho. Von Zakho ritt ich nach dem sechs Stunden weit entfernten Dorfe Nahrovan. Der Ort ist von Jakobiten bewohnt, recht unfreundlichen Christen. Ungern gab man uns Platz in einem Hause,

wo ich neben den Büffeln und Kühen mein Bett aufschlagen lassen mußte. Die Häuser der Dorfbewohner sind überall in der Gegend die primitivsten, die es gibt. Meist besteht das ganze Haus aus einem großen Raum, der durch zwei Scheidewände, welche aber nicht bis zum Plafond reichen, in drei Teile geteilt ist. Sehr oft mußte ich in diesen Häusern neben dem Vieh schlafen. Unser Karawanenführer Ibrahim, ein Jude, erwies sich als recht gefällig und brav. Der mitgenommene Gendarm ließ uns dagegen im Stich, ich ritt von hier mit dem Sanitätswächter Salih und Ibrahim allein weiter. Unter starkem Regen erreichten wir am folgenden Tage glücklich Dschezire. Um die angekommenen Depeschen zu beantworten und um Maultiere für die Weiterreise zu beschaffen, blieb ich hier einen Tag.
Die nächste Station nach Dschezire war Batersan, das wir erst abends nach 9½ stündigem Ritt erreichten. Der Weg war sehr beschwerlich, steinig und durch den fortwährenden Regen sehr schmutzig. Als wir abends beim Feuer saßen, erzählte ein Kurde dem andern, daß man in Mosul Medikamente gegen die Cholera anwende. »Ist es wahr«, fragte mich der Scheich des Ortes, Seid Rasul, »daß es ein Medikament gegen Abu mizrak [1] (Cholera) gibt?« – Nachdem ich darüber meine Ansicht ausgesprochen, rief er ganz entrüstet: »Gott, Gott, welch' ein Unglauben, sie mischen sich in Gottes Werk.« – Wie überall in der Türkei, so auch hier, werden die Quarantäne und überhaupt die Maßregeln gegen epidemische Krankheiten nicht nur vom Volke, sondern auch von den meisten Regierungsbeamten als Gotteslästerung angesehen.

Von Batersan aus erreichten wir nach einer Stunde die Poststation Deyrun, die auf einem kleinen Hügel liegt und nach einem 6 stündigen Ritte Kündike. Es regnete noch fortwährend. Ein Ritt von 7 Stunden brachte uns nach Nisibin, wo ich dieses Mal in der Lokalbehörde abstieg. Der Kaimakam war nach Mardin in Untersuchung, er hatte einen türkischen Mörder nach dessen Gefangennahme gegen einen Backschisch von sechs türkischen Pfund und

[1] Wörtlich »Vater der Lanze.« Es herrscht der Glaube, daß zur Cholerazeit viele Lanzenträger, natürlich unsichtbar, von Allah ausgesandt werden. Wer mit der Lanzenspitze getroffen wird, stirbt sicher, wer mit dem anderen Ende berührt wird, bekommt zwar die Cholera, kann aber genesen.

DIARBEKIR.





ein Maultier laufen lassen. In zwei weiteren Tagereisen und $7^{1}/2$ Stunden wurde Mardin erreicht. Ich stieg im Hospiz der Kapuziner ab. Wir blieben hier einen ganzen Tag, den ich zum Ankauf von silbernen kurdischen Armbändern im Bazar benutzte, die sehr schön gearbeitet sind.

Von Mardin aus ritten wir in zehn Stunden nach Khanikikoj und von hier in neun Stunden nach Diarbekir. Es regnete fortwährend. Die Wege waren voll Schmutz. Vor Kara Koprü passierten wir den Tigris, dann vor den Gärten nochmals. Ich wurde wieder beim französischen Konsul Bertrand aufgenommen, wo ich europäische Bequemlichkeit hatte. Der Weg von Dschezire hierher war sehr beschwerlich gewesen. Mein Sanitätswächter mit dem Gendarmen mußten unserm faulen Karawanenführer stets helfen, die Tiere zu beladen und ihn dann erinnern, die Maultiere zu füttern. Er hatte früher drei Jahre im Mardiner Gefängnis gesessen. Meine Abwesenheit von Diarbekir hatte 34 Tage gedauert. Ich bekam Ordre, hier zu warten.

Wir befanden uns im Januar. Anfangs April fiel Schnee, aber nicht viel, dann kam Regen.

Da ich in Diarbekir nichts zu tun hatte, sah ich mir die Stadt näher an. Ein französischer Spruch sagt von Diarbekir mit Recht: Pierres noires, chiens noirs, coeurs noirs (Schwarze Steine, schwarze Hunde, schwarze Herzen). Damit ist der Ort ziemlich erschöpfend beschrieben. In Diarbekir ist die Grenze der arabischen Sprache. Die Gründungsgeschichte der Stadt reicht in die Zeiten des Alexander Severus um 230 n. Chr. zurück. 349 wurde sie durch Konstantin zu einer starken Festung umgestaltet, um die Tigrislinie zu sichern. Kara Amid (die schwarze Amid), wie die Türken sie nennen, hatte viel unter dem unaufhörlichen Kampf zu leiden, den Römer, Perser, Araber, Griechen, Kurden, Turkomanen und Türken im Laufe der Jahrhunderte um den wichtigen Platz führten. Sie liegt auf dem Plateau eines Basaltfelsens auf dem rechten Tigrisufer, nicht unmittelbar am Strom, 2400 Fuß über dem Meeresspiegel und etwa 100 Fuß über dem Tigris, der im Sommer gegen 100 Meter breit ist, doch zeitweise bis zur fünffachen Breite anschwillt. Eine 30—40 Meter hohe Mauer mit 82 50—60 Fuß hohen und 15—20 Fuß breiten Türmen umgibt die Stadt. Sie entstammt dem 12. Jahrhundert, einige Teile sogar dem vierten und trägt

zahlreiche Inschriften, die meisten arabisch, einige in kufischer, manche sogar in lateinischer und griechischer Schrift. Von den früheren Doppelmauern mit starken Wölbungen stehen noch Reste, in Trümmern liegt auch die Zitadelle mit ihren sechzehn Türmen. Hier befand sich von jeher der Sitz der Regierung, für die vor einigen Jahren ein neuer Konak erbaut worden ist, neben dem noch eine kleine Kaserne und das Stadtgefängnis stehen. Diarbekir hat vier Tore, Jeni Kapusi, Mardin Kapusi, Rum Kapusi und Dagh Kapusi. Mardin und Dagh Kapusi werden nachts offen gelassen, Jeni und Rum Kapusi aber geschlossen. In nächster Nähe der Tore liegen die Friedhöfe sämtlicher Gemeinden, ein großer Schaden für die öffentliche Gesundheit.

Von weitem bietet Diarbekir einen malerischen, wenn auch ernsten Anblick, es gleicht einem schlecht unterhaltenen Grabe, da alle Häuser aus schwarzem Stein oder Lehm bestehen. Aber wenn man eins der Tore passiert hat, ändert sich das Bild. Ich hatte in den ersten Tagen meines Aufenthalts das Gefühl der Beklemmung, auf die Dauer greift's einem an die Nerven. Die Gebäude sind düster und eng aneinander gedrängt, die Straßen eng und winkelig, selten breiter als drei Meter, ausgenommen die Bazare. Die Türen sind, besonders im christlichen Viertel, nach altem Brauch sehr klein, zum Schutz bei Unruhen und um das Eindringen von Reitern zu verhüten. Die enge Bauart und der hohe Mauerring schließen den Luftzug fast ganz ab, dazu liegen an den Stadttoren nicht selten tote Maultiere, Kamele und Pferde. Auf den freien Plätzen ist allerlei Unrat aufgehäuft, die Kadaver von Hunden und Katzen sieht man überall. Die Abzugskanäle sind schlecht angelegt und haben kein genügendes Gefälle, so daß der Unrat stehen bleibt. In manchen Stadtvierteln fehlen sie ganz, so im Stadtviertel Rumkapu. Hier liegen auch die Schlachthäuser, der Abfall wird in einen kleinen Bach geworfen, der durch einen Teil der Stadt fließt. Daß es in den Bazars, wo die Lebensmittel verkauft werden, überall an Reinlichkeit fehlt, läßt sich denken. Fliegen, Wespen und anderes Ungeziefer macht sich breit; die Indolenz der Leute hält es für sündhaft, die Tiere zu verjagen. Auch die Hans strotzen von Schmutz, ihre Höfe sind wahre Infektionsbrutstätten. In fast allen gibt es Wasserbassins zum Tränken der Tiere, auch die Menschen schöpfen ihr Wasser daraus zum Trinken und für den Hausgebrauch.

Verdorben ist auch das sonst gute Trinkwasser, das von Karadschadagh hergeleitet ist. Die Zuleitungsröhren weisen oft Löcher auf, die man, statt sie auszubessern, mit Dünger verstopft. Ein Teil des Wassers passiert auch Reisfelder, ehe es in die Stadt gelangt.

Das Klima ist nicht gesund. Typhus ist häufig, ebenso Wechselfieber, Augenkrankheiten und Rheumatismus. Syphilis ist stärker verbreitet als anderwärts. Selten sieht man einen Menschen von gesunder Gesichtsfarbe, alle haben eine gelbe Haut und eine schwache Gesundheit. Während der Hitze bauen sich die reichen Moslems Hütten am Tigris, fast im Wasser, wo sie die Nächte mit ihren Familien verbringen. Die Christen ziehen in die Klöster in Katerbil, in Alipunar, in Hasköj und in Tscharuchi-Köj. Frühling und Herbst sind die angenehmsten Jahreszeiten, im Winter ist es sehr kalt, das Thermometer fällt bis zu — 12° C; der Sommer ist sehr heiß, es steigt bis zu + 40° C.

Die 30000 Köpfe zählende Bevölkerung ist ein buntes Gemisch. Den 10000 Moslems stehen gegenüber 8700 gregorianische Armenier, 2000 syrische Jakobiten, 1600 Chaldäer, 1200 katholische Armenier, 1000 Protestanten, 500 katholische Syrier, 300 Griechisch-Orthodoxe und 1500 Griechisch-Katholische. Jede dieser Gemeinden hat ihre eigene Kirche und Schule, die Gregorianer besitzen sogar zwei Gotteshäuser. Die Christen spielen im Handel die erste, man kann sagen, die einzige Rolle, sie haben Industrie und Gewerbe vollständig in Händen, sind meistens Grundbesitzer und zum Teil sehr bemittelt. Eine Kapuziner-Mission ist seit ungefähr 200 Jahren, allerdings mit Unterbrechungen, hier tätig und hat, besonders im letzten Jahrzehnt, an Wichtigkeit gewonnen. In ihrer Knabenschule wird französisch, türkisch und arabisch gelehrt, daneben besteht eine von fünf französischen Schwestern geleitete Mädchenschule. Von Zeit zu Zeit kommen amerikanische Methodisten-Missionare nach Diarbekir. Die Moslems sind in der Abnahme begriffen. Außer den Beamten und einigen größeren Grundbesitzern sind es meist ärmere Leute, die als Gärtner, Pferdehändler, Trödler, Lastträger, Diener bei Muselmännern, sehr selten bei Christen, ihren Unterhalt gewinnen. Die einzige Industrie, die sie betreiben, ist die der Leblebidischi (Süßigkeitenverkäufer); außerdem gibt es ein paar Pfeifenhändler, Sattler, Ladenbesitzer und einen Schneider. Sie besitzen achtundzwanzig Moscheen,

17*

zweiunddreißig kleine Moscheen, eine Vorbereitungsschule für Militär- und Zivildienst, fünfunddreißig Elementarschulen, eine Mädchenschule, sieben Bibliotheken und fünf Derwischklöster. An Juden gibt es achtzig Familien, arme Leute, die sich als Hausierer und Krämer nähren. Die Landbewohner (d. h. außerhalb der Stadt) sind meistens Kurden.

Im allgemeinen ist die Lage der Bevölkerung schlecht, eine Reihe von Mißernten und Heuschreckenfraß haben die Gegend heimgesucht und viele Einwohner sind nach Rußland, in die Küstengebiete des Mittelmeers, einzelne sogar nach Amerika ausgewandert. Und doch wäre es möglich, durch Ackerbau und Betrieb der Bergwerke das Land zu heben, wenn es nur Transportmittel und den nötigen Schutz gäbe, daran fehlt es und so geht alles zurück. Auch das ganze Mesopotamien mit seinem fruchtbaren Boden bleibt unbebaut und wenn einmal eine gute Ernte kommt, hat der unglückliche Landmann nichts davon, denn auf ihm lasten rückständige Steuern und Schulden. Bezeichnend genug ist, daß nur fünfzehnhundert Kilometer von Diarbekir entfernt bei Arghana Maʿden gute Kupferminen unbenutzt liegen und das Wilajet sein Kupfer aus England bezieht.

Einen traurigen Einblick in die Verhältnisse gibt folgendes Schriftstück, das im August 1889 von dem Patriarchen der Jakobiten, Bedros III., an die türkische Regierung in Konstantinopel gerichtet wurde und von dem ich eine französische Abschrift erhielt, die ich ins Deutsche übersetze:

Abschrift der Klageschrift, die von den christlichen Einwohnern der Dörfer Sari und Basbarin infolge der in den genannten Dörfern vorgefallenen Ereignisse bei der Regierung eingereicht worden ist:

»Der Chef der Gendarmerie von Midiat (Wilajet Diarbekir, Sandschak Mardin), Mehmed Agha, hat, um einem gewissen Hanna Heido aus dem Dorfe Sari festzunehmen, gegen alle Billigkeit und das Verbot S. M. des Sultans, die ganze Familie des Hadjo, eines der bekanntesten Banditen unserer Gegend, sowie einige Kurden, deren Personen wir nicht näher angeben können, und Soldaten, die die Räuberhauptleute bezeichnet hatten, zusammenberufen und nach unserem Dorf geschickt. Diese haben mit etwa dreißig Reitern acht Tage lang unser Dorf belagert, achtunddreißig unserer Verwandten und Nachbarn, deren Namen oben angegeben sind, ermordet, zwei Frauen den Bauch aufgeschlitzt, so daß die Frucht heraustrat, außerdem acht Personen schwer verwundet, schließlich haben sie unerhörte Scheußlichkeiten verübt, unsere Habe mitgenommen, unsere Herden und

unser Geld geraubt, unsere Häuser verbrannt und unsere Felder verwüstet. Wir sind wegen dieser Gewalttaten wiederholt bei der Ortsbehörde und hauptsächlich beim Mutesarrif von Mardin vorstellig geworden, aber man hat sich taub gestellt, man hat unsere Bitten um Gerechtigkeit nicht berücksichtigt, weil man zu vertuschen wünscht, daß Soldaten beteiligt waren und weil man die Personen, die diesen Raubzug angestiftet hatten, schützen wollte. Da die betreffenden Gewalttaten gegen den Willen S. M. des Sultans begangen worden sind, bitten wir Ew. Exzellenz untertänigst, Sie möchten die Übeltäter nach dem Gesetz bestrafen und unser gutes Recht wahren.«

Viele Gärten am Tigris erstrecken sich südlich und östlich von der Stadt. Unterhalb von Diarbekir gelegen, nehmen sie fortwährend alle Kanäle in sich auf, die sich hier ergießen, so daß sie förmliche Sümpfe bilden. Sie sind ein Herd von perniziösen Fiebern, aber sehr ertragreich. Viele Gemüsesorten werden darin gebaut. Besonders berühmt sind die Wasser- und Zuckermelonen von Diarbekir. Diese werden längs des Flusses in Gräben von einem Fuß Tiefe gepflanzt, ebenso Kürbisse, Gurken usw. Man düngt sie mit einer Mischung von Schlamm, Mist und Taubendünger, die besser sein soll als Guano. Jenseits des Tigris befindet sich ein Taubenturm, in dem tausende von Tauben ein- und ausfliegen. Die Melonen erreichen durchweg über vierzig Kilo Gewicht, es gibt welche, die achtzig Kilo erreichen. Man baut auch Getreide, verschiedene Gemüse wie Bohnen, Spinat, bamie, batlindschan, Tomaten usw. Die Früchte sind ziemlich schmackhaft, die Pfirsiche von Diarbekir sind berühmt, auch die Weintrauben. Im Frühjahr blühen in diesen Gärten Massen von Rosen und Veilchen. Sehr beliebt sind sie ferner als Volksbelustigungsplätze, besonders die Gärten am Tigris zwischen dem Dagh Kapusi und Rum Kapusi. Hier versammeln sich Männer und Frauen, hauptsächlich im Herbst, beim Glase Raki. Meistens sind es zweifelhafte Subjekte, es wäre unklug, sich unbewaffnet hinaus zu begeben, zumal allerlei Gesindel sich in die Gärten flüchtet, wo es sicher ist, von der Polizei nicht gefunden zu werden. Es wird gesungen, musiziert und fleißig getrunken, dabei übt man die Kunst, sich beim Zutrinken gegenseitig ein volles Rakigläschen zuzuwerfen. Die Frauen sollen sich darin besonders auszeichnen. Der Raki von Diarbekir ist berühmt, er wird von Trauben gemacht und sieht rötlich aus. Bei meiner Abreise schenkte mir ein Bekannter vier Flaschen, die ich nach Trapezunt mitnahm, wo sie zur Berühmtheit wurden.

Sehenswert ist eine schöne Brücke mit elf Bögen, welche eine halbe Stunde außerhalb der Stadt von Mardin Kapusi aus liegt; sie datiert von Khalif Haschim, dem Omayaden.
In seinem Handel ist Diarbekir von Aleppo abhängig, von hier aus beziehen die Kaufleute ihren Bedarf. Direkte Verbindungen mit Europa sind kaum vorhanden. In Aleppo werden die Produkte des Wilajets Diarbekir verkauft und auch von hier exportiert.
Eingeführt werden Baumwolle, Kattun, Indigo, Kupfer, Petroleum, Büffelhäute, Kaffee, Tuch, Wollwaren, Zucker, Salmiak, Zinn, Zündhölzer, gegerbte Felle, Eisen, Papier, Feze, Färbewaren, bedruckte Taschentücher, Uhren und Juwelen, Shawls, Teppiche, Tombak und verschiedene andere kleine Artikel. England nimmt den ersten Platz ein.
Ausgeführt werden nach anderen türkischen Provinzen: Schafe und Ziegen, Kupfer von Arghana-Ma'den, Seidenstoffe und Wolle, Reis, Bauholz, Fett, Seidenraupen, Ziegenfelle, Rohseide.
Die Industrie ist unbedeutend und sehr primitiv. Man macht aus einer glänzenden Kohle, schwarzer Bernstein genannt, schwarze Zigarettenspitzen, auch wohl Rosenkranzkugeln, selbst kleine Täßchen. Sodann gibt es Kesselschmiede, Eisenschmiede, Gerber, Seidenweber, Kattunweber, Seidenbau. Alles übrige wird nur für den Lokalverbrauch gearbeitet.
Am 28. Januar 1890 bekam ich die Erlaubnis auf meinen Posten in Trapezunt zurückzukehren. Zwei Tage später reiste ich von Diarbekir ab. Da ich durch die Mission sehr geschwächt war, mietete ich ein tachtrawan. Ein Maultier ging vorne, eins hinten, dazu gehörten zwei hakams (arabisch: einer, der Waren verpackt und aufladet), die neben dem tachtrawan marschieren, um es im Gleichgewicht zu halten. Der Preis stellt sich so, daß anstatt zwei Tiere, vier verrechnet werden. Um den französischen Dampfer, der am 14. Februar von Alexandrette nach Konstantinopel abgeht, zu erreichen, nahm ich den direkten Weg über Kilis, ohne Aleppo zu berühren. Ich reiste ohne Karawane allein. Außer den beiden hakams begleiteten mich der Sanitätswächter Salih, ein Gendarm, ein Kurde als Diener und schließlich der Besitzer der Maultiere mit Namen Said, der aus Scheich-han bei Mardin war. Ich verließ das französische Konsulat um 10 Uhr morgens, begleitet von Herrn Bertrand und seinem Dragoman und dessen Bruder,

Müdir der Regie. Alle begleiteten mich zu Pferd bis Alipunar, wo wir uns verabschiedeten und ich in mein tachtrawan einstieg. Das Wetter war gut, es lag sehr wenig Schnee, nur ein kalter Wind wehte. Abends 5 Uhr kamen wir nach Sersink, einen allein stehenden Han. Unterwegs fielen die Tiere vor dem tachtrawan ein paarmal nieder. Der Han war mit Reisenden überfüllt, ebenfalls aus Diarbekir, alles Christen, die nach Jerusalem pilgerten. Ich mußte infolgedessen mit dem Hanbesitzer und seinem Diener eine Stube teilen. Am folgenden Tage lag der Schnee schon höher, der Weg wurde schlechter und sehr steinig. Nachmittags zweieinhalb Uhr erreichten wir Kanak, ein elendes Nest; ich mußte in einem Erdloch mein Bett aufschlagen. Zum Zeitvertreib beaufsichtigte ich von jetzt ab meinen Diener beim Zubereiten des Abendessens; ich ließ mir meistens ein Huhn kochen – anderes Fleisch gab es nicht – und wenn möglich, etwas Gemüse.
Von Kainak ab wurde der Weg nicht gerade besser. Nach sieben Stunden kamen wir nach Süverek. Kaum aus dem tachtrawan ausgestiegen, erhielt ich eine Depesche, die mir der französische Konsul Bertrand aus Diarbekir nachgesandt hatte und in der er mich bat, einen Feizullah Effendi zu besuchen, der schwer krank war und kaum noch sprechen konnte. Eine richtige Diagnose war schwer zu stellen, da ich von dem angeblichen Stadtarzt, der ihn behandelte, nichts Vernünftiges erfahren konnte.
Von Süverek ab lag kein Schnee mehr, die Temperatur wurde milder, die Wege auch besser. Nach fünf Stunden langten wir in Mischmischin an, einem Dörfchen, das rechts vom Wege auf einer Anhöhe liegt, um 4 Uhr nachmittags in Karadschurun, ein paar elenden Häusern. Holz zum Brennen gab es nicht, anstatt dessen gab man uns tezek, aus Kuhmist geformte und in der Sonne getrocknete Kuchen.
Mein tachtrawan schwankte sehr. Ich fühlte mich seit meiner Abreise aus Diarbekir nicht wohl und hatte fast keinen Appetit. Kein Wunder bei einem solchen Zigeunerleben! Die Gegend war bisher trostlos, seit Diarbekir kein Baum oder Strauch. Mein Sanitätswächter Salih sagte mir, ich hätte vorige Nacht sehr lebhaft auf türkisch geträumt: »Oglum isterim!« (Ich will meinen Jungen haben!). In zwei weiteren Tagereisen erreichten wir Biredschik am Euphrat. Das Wetter war gut.

Aus Biredschik wurden wir mittelst Fährboot über den Euphrat gesetzt. Um Mittag passierten wir das Dorf Nisib und waren zweieinhalb Stunden später im Dorfe Mezre, das von Türken bewohnt wird. Die ganze Umgegend ist gut bebaut, besonders sieht man viele Olivenpflanzungen. Von Mezre aus ging es in sechs Stunden nach dem Dorfe Tum (d. h. Knoblauch), anderthalb Stunden vor dem Dorf kamen wir an einer verlassenen, verfallenen Befestigung vorbei. Nach Tum erreichten wir in acht Stunden Kilis, einen ziemlich bedeutenden Ort mit reichhaltigem Bazar, vor dem Orte Gärten und Olivenpflanzungen. Man konnte nur Ziegenfleisch bekommen, das hier überall gegessen wird; ich aß daher Hühner.

Beim Verlassen von Kilis zogen wir fast zwei Stunden lang durch Gemüsegärten, Olivenpflanzungen und Weinberge. Unser Weg betrug acht Stunden bis Afrim Han, einem einzigen Gebäude, das zugleich als Han und Wohnung für den Müdir des Distrikts dient. Ein paar Stunden vorher betraten wir die Chaussee nach Aleppo. Am folgenden Marschtage fing es leider an zu regnen. Abermals mußten wir acht Stunden marschieren bis zu einem Han in der Nähe des Dorfes Omer Agha Köj. Etwas weiter liegt das Dorf Hamamat (Schwefelquellen). Man kommt aus Aleppo hierher, um Schwefelbäder zu nehmen. Im Han, wo wir abgestiegen, befindet sich eine Telegraphenstation. Auch am nächsten Tage hatten wir starken Regen. Die Leute waren durchnäßt, der Weg dauerte sechs Stunden, bis wir in Diarbekirli-Han, auch Tschinkirli-Han, am Fuße des Beilan, ankamen. Die ganze Nacht regnete es, selbst morgens bei der Abreise. Wir brauchten siebeneinhalb Stunden bis Alexandrette, wo wir um 5 Uhr ankamen. Vom Dorfe Beilan aus sah ich wieder das Meer. Welch' eine Freude! Die Reise hatte vierzehn Tage gedauert. Und unter welchen Entbehrungen hatte ich sie zurückgelegt. Die Hanbesitzer auf dieser Strecke sind ebenso unverschämt, wie ihre Kollegen von Samsun bis Diarbekir. Die Reisenden sind ganz hülflos der Willkür dieser Leute ausgesetzt.

Unser Sanitätsbeamter in Alexandrette schickte mir einen Diener vor die Stadt entgegen, der mich in eins der besten Hans brachte, Hotels gab es damals nicht. Hier traf ich mit einem Kollegen, Dr. Stiepovich, zusammen, der einen Tag früher angekommen war, er hatte in der Gegend von Deir einen Sanitäts-

kordon errichtet und geleitet. Den nächsten Tag besuchte ich den Zolldirektor Mehmed Bei; er war früher in Trapezunt gewesen.
Die Reise war teuer gewesen. Da ich im tachtrawan reiste, mußte ich die Leute beköstigen, auch für sie in den verschiedenen Stationen zahlen, so verlangt es die Landessitte. Allerdings sind sie genügsam, sie bekommen Reis in Fett, Käse, Brot, Zwiebeln, hie und da etwas Ziegenfleisch in den größeren Stationen, auch etwas Tabak. Daß man ihnen wie den Gendarmen ein Backschisch zum Schluß geben muß, ist selbstverständlich.
Zum Glück war ich in Alexandrette nur zwei Nächte. Diese sind mir aber unvergeßlich. Ich konnte kein Auge schließen. Die dicken Moskitos stachen mich noch durch die Bettdecke, so daß ich meistens bis zum Anbruch des Tages auf der Terrasse auf und ab ging.
Eine Erlösung brachte mir die Abreise mit dem französischen Messagerie-Dampfer »Senegal«. Ich schiffte mich um zehn Uhr abends ein. Den nächsten Morgen lagen wir vor Mersina. Von hier ging es um Mittag weiter. Das Wetter war gut, aber das Schiff schaukelte. Am folgenden Tage passierten wir die Insel Rhodos und am dritten Tage kamen wir in den Hafen von Smyrna. Von hier ab wurde mit der »Cambodge«, einem anderen Schiff der nämlichen Gesellschaft, die Reise nach Konstantinopel fortgesetzt. Die »Cambodge« ist ein alter Kasten. Die Speisekarte trug die Flaggen sämtlicher Nationen, selbst die chinesische, nur die deutschen Farben fehlten.
Zwei Tage später kamen wir in Konstantinopel an. Hier wurde ich von der Sanitätsverwaltung noch zwölf Tage aufgehalten, bis ich endlich mit dem russischen Dampfer »Oleg« nach Trapezunt zurückkehren konnte. Damit war die strapaziöse Mission nach Diarbekir beendet, doch hatte ich durch die Reise schwer an meiner Gesundheit gelitten. Außerdem hatte ich 40 türkische Pfund von meinem eigenen Gelde dabei zugesetzt.

DREIZEHNTES KAPITEL

IN ERZERUM

Kaum war ich zurück, so bekam ich von Konstantinopel ein Telegramm, daß der Sanitätsconseil mich zu einer Mission nach Mosul, wo die Cholera ausgebrochen war, bestimmt habe. Ich bat, mich in Anbetracht meiner geschwächten Gesundheit zu dispensieren, ich hätte noch von der letzten Mission einen Augenkatarrh und ein Magenleiden, die Sanitätsverwaltung möge sich bei der Behörde erkundigen. Es kam in der Tat an den Generalgouverneur eine telegraphische Anfrage. Derselbe teilte sie mir mit und fügte hinzu, ich solle mir von einigen Kollegen ein Zeugnis ausstellen lassen. Ich tat's und erhielt dann auch die Mitteilung, daß ich von der Mission dispensiert sei.

Einige Monate später telegraphierte mir der Generalinspektor aus Konstantinopel, ich sei zum Inspektor in Erzerum ernannt und solle sobald als möglich dahin abreisen. So ungern ich mit Familie ins Innere ging, zumal Erzerum mitten im Gebiet der armenischen Unruhen lag, entschloß ich mich schließlich den Posten anzunehmen, um nicht wieder mit Missionen bedroht zu werden. Erst viel später erfuhr ich, daß der Generalinspektor Dr. Cozzonis selbst es war, welcher mich um jeden Preis aus Trapezunt herausbringen wollte, um seinen Landsmann und Freund, Dr. Spatharos, an meine Stelle zu setzen. Wie er erzählt haben soll, hatte es ihn schon 4000 Francs gekostet und als alles nichts half, habe man mich zum Sanitätsinspektor in Erzerum ernannt.

Am 10. August 1890 reisten wir ab. Transportfähige Sachen von Wert wurden eingepackt und der Rest verkauft. Dabei verloren wir ziemlich viel, da man für gebrauchte Sachen kaum die Hälfte bekommt. Frau, Kind und ich, dazu das Kindermädchen saßen in einem Wagen, die Sachen folgten nach auf zwei sogenannten Four-

gons (Lastwagen) und das Klavier auf einem Ochsenwagen. In der Regenzeit kann man den Weg nur zu Pferde zurücklegen und er ist des hohen Schnees und der schlechten Straßen wegen sehr gefährlich. Das Reisen im Lastwagen hat das Gute, daß man in demselben gleichzeitig sein Gepäck unterbringen und sich überhaupt behaglich einrichten, sowie auch wirklich gegen die Kälte schützen kann, welche in diesen Gegenden zuweilen recht empfindlich ist. Voraussetzung ist natürlich, daß man alleiniger Inhaber des Gefährtes ist; mit unbekannten Eingeborenen tagelang in so einem Käfig sitzen zu müssen, ist eine Qual. Außerdem tut man gut, sich mit einigen Konserven, sowie Kakao, Kognak, Tee und Wein zu versehen, denn die mit Fett zubereiteten Speisen, welche man in den Hans fertig vorfindet, sind für einen europäischen Magen schwer verdaulich.
Die Entfernung zwischen Erzerum und Trapezunt läßt sich in der guten Jahreszeit bequem in neun bis zehn Tagen zurücklegen, bei kürzerem Aufenthalte in den Stationen sogar in sieben Tagen. Für die Wagen und Pferde besteht keine bestimmte Taxe. Der Fremde muß stets das Dreifache des für Eingeborene üblichen Preises zahlen – sein Geld ist halal, d. h. trotz eventueller Übervorteilung ein erlaubter Gewinn.
Die ersten Tage der Reise sind sehr interessant, die Gegend ist überall malerisch. Wir fuhren zunächst durch das Tal der Matschka, welches sich in endlosen Zickzacklinien zwischen Felsmassen oder durch Wälder hindurchwindet. Gegen Abend sieht man rechts vom Wege in einer Entfernung von einigen Stunden das zwischen Felsblöcken hervorlugende griechische Kloster Sumela, von den Eingeborenen Kyslar monastir (Mädchenkloster) genannt. Die trotz dieser volkstümlichen Bezeichnung darin wohnenden Mönche sollen sehr gastfreundlich sein. Nach einer vierstündigen Fahrt langten wir mittags in Dschewislik an, fuhren nach drei Stunden wieder weiter und bezogen abends acht Uhr in Hamsikoj ein elendes Nachtquartier.
Am zweiten Tage war die Gegend noch immer sehr hübsch, eine Art Schweizer Landschaft, gebirgig, mit Tannen, Buchen und Eichenbäumen bestanden, an manchen Stellen sah man auch rechts von der Straße kahles Gebirge. Die Bevölkerung ist meist griechisch. In dreieinhalb Stunden erreichten wir die Wasser-

scheide. Von hier ab mußten wir dreiviertel Stunden zu Fuß marschieren, da der Wagen einen größeren Umweg machte, der außerdem gefährlich ist. Wir nahmen einen zwar sehr steilen, aber direkten Pfad und hatten sehr aufzupassen, um nicht abzustürzen. Gegen 2 Uhr nachmittags passierten wir die Tschiganahöhe, wo eine einsame Hütte steht, in der ein Gefreiter mit einigen Zaptiehs Wache hält. Wir blieben in dem kleinen Dorfe Tschigana. Am dritten Tage wurde die Gegend ziemlich kahl, wir hatten viele Kehren zu passieren und starkes Gefälle. Oberhalb des Ortes Ardasa liegt eine alte, von den Genuesern stammende Burgruine. Mittagsrast hielten wir im griechischen Dorfe Demirdschisuju. Unterwegs begegneten uns viele Ochsenwagen, der Weg war oft ganz versperrt. Um viereinhalb Uhr nachmittags passierten wir Gümüschhane, einen nach dem in der Nähe befindlichen Silberbergwerk benannten Ort. Das Städtchen liegt eine halbe Stunde abseits vom Wege zwischen Felsmassen inmitten schöner Obstbaumpflanzungen oben auf dem Berge, berühmt durch die hier gedeihenden Birnen und Aepfel. Die Arbeiten in dem Bergwerk ruhen meist, weshalb Gümüschhane im Volksmunde ironisch Gümüschsizhane, d. h. Silberort ohne Silber, genannt wird. Wir mußten außerhalb des Orts in einem miserablen Han halten, in unseren Zimmern waren keine Fensterscheiben, wir mußten die Öffnungen mit Matten verschließen.
Von Gümüschhane kamen wir in dreieinhalb Stunden nach dem Murad-Han, einem romantisch gelegenen Karawanserai. An dem Han fließt ein kleines Flüßchen Tschoroch vorüber und hinter demselben ladet eine hübsche Gartenanlage zum behaglichen Ausruhen ein. Nach weiteren vier Stunden kamen wir nach Khadrach, einem kleinen Orte, aus drei Hans bestehend. Die Landleute waren hier beim Mähen, es war der 14. August. Rings um den Ort war nirgends ein Baum noch Strauch zu sehen. Von diesem Han führt der Weg in vier Stunden nach Baiburt, einem ziemlich großen, von einer alten in Trümmern liegenden Burg überragten Ort. Während der letzten Metzeleien sind hier viele Armenier von Leuten aus Sürmeneh, einem Lasendorfe in der Nähe Trapezunts, niedergemacht worden. Der Han, in dem wir abstiegen, war sehr schlecht, die Stuben klein und überall viel Gestank. Die Gegend wurde nun kahl und gebirgig. In drei Stunden erreichten

wir den Han Ma'den, von einem Griechen gehalten, wo wir rasteten. In der Nähe liegt das Dorf Ma'den mit einem Kupferbergwerk. Vier Stunden weiter kamen wir nach Kop Han, einem miserablen Quartier. Als ich mich nach unserm Gepäck umschaute, fand ich den Koffer, in dem unsere Silbersachen waren, ganz offen. Der Kutscher behauptete, er sei durch das viele Stoßen unterwegs aufgesprungen. Glücklicherweise fehlte nichts. Nachts versuchte man uns zu bestehlen. Ich sah beim matten Schein der Lampe, wie eine Hand durchs Fenster langte. Auf mein Rufen »Kimdir?« (Wer da?) antwortete der uns begleitende Gendarm, er habe zusehen wollen, ob alles gut verschlossen sei, wir sollten nichts beim Fenster liegen lassen; die Gegend fange von hier an unsicher zu werden!

Am nächsten Tage mußten wir große Steigungen bewältigen, um auf die Kop Dagh-Höhe zu gelangen. Am Fuße des Berges liegt der Pirna Kop Han, dessen Besitzer sich sehr dienstfertig zeigte. Von hier kamen wir in das Kurdendorf Pirna, einige Stunden später nach Aschkale, wo wir in einem alleinstehenden Häuschen übernachteten. Der Ort macht keinen guten Eindruck. Von Aschkale aus kann man in acht Stunden Erzerum erreichen; wir übernachteten aber noch in Illidscha, zweieinhalb Stunden von Erzerum. In Illidscha gibt es warme Quellen, über welche Anatolius Thermen erbaute und welche heute noch als Bäder dienen. Es sind zwei Quellen mit einer Temperatur von 37.78° C, über ihnen erheben sich Badeanstalten in Gestalt von primitiven Erdhütten, die aber trotzdem im Sommer und Herbst von rheumatisch Leidenden stark besucht werden. Bereits von Illidscha aus sahen wir zu unserer Freude die Minarets von Erzerum, die uns eine baldige Erlösung von den Entbehrungen und Strapazen der Reise verhießen. Zwei Beamte des Sanitätsamts kamen uns hierher entgegen.

In der Frühe machten wir den Weg bis Erzerum in anderthalb Stunden zu Wagen, der Kutscher wollte zeigen, daß seine Pferde noch nicht müde seien, die Lastwagen kamen später nach. Man sah schon von weitem die Häuser, alte Mauern, Türme und Minaretspitzen. Hinter der Stadt erhebt sich ein breiter Hügelzug mit kronenförmig erscheinenden dunklen Festungswerken auf dem Rücken, ebenso waren die Höhen am Wege befestigt.

Wir stiegen im Sanitätsbureau ab, wo mein Vorgänger, der

Sanitätsinspektor Dr. Lanzoni, wohnte; dieser empfing uns sehr liebenswürdig an der Tür mit seinen zwei Töchtern.
Den nächsten Tag übernahm ich den Dienst, dann ging ich mit Dr. Lanzoni zum Generalgouverneur Hassan Chairi Pascha, der uns jedoch beide mit großer Rücksichtslosigkeit behandelte und namentlich Dr. Lanzoni barsch abfertigte. Freundlicher aufgenommen wurden wir von dem Festungskommandanten Schehab Pascha, der leidlich französisch sprach und mit Dr. Lanzoni auf gutem Fuß zu stehen schien. Er sagte uns, wir hätten nicht zum Generalgouverneur gehen sollen, er sei ein Barbar. »Was wollen Sie von jemand, der nicht einmal zur Beerdigung der Toten Geld hergibt?« – Schehab Pascha sorgte auch sofort für Gendarmeriebegleitung für den Dr. Lanzoni. Dieser reiste am folgenden Tage mit Familie ab. Wir übernahmen sein Haus in Miete, alle Stuben waren reparaturbedürftig, die Mäuse liefen einem sozusagen unter die Füße. Das Haus wurde mit Gips angestrichen (Kalk kennt man in Erzerum nicht), alle Wände mußten ausgebessert werden. Sobald wir uns einigermaßen eingerichtet hatten, machte ich bei den fremden Konsuln, dem russischen, dem französischen und dem englischen, sowie den amerikanischen Missionaren und ein paar Notabeln der armenischen Gemeinde Besuch.

Erzerum führte unter den armenischen Königen den Namen Garin, unter den Römern Theodosiopolis und erhielt unter den Arabern den Namen Arz-er-Rum, d. h. das Land der Griechen. Perser, Griechen, Araber, Mongolen, Türken haben sich in früheren Zeiten um seinen Besitz gestritten. Im Jahre 1514, nach dem Siege Sultan Selim I über die Perser bei Tschaldiran, kam Erzerum in den Besitz des ottomanischen Reiches. Im Jahre 1828 nahmen die Russen dasselbe nach kurzer Belagerung ein. Als sie nach dem Frieden von Adrianopel im Jahre 1829 die Stadt wieder räumen mußten, führten sie zehntausend armenische Familien mit sich, welche sich in Rußland niederließen. Gegen Ende des zweiten türkisch-russischen Krieges im Jahre 1878 ergriffen die Russen nochmals Besitz von der Stadt, um dieselbe alsdann nach nur siebenmonatlichem Verweilen darin, den Bestimmungen des Berliner Vertrages gemäß, zu räumen. Heutzutage ist Erzerum für die Türkei eines der wichtigsten Bollwerke gegen den Erbfeind Rußland. Durch seine großen Festungswerke und seine starke Garnison

ist die Stadt in strategischer Beziehung von hervorragender Bedeutung. Große Militärmassen sind hier zusammengezogen; denn die russische Grenze ist nur sechs Stunden entfernt. Rußlands Absichten sind auch bekannt. Jedes Kind im Orient, Türke oder Araber, weiß ganz gut, daß der Moskow ai (russische Bär) und die Inglis (Engländer) die Erbfeinde seines Vaterlandes und seines Glaubens sind. Beide arbeiten von jeher an der Zerstückelung des türkischen Reiches. Daher wollten die Türken bisher auch nichts von einer Eisenbahn oder Chaussee nach Erzerum wissen. Vor vielen Jahren schon sagte mir ein russischer Generalkonsul, daß die Pläne zu einer Besitzergreifung bis Samsun längst im politischen Bureau bereit lägen. Komme es zu einem Kriege, so werde Erzerum eine Hauptrolle spielen. Nur der japanische Krieg habe Rußland davon abgehalten.

Der Gesamteindruck von Erzerum ist kein ungünstiger, um so enttäuschter ist man, wenn man die Stadt betritt. Das Äußere wie das Innere ist durch den zu Tage tretenden Verfall abschreckend; in kahler Ebene zwischen hohen Bergen ist sie wie ein grau gemaltes Elend. Hotels in unserem Sinne gibt es nicht; das diesen Namen kaum verdienende Hotel Boghos ist nur im äußersten Notfalle aufzusuchen.

Die hohen Berge, welche im Süden bis an die Stadt heranreichen, heißen bei den Armeniern Tschohalan und ihre höchste Spitze Kohanan; die östliche Kette ist Deveboïnu (Kamelhals-Paß), die nördliche und westliche der Dumly und Bahlandeoken benannt; über die beiden letzteren führt der Weg nach Trapezunt.

Außer den eigentlichen Festungswerken ist die Stadt durch mehrere detachierte Forts, welche auf den dieselbe in einiger Entfernung umgebenden Höhen Kapdagh und Keremendagh angelegt sind, befestigt. Die Stadt hat vier Tore: das Tabris-Kapusi, in dessen Nähe sich eine Quelle mit sehr gutem Wasser befindet, das Giurdschi-Kapusi, das Erzindschian-Kapusi und das Kiska-Kapusi, von denen aus die Straßen nach Tabris, nach Grusien, nach Erzindschian und nach Tortum führen. Beim Tabristor liegt ein altes, von den Türken als Zeughaus benutztes Gebäude, das Tschifte-Minaret. In der Nähe des Kiska-Kapusi befinden sich die Wohnungen und Kaufläden vieler reicher Türken, fünfzehn Moscheen und einige Karawanserais. Die Griechen und Armenier bewohnen vier

Vorstadtquartiere und leben meist von Handel und Gewerbe. Ihre Wohnungen haben noch aus alter Zeit die wunderliche Errichtung verborgener Gemächer.
Erzerum hatte angeblich vor den letzten Unruhen 60000 Einwohner, darunter 18000 Armenier (Gregorianer), 1400 katholische Armenier, 600 Griechen, 100 Protestanten und ungefähr zwanzig jüdische Familien aus Rußland, die sich hier jedoch nur vorübergehend aufhalten; der Rest sind Muselmanen, unter ihnen einige Kurden und Perser, die meist den Teppichhandel betreiben oder Geschäftsleute sind.
Die allgemeine Sprache ist die türkische, doch bedienen sich die Armenier, besonders unter sich, ihrer eigenen Sprache.
Ansässige Fremde gibt es in Erzerum nicht, außer den amerikanisch-protestantischen Missionaren und den Konsuln mit ihrem Personal und ihren Familien. Rußland, England und Persien sind je durch einen Generalkonsul vertreten, Frankreich durch einen Vizekonsul und Italien neuerdings durch einen Konsul anstelle des früheren Konsularagenten. Die amerikanisch-protestantische Mission hat eine große Niederlassung, bestehend aus zwei Schulen für Knaben und Mädchen, meist Armeniern. Muselmännische Schulen gibt es 110, die meist auf einer niederen Stufe stehen. Die katholischen Armenier haben 16, die Orthodoxen 63 Schulen.

Zu den erwähnenswerten Gebäulichkeiten gehören das Regierungsgebäude (Konak), Sitz des Generalgouverneurs und der Behörden, 63 Moscheen, 15 Derwischklöster, 4 christliche Kirchen, mehrere große Kasernen und 17 Bäder.
Die Katholiken haben eine von ihrem Kapuzinerpater bediente Kirche und ein Kloster; dieselbe untersteht dem Kloster von Trapezunt. Außerdem haben die Frères chrétiens (christliche Brüder) eine gutbesuchte Schule. Ein von den Barmherzigen Schwestern geleitetes Haus leistet durch Erziehung junger Mädchen viel Gutes.
Die beste Schule Erzerums besitzen die gregorianischen Armenier, nach ihrem Stifter das Collège Sanassarian genannt. Die Professoren, welche an der Spitze der Anstalt stehen, haben ihre Erziehung und Bildung in Deutschland genossen, so daß die armenische Anstalt tatsächlich in deutschem Sinne wirkt. Die Schule, an der nordöstlichen Ecke der Stadt neben der armenischen Kir-

che gelegen, besteht aus zwei großen, stattlichen Gebäuden und einem Anbau, der einer vorzüglich eingerichteten Schulwerkstätte zur Unterkunft dient. Der ganze Gebäudekomplex ist von wohlgepflegten Gartenanlagen umgeben. Eine große starke Mauer mit festverschlossenem Tore umgibt das ganze Grundstück. Bei dem letzten Massacre kam diese starke Abschließung dem Institut sehr zu statten. Grundlose Anschuldigungen, daß im Institut Waffen und Pulver fabriziert würden, veranlaßten eine behördliche Durchsuchung, die natürlich ergebnislos verlief. Die Anstalt ist wie eine deutsche Mittelschule mit sechs Oberklassen nach dem Vorbilde des Barth'schen Instituts in Leipzig eingerichtet. Die Schüler müssen sich neben den Unterrichtsgegenständen für ein Handwerk, Schreinerei, Schlosserei oder Buchbinderei, entscheiden, ebenso ist eine praktische Beschäftigung mit der Landwirtschaft obligatorisch. Auch das Schlittschuhlaufen wird im Winter in der Nähe der Schule betrieben. Musik treiben die Schüler mit großer Liebe. Gründer der Anstalt ist Mekartitsch Sanassarian. Sein Portrait befindet sich in der Bibliothek. Er wurde am 22. April 1818 zu Tiflis geboren und hier erzogen. Sodann wurde er Schreiber bei einem Kaufmann mit achtzehn Rubeln monatlich und arbeitete sich langsam zu der Stellung eines Direktors der Dampfschiffahrt auf der Wolga empor. Durch den Petroleumtransport, der damals aufkam, machte er viel Geld, und da er unverheiratet blieb, ließ er manchen jungen Armenier auf seine Kosten ausbilden.
Auch die drei Professoren des Instituts haben auf seine Kosten in Deutschland studiert. Ein lustiges Stückchen erzählten sie mir aus ihren Studentenjahren in Jena. Als sie eines Abends, ein wenig angeheitert, auf dem Nachhauseweg wegen Unfugs zur Wache geleitet wurden, mußten sie dort ihre Namen angeben und nannten sich der Wahrheit gemäß Abulean, Mattathian und Solitian, worauf der Hüter des Gesetzes entrüstet ausrief: »Meine Herren, Sie wollen mich wohl uzen?« – Sie konnten sich übrigens durch ihre Karten legitimieren. –
Nach der Ausbildung einer Anzahl junger Leute wurde die Schule 1880 gegründet. Zu meiner Zeit waren 130 Eleven da, von denen 32 Freistellen hatten. Die Kosten der Anstalt werden aus den Schulbeiträgen und den Zinsen des Grundkapitals bestritten. Ab und zu werden einige Abiturienten nach Deutschland ge-

schickt zur Ergänzung des Lehrerpersonals. Die Schüler stammen aus den verschiedensten Teilen des türkischen Reichs. Leider wird die Anstalt von der türkischen Regierung mit Mißtrauen angesehen. Wir Deutschen können stolz darauf sein, im entlegenen Asien eine solche Pflanzstätte deutschen Geistes zu besitzen. Sanassarian hat auch eine große Bibliothek aller auf das armenische Volk bezüglichen Schriften zusammengebracht; dieselbe wird jedoch in Petersburg aufbewahrt, weil die türkische Regierung ihre Überführung nach Erzerum bisher nicht erlaubte.

Die Häuser in Erzerum bestehen fast durchweg aus in der Sonne getrockneten Erdziegeln, nur wenige sind aus Steinen erbaut. Die Dächer sind flach und mit einer Erdschicht von 60 bis 80 cm bedeckt; das darauf wachsende Grün dient Ziegen und Schafen als Futter. Die landesüblichen Häuser sind sehr unpraktisch gebaut. Bei dem Fehlen jeglicher Fenster passiert man häufig zwei bis drei Stuben in vollständiger Dunkelheit, um dann erst zur eigentlichen Wohnstube zu gelangen. Man kann sich vorstellen, welche ungesunde Luft in diesen Wohnräumen herrschen muß. Die Ursache dieser den elementarsten hygienischen Grundsätzen hohnsprechenden, aus älterer Zeit stammenden Bauart dürfte aus dem damaligen Bedürfnis der Einwohner entstanden sein, sich gegen Kälte, eventuell sogar feindliche Überfälle zu schützen.

Die Straßen Erzerums sind fast durchweg eng, krumm, schlecht gepflastert und schmutzig. Trotzdem macht die Stadt einen verhältnismäßig guten Eindruck, wenn man aus persischem Gebiete kommt.

Von den Moscheen ist nichts Bemerkenswertes zu sagen, sie enthalten nur Kandelaber von Glas, Straußeneier und Tafeln mit Sprüchen aus dem Koran. Selbst die moderne Ulu-Dschami, mit einer großen, von 28 Säulen getragenen Kuppel, verdient nur wegen ihrer Größe (66 Schritt Länge und 44 Schritt Breite) Erwähnung. Das Tschifte Minare d. h. das Doppelminare im Nordwesten der Zitadelle kann, trotzdem es in Trümmern liegt und nur noch sein Portal erhalten ist, als das einzig bemerkenswerte antike Gebäude der Stadt bezeichnet werden; es dient augenblicklich als Militärgefängnis. Dem daneben liegenden Kaaba-Dschamisi (nach der Kaaba in Mekka gebaut) droht gleichfalls Einsturz. – Nahe bei dem Erzindschan-Kapusi liegt die Tschinili-

Minare benannte Moschee. Dieselbe soll früher der Palast eines zum Islam übergetretenen Jezidenchefs gewesen sein. — Von der früheren Tepsi-Minare, in der Festung gelegen, ist noch ein alter, durch seine antike Bauart sehenswerter Turm mit einer modernen Uhr übrig, durch welche die ursprüngliche alte, von den Russen mitgenommene, ersetzt worden ist. — Die Topani-Moschee ist aus einer früheren Kirche umgebaut.

Das Klima Erzerums ist durchaus nicht gesund. Während sieben bis acht Monaten des Jahres herrscht ein kalter und strenger Winter. Das Thermometer fällt während desselben sogar bis auf 27° C unter Null und es kommt nicht selten vor, daß Landleute erfroren auf öffentlichen Straßen gefunden werden. Dies erklärt sich daraus, daß Erzerum ungefähr 2000 m über dem Meeresspiegel und am Fuße eines 1000 m hohen Gebirges liegt. Einen Frühling im wahren Sinne des Wortes gibt es dort nicht. Der Sommer währt zwei Monate, während deren die Temperatur 25° C im Schatten nicht übersteigt. Der Herbst, der ebenfalls nur zwei Monate dauert, ist sehr angenehm. Die herrschenden Winde sind: im Winter der Nordost und Nord (kalt und trocken), im Frühling Süd und Südwest (heiß und regenbringend). Während des Sommers fällt kein Regen, im Herbst wüten heftige Stürme. Im Winter fällt Schnee in großen Massen, so daß durch denselben die kleinen Straßen oft unpassierbar werden und alles Leben wie ausgestorben scheint, auch ist die Stadt oft in dichte Nebel gehüllt.

Bei der langen Dauer des Winters (von Oktober bis Mai) bildet die Feuerung naturgemäß eine um so größere Ausgabe, als bei dem Mangel an Waldungen die Holzpreise enorm hoch sind, so daß z. B. manche Konsulate mit 2000 Mark ihr jährliches Brennmaterial nicht bestreiten können. Die Ärmeren brennen tezek (Heizkuchen, fein geschnittenes Stroh mit Kuhdreck gemischt), welches im Sommer, an die Mauern der Häuser angeklebt, in der Sonnenhitze getrocknet wird. Dasselbe hat einen starken Geruch, welcher sogar dem Essen einen unangenehmen Beigeschmack gibt. Im Sommer kann man alle Wände der den ärmeren Klassen gehörigen Wohnungen mit tellergroßen Kuchen dieses Materials bedeckt sehen. Sobald sie trocken geworden sind, werden sie auf den platten Dächern pyramidenförmig aufgestellt,

18*

während sich die nämliche Prozedur bezüglich des frischen Materials wiederholt. Zum Glück stellt man seit einigen Jahren dort sogenannte russische Oefen her, die gut heizen. Dieselben werden aus Ziegeln gemacht und von außen mit Eisenplatten belegt; ihre Höhe beträgt 1 1/4, ihre Breite 1/2 Meter; der Kostenpreis schwankt zwischen 1 1/4 bis 1 1/2 türkischen Lira. Sie haben wie die bei uns üblichen Öfen den Vorteil, daß sie, einmal mit Brennmaterial vollständig angefüllt, während des ganzen Tages eine ausreichende Wärme in den Zimmern verbreiten. Die Ärmeren bedienen sich kleiner Öfen aus dünnem Eisen, die aber nur, solange sie glühend sind, Wärme ausströmen. Beide Arten Öfen haben bei den türkischen Einwohnern Erzerums wenig Anklang gefunden, bei diesen hat das Kohlenbecken (Mangal) das Terrain behauptet. Außerdem hat sich hier der früher allgemein in der Türkei verbreitete Wärmeapparat, tendur genannt, erhalten. Feuersbrünste sind selten; da die Dächer mit Erde bedeckt sind, ist ein Umsichgreifen von Feuer nicht leicht zu befürchten. Feuerversicherungsgesellschaften würden hier nicht aufkommen. — Hie und da kommen starke Erdbeben vor.

Von gesellschaftlichem Leben im europäischen Sinne ist hier keine Rede, für den Fremden beschränkt sich der Verkehr auf die Konsulate, die Missionen und die Professoren des Collège Sanassarian, allenfalls auch auf einige christliche Beamte der Regierung.

Das Leben der unteren Klassen ist ein so elendes, daß man nach unseren Begriffen eine solche Existenz für unmöglich hält. Da der vorerwähnte Mangel an Brennmaterial die ärmeren Leute verhindert, während sechs Monaten ihre Häuser zu verlassen, so ruht während dieser Zeit alle Feldarbeit. Da man andererseits in Erzerum und Umgegend während des Sommers ausschließlich mit der Bereitung des tezek beschäftigt ist, findet man auch dann keine Muße, sich dem Ackerbau zu widmen. Eine stehende Frage ist: »Tezek warmy? Katsch? Katsch guruscha satylyr?« (Gibt es tezek? Wieviel? Wie teuer wird's verkauft?) Was das häusliche Leben der Armenier anbelangt, so ist der Familienälteste der Herr im Hause. Stirbt er, so tritt dessen ältester Sohn an seine Stelle, häufig aber auch die Witwe, ein Umstand, der beweist, daß die Stellung der armenischen Frau im Gegensatz zu der

muselmännischen eine bei weitem selbständigere und freiere ist. Die armenischen Mädchen verheiraten sich meistens im zartesten Alter (vom zwölften bis sechzehnten Lebensjahre). Wir hatten zwei armenische junge Mädchen als Dienerinnen, die sehr fleißig und arbeitsam waren. Es ist jedoch sehr selten, daß ein armenisches Mädchen zu Fremden als Dienstmädchen kommt, da sie dann, wie beide mir sagten, keinen Mann mehr bekommen. Dabei war die ältere siebzehn, die jüngere fünfzehn Jahre alt. Dem Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts und den Brautleuten wird, solange er sich in den Grenzen des Anstandes bewegt, seitens der Eltern kein Hindernis in den Weg gelegt. Die armenische Ehe ist indessen nach unsern Begriffen nicht frei von Schattenseiten. So gilt es für eine verheiratete Frau als unschicklich, mit fremden Männern zu sprechen; tritt ein männlicher Gast ins Haus, so hat sie sofort zu verschwinden. Die männlichen Familienmitglieder nehmen niemals ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den Frauen und Mädchen ein, erst essen die Männer, von den Frauen bedient und dann erst kommen diese an die Reihe. Die Armenierinnen schmücken sich mit Vorliebe mit Münzen, die entweder zu Kettchen vereinigt ins Haar geflochten oder an der Kopfbedeckung befestigt werden, mitunter überladen sie auch Hals und Arme mit solchem Schmuck. Im ganzen ist die Armenierin durch ihr häusliches und sparsames Wesen eine vorzügliche Hausfrau.
Die dortige Tracht ist ohne Unterschied für Weiber von Muselmännern und Christen der Tscharschaf. Armenierinnen und Griechinnen wählen meist weiße und graue Stoffe, während die Türkinnen lebhafteren Farben, wie rot, den Vorzug geben. Die Tscharschafs sind entweder aus Seide oder Baumwolle. Die Beamten tragen Fez und Hosen und einen knapp anliegenden Rock, wodurch sie einer ambulanten Bordeauxflasche ähneln. Die Bürger ohne offizielle Stellung hingegen sind durchweg mit Pumphosen und Fez oder Turban bekleidet.
Die Nahrung der besseren Klasse der Bevölkerung besteht aus Rind-, Hammel- und Ziegenfleisch, Reis, burghul (Weizengraupen), Gemüsen (Wurzeln, Spinat, Rüben, verschiedenen Kohlsorten und Kartoffeln). Die Armen leben meist von dicker Milch (jourt), Rind- und Büffelfleisch, Gemüse und Perlgraupen. Reiche wie Arme essen viel Rauch- und Pökelfleisch. Letzteres wird vorher

in Fett gebraten und dann in Erdtöpfen für den Winter aufbewahrt. Jede Familie versorgt sich schon im Herbst mit allem nötigen Bedarf für den Winter, da während desselben kaum etwas zu haben ist, es sei denn gegen teures Geld oder durch die Gefälligkeit der Nachbarn. Das Landvolk lebt in den dürftigsten Verhältnissen; seine Wohnungen verdienen eigentlich nicht diesen Namen, sondern sind eher Viehställen ähnlich. Gesunde Luft und Licht mangeln vollständig in diesen von dem feuchtwarmen Viehdunst erfüllten Höhlen.

Die Gesundheitsverhältnisse in Erzerum sind schlecht. Die Einwohner behaupten, die Stadt sei vor dreißig Jahren viel gesünder gewesen und erst seit dem Bau der Befestigungen hätten die Krankheiten zugenommen, besonders das Wechselfieber, wahrscheinlich durch das stagnierende Wasser in den Festungsgräben und die eine Stunde nördlich von der Stadt belegenen Sümpfe. Außerdem tragen unzweifelhaft zur Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse die vielen offenen Abzugskanäle im Innern der Stadt bei, in welchen alle möglichen Überreste von Tieren und Pflanzen verwesen, nicht weniger der Murdartschai, ein Flüßchen, das die Stadt durchzieht und in welches die Anwohner ihren Abfall werfen. Nächst dem Wechselfieber ist der Typhus sogar endemisch, wohl die Folge der Überfüllung mit kranken Soldaten. Auch Halskrankheiten sind sehr häufig, zugleich als Begleiterscheinungen von Typhus, Malaria, Pocken, Scharlach und Masern. Pocken und Scharlach richten, besonders im muselmännischen Viertel, jährlich große Verheerungen an. Neben diesen Krankheiten ist die Syphilis ziemlich verbreitet, was sich einerseits aus dem Mangel an öffentlichen Häusern unter staatlicher Aufsicht und den besonders in den Bädern grassierenden unnatürlichen geschlechtlichen Ausschreitungen, andererseits aus dem Fehlen geeigneter ärztlicher Kräfte erklärt. Augen- und Brustkrankheiten sowie Rheumatismus kommen ebenfalls vor. Die Elephantiasis graeca ist besonders in den Dörfern verbreitet, in der Stadt begegnet man ihr seltener. Hautkrankheiten sind sehr häufig, sie werden durch die Unreinlichkeit der Bevölkerung und die schlechte Qualität der angewandten Seife befördert. Auffallend ist das häufige Vorkommen von Spulwürmern, an denen fast jede zweite Person, besonders Kinder, leiden. Da es an geschickten Heb-

ammen fehlt (eine diplomierte Hebamme gibt es in ganz Erzerum nicht), ist die Sterblichkeit, besonders unter den Neugeborenen sehr groß. Dieselbe soll in den letzten zehn Jahren sehr zugenommen haben, sie läßt sich aber bei dem Mangel an zuverlässigen behördlichen Statistiken nicht ziffernmäßig nachweisen.
Es fehlt in Erzerum nicht an einheimischen Ärzten und Apotheken. Da jedoch viele ohne Diplom ärztliche Praxis ausüben, tut man gut, sich nicht dem ersten besten Arzt und Apotheker anzuvertrauen. Mit Ausnahme des von der internationalen türkischen Quarantäneverwaltung angestellten Sanitätsinspektors, welcher meist fremder Nationalität ist, gibt es keinen europäischen Arzt in Erzerum. Ein solcher würde auch, wenn er auf seine Praxis allein angewiesen wäre, nur ein notdürftiges Auskommen haben, da von einer regelrechten Krankenbehandlung im ganzen Orient nicht die Rede sein kann, Konstantinopel und einige andere Küstenstädte ausgenommen.
Unter dem Vieh ist besonders die Pestseuche die vorherrschende Krankheit, im Lande tschor genannt. Die Dorfbewohner verlieren jährlich an derselben eine große Zahl ihrer Tiere. Leider können die Maßregeln zur Verhütung und Bekämpfung der Seuche nicht durchgeführt werden. Auch die tabac genannte Klauenseuche rafft jährlich viele Tiere hinweg.
Die Umgegend Erzerums ist ganz waldlos und einförmig, der Gartenbau unbedeutend, die ausgedehnten grünen Wiesenflächen müssen für den Mangel an Forst- und Gartenkultur entschädigen. Das beste Heu kommt vom Berge Palantuken im Süden Erzerums, der die Stadt mit trefflichem Wasser reichlich versieht. In dem nahegelegenen gut kultivierten Orte Tortum findet man köstliche Forellen und Früchte, welche nebst seinem kühlen Klima im Sommer eine Anziehung für die Bewohner Erzerums bilden.
Obwohl Erzerum bei seiner geographischen Lage besonders als Knotenpunkt zahlreicher Karawanenstraßen ein bedeutsamer Handelsplatz sein könnte, so ist doch, hauptsächlich infolge der jahrelangen Unruhen, der dort herrschende Handels- und Geschäftsverkehr ziemlich unbedeutend. Die Mehrzahl der Geschäfte, besonders finanzieller Natur, befinden sich in den Händen der Armenier, die sich infolgedessen eines verhältnismäßigen Wohlstandes erfreuen, während die türkische Stadt- und Landbevölke-

rung meist in ärmlichen Verhältnissen lebt. Das verbreitetste Handwerk ist dasjenige der Eisen- und Kupferschmiede. Ihre vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Trinkbecher, Lampen und allerlei Hausgerät, Hufeisen, mit denen sie ganz Persien versehen, und Waffen, besonders Schwerter von vorzüglicher Güte. Die zur Erlernung eines Handwerks nicht Befähigten werden meist Köche oder Dienstboten.

Außerdem finden sich im Wilajet Silber, Zink, Arsenik, Eisen, Steinkohlen und Salz, letzteres in großen Quantitäten vor.

Der Boden ist von guter Beschaffenheit und würde bei rationeller Bewirtschaftung günstige Erträgnisse geben. Bei dem gewissenlosen Ausbeutungssystem der Pächter und der gänzlichen Abgeschlossenheit des Landes kann man es indessen dem türkischen Bauer nicht verargen, wenn er sich auf das allernotwendigste Maß der Bodenkultur beschränkt und es ist erklärlich, wenn er der kläglichsten Armut verfällt, die noch durch die schwer auf ihm lastende Hand des armenischen Wucherers verschärft wird.

Erzerum hat eine hervorragende Bedeutung als Durchgangspunkt für große Quantitäten von Teppichen, roher wie verarbeiteter Seide und Kaschmirwolle persischer Provenienz, welche demnächst über Trapezunt ihren Weg nach Europa nehmen. Umgekehrt transitieren durch Erzerum für Persien bestimmte Baumwollen-, Manufaktur- und Kolonialwaren europäischen Ursprungs.

Ausgeführt werden aus dem Wilajet Erzerum über Trapezunt und dann per Dampfer nach Konstantinopel die bekannten dauerhaften kurdischen Teppiche, Wachs, Wolle, Ziegenhaare, Ziegen-, Hasen-, Wolf- und Marderfelle und lebendes Vieh, besonders Schafe. Auch wird der schon bei Diarbekir erwähnte schwarze Bernstein verarbeitet, jedoch ausschließlich für den Lokalverbrauch.

Nun noch einiges über die Armenier. Nachdem seit Jahrhunderten zwischen Türken und Armeniern ein friedliches Nebeneinanderleben bestanden hatte, wurde dasselbe zuerst im Jahre 1891 durch ein kleines Massacre der Armenier durch die Türken in Erzerum gestört. Bei diesem Anlaß hatten sich die dort wohnhaften Perser, ihr Generalkonsul an der Spitze, der Armenier angenommen und vielen von ihnen das Leben gerettet. Bis zu diesem Jahre, in welchem die bereits latent bestehende armenische Frage akut zu

werden anfing, war die Lage der Armenier im türkischen Reiche eine gute. In Konstantinopel z. B. bekleideten viele von ihnen hervorragende Stellungen in allen Verwaltungszweigen. Wenn sich dies seitdem geändert hat, so ist den Armeniern in mancher Beziehung nicht alle Schuld abzusprechen. Die Ausbeutung der von ihnen in finanzielle Abhängigkeit gebrachten türkischen Landleute hat viel dazu beigetragen. Andererseits rächten sich die Türken an den Armeniern durch die mannigfachsten Vexationen und Bedrückungen. So wurden sie besonders von den sogenannten Derebeis und deren Aghas oft in der gemeinsten Weise wie Leibeigene behandelt. Diese Derebeis und Aghas können mit unseren Feudalherren des Mittelalters verglichen werden. Ich erzählte bereits, wie sie die von ihnen abhängigen armenischen Bauern als ihr Eigentum behandeln. Ja es kommt oft, z. B. in Kurdistan vor, daß zwei Kurdenbeis in heftigste Fehde geraten, weil der Gjaur eines Beis von dem des anderen beraubt oder mißhandelt worden ist. Infolge der letzten Unruhen haben viele Armenier Erzerum verlassen und sind besonders nach Rußland ausgewandert.

Wird es den Wühlereien des armenischen Komitees gelingen, ein autonomes Fürstentum oder Königreich Armenien aufzurichten? Wie in Polen dürfte wohl der armenische Traum nationaler Unabhängigkeit eine Utopie bleiben. Der Hauptgrund, welcher sich der Verwirklichung des armenischen Einheitsgedankens entgegenstellt, liegt in dem armenischen Charakter selbst. Dieser war auch seinerzeit, wie ein armenischer Schriftsteller richtig sagt, die Hauptveranlassung zu dem Verluste der armenischen Autonomie. Als ich eines Tages mit einem armenischen Bischof auf einem Lloyddampfer über die armenische Frage mich unterhielt, sagte mir derselbe: »Wir Armenier gleichen in vieler Beziehung den Polen, wir können uns gegenseitig nicht ausstehen, d. h. niemand will weniger als der andere sein, das war und bleibt unser Ruin.« –

Was meinen Dienst anbelangt, so war derselbe ein reiner Verwaltungsdienst und nur unangenehm, weil die Lokalbehörde uns nicht unterstützen wollte. Das Sanitätsamt hatte unten im Hause zwei Stuben, eine für den Schreiber, die zweite für die beiden Wächter. Mein Arbeitszimmer lag oben in meiner Wohnung. Die

ganze obere Etage von fünf Zimmern hatte ich als Familienwohnung eingerichtet. – Der eine der beiden Wächter, Mehmed agha, war Vertrauensmann meines Vorgängers gewesen. Es dauerte nicht lange, so versuchte er es bei mir mit allerlei Frechheiten, so daß ich ihn wegjagte. Als ich der Sanitätsverwaltung in Konstantinopel darüber berichtete, gab sie keine Antwort und nachdem ich Erzerum verlassen hatte, wurde er wieder in seinen Posten eingesetzt. Kein Wunder; wie ich nachträglich erfuhr, war Mehmed agha Geheimspion der Lokalbehörde, er mußte ihr alles berichten, was im Sanitätsbureau geschah. Der zweite Wächter, Ali agha, benahm sich besser. Der Sekretär Ahmed Fuad Effendi stellte sich anfangs sehr unterwürfig, entpuppte sich aber mit der Zeit als ein großer Heuchler und Intrigant. Mit den Sanitätsbeamten an der türkisch-persischen Grenze sowie mit dem Quarantänearzt in Van hatte ich meine liebe Not, weil sie sich, auf Protektion in Konstantinopel rechnend, oft widerspenstig zeigten. Ich vermochte in sanitärer Beziehung nichts durchzusetzen. Übrigens wurde nirgends etwas gemacht. »Wozu den Christen alles nachahmen«, sagte mir ein Muselmann, »wir haben jahrelang so gelebt, warum sollen wir das ändern?« –
Infolgedessen hatte ich Zeit, die ich für die Privatpraxis verwandte. Ich war Hausarzt beim Collège Sanassarian, ging jeden Morgen hin und sah nach den Schülern oder den Familienmitgliedern der Professoren. Meine Patienten waren durchweg Armenier, sehr selten Muselmänner. Wenn ein Beamter mich einmal rief, bekam ich regelmäßig nichts bezahlt, die Beamten glaubten, weil ich angestellt sei, brauchten sie mich nicht zu bezahlen. Man mußte sich das gefallen lassen aus Furcht, daß sie einen bei Gelegenheit dienstlich schikanierten. Übrigens konnte man dieses Prinzip, den Arzt nicht zu honorieren, auch bei einigen Konsuln finden. So ärgerte sich ein Vertreter der fremden Macht über meinen Nachfolger, weil ihm dieser eine Rechnung schickte und benutzte ein nichtssagendes Gerücht, um an den Delegierten seiner Nation im Sanitätsconseil zu schreiben und dessen Versetzung zu betreiben. Außer mir war nur ein griechisch-christlicher Militärarzt da, er war türkischer Untertan und durfte nicht in die Häuser von Armeniern gehen. Nach Sonnenuntergang oder nachts machte ich keine Besuche, der Unsicherheit halber. Ein paarmal geschah es, daß

Leute nachts an meine Wohnung klopften und vorgaben, vom Collège Sanassarian geschickt zu sein — aber wenn ich mich am folgenden Tage im Collège erkundigte, wußte man nichts davon. Deshalb traf ich mit den Professoren ein Abkommen, daß, falls etwas besonderes vorfiele, ein Professor mit einem Diener und Laterne kommen müsse, um mich zu holen. Da in Erzerum Belagerungszustand herrschte, wagte niemand nach Sonnenuntergang sein Haus zu verlassen. Wenn ich bei einem Konsul abends eingeladen war, so ließ ich mich immer von dem Kawassen mit einer Laterne nach Hause zurückbegleiten.

Mit den Lokalbehörden hatte ich fast gar keinen Verkehr. Anfangs versuchte ich es mit dem Generalgouverneur Hassan Chairi Pascha und dem Chef der Munizipalität; beide bereiteten mir jedoch einen so ungebührlichen Empfang, daß ich darauf verzichtete, wieder hinzugehen. Besonders Hassan Chairi Pascha brachte bei den zwei Besuchen, die ich ihm Freitags — dem gewöhnlichen Empfangstage — abstattete, in meiner Gegenwart das Gespräch stets auf Gegenstände, die einen Christen verletzen mußten, offenbar in der Absicht mich zu entfernen. So fing er an, bald nachdem ich eingetreten war, mit den in seiner Nähe sitzenden Offizieren von seiner Leutnantszeit in Bulgarien zu sprechen. Es widerstrebt mir, die Zoten seiner Exzellenz hier wiederzugeben. Ich zog es vor wegzugehen. Hassan Chairi war überhaupt ein Christenhasser. Kurz nach den armenischen Metzeleien wurde er zum Wali in Erzerum ernannt. Als die armenischen Notabeln mit ihrem Bischofe ihm ihre Aufwartung machten, sagte er ihnen: »Freuen Sie sich, daß ich während der Zeit« — er meinte die Metzeleien — »nicht da war, keiner von Ihnen wäre übrig geblieben.« Man kann sich die Gefühle der Herren denken.

Ein anderes Mal hatte der englische Konsul die englische Botschaft gebeten, die Ergreifung eines allgemein berüchtigten Briganten bei der Regierung durchzusetzen, der soundsoviele Morde auf dem Gewissen hatte. Um den Konsul ins Unrecht zu setzen, zwang Hassan Chairi Pascha die armenischen Notabeln samt dem Bischof ein Schriftstück zu unterschreiben, welches bekundete, daß der betreffende Verbrecher der unschuldigste Mensch von der Welt sei. »Was wollen Sie«, sagte mir der Bischof, »der Generalgouverneur sagte zu jedem von uns: mühür ver (gib Dein Pet-

schaft her). Hätten wir uns geweigert, so hätte er uns durch diesen Banditen ins Jenseits befördern lassen.« – Selbst die Muselmänner hatten mit dem Generalgouverneur einen schweren Stand, ihre wiederholten Klagen in Konstantinopel waren erfolglos, bis ihm eines Tages eine religiöse Lästerung nachgewiesen werden konnte – da wurde er versetzt, natürlich auf einen besseren Posten.

Die Europäer in Erzerum waren an den Fingern herzuzählen. Es waren der russische Generalkonsul, Generalmajor Denett, der kränklich und unverheiratet war; später ließ er sich gesundheitshalber versetzen, er wurde Gouverneur von Kiew. Ferner der englische Konsul Clifford Lloyd mit Frau, recht nette Leute. Leider mußte er bald dienstlich nach Konstantinopel, um der Botschaft über die letzten Metzeleien mündlich Bericht zu erstatten. Auf der Rückreise durch den Kaukasus erkrankte er ein paar Stationen vor Erzerum infolge der großen Kälte und Strapazen an einer doppelseitigen Lungenentzündung, die bei seinem hohen Alter tödlich verlief. Sodann der französische Vizekonsul Vigoureux, mit seinem Sohn. Als italienischer Konsularagent figurierte ein gewisser Lavini, der eine kleine Apotheke besaß, aber zu gleicher Zeit Zündhölzer, Sardinen, Salami und Parmesankäse verkaufte. Einen angenehmen Verkehr hatte man an der amerikanischen Mission und in den Familien der Professoren des Collège Sanassarian.

Meine Frau konnte nicht gut umhin, mit einigen muselmännischen Frauen zu verkehren, doch befand sich keine einzige gebildete Dame darunter und die Besuche, die sich vier bis fünf Stunden lang ausdehnten, und immer von einem ganzen Wagen von Frauen zusammen gemacht wurden, waren nicht sehr anregend. Trotzdem man sich türkisch unterhielt, stockte doch die Unterhaltung. Sie stellten meist nur Fragen und wenn sie nichts mehr zu fragen hatten, sagten sie einfach: söjlé! (sage etwas!) Die Bewirtung bestand in einem türkischen Kaffee zum Willkommen, dann nach einer halben Stunde Tee mit Baklawa (einer Art Blätterteig mit Nußfüllung). Hierauf kam die Dienerin und goß Wasser über die Finger. Sie sahen sich das ganze Haus an, staunten und fragten wieder und zum Schluß wurde ihnen Nargileh, die Wasserpfeife gereicht.

Was Fremde anbelangt, so sah ich deren sehr wenige, darunter Herrn Professor Dr. Naumann aus München, der von der Geheim-

polizei auf Schritt und Tritt beobachtet wurde. Selbst als er bei uns war, stand ein Spion an der Straßenecke. Dann waren ein Comte de Cholet und Mr. Julien, französische Offiziere in Begleitung des französischen Vizekonsuls bei uns. Dieselben kamen von Konstantinopel über Kaisarie und Erzindschian hierher, wollten nach Bitlis, Diarbekir, Mardin, Dschezire, Mosul und Bagdad, alsdann über Persien nach Frankreich zurück. Ein paar Tage später wurden sie in Erzerum von der Lokalbehörde verhaftet, weil sie außerhalb der Stadt von einer Anhöhe photographische Aufnahmen gemacht hatten. Durch Vermittlung des Konsuls kamen sie wieder frei.

Es läßt sich denken, daß es uns in Erzerum nicht gefiel. Man lebte hier wie in einem Gefängnis. Selbst aus der Stadt konnte man oft nicht heraus, es sei denn auf der Karawanenstraße nach Trapezunt. Trotzdem ich einen uniformierten Sanitätswächter bei mir hatte, wurden wir beim Passieren des Tores auf der anderen Stadtseite von der Wache wieder zurückgeschickt. Ebenso erging es dem französischen Vizekonsul, obwohl ein Kawass bei ihm war. Sogar die Flagge wurde ihm eines Tages kurz nach Sonnenuntergang gestohlen – auf Nimmerwiedersehen. Auf allen Gemütern lastete der Druck der Unsicherheit. Ich verlangte einen Urlaub, der mir auch gewährt wurde.

Am 22. Juni 1891 brachen wir auf. Von der ersten Station Illidscha aus reisten wir mittelst Fourgon, den wir für 5 1/2 türkische Pfund gemietet hatten. Diese Fourgons sind ähnlich wie die Wagen, welche auf Jahrmärkten umherziehen, oben mit einem Zeltdach bespannt und innen zu unterst mit einem Netz aus Seilen versehen, auf das man Matratzen legt. Der Fourgon ist vierspännig und wird je nach der Breite des Weges viere lang oder viere breit gefahren.

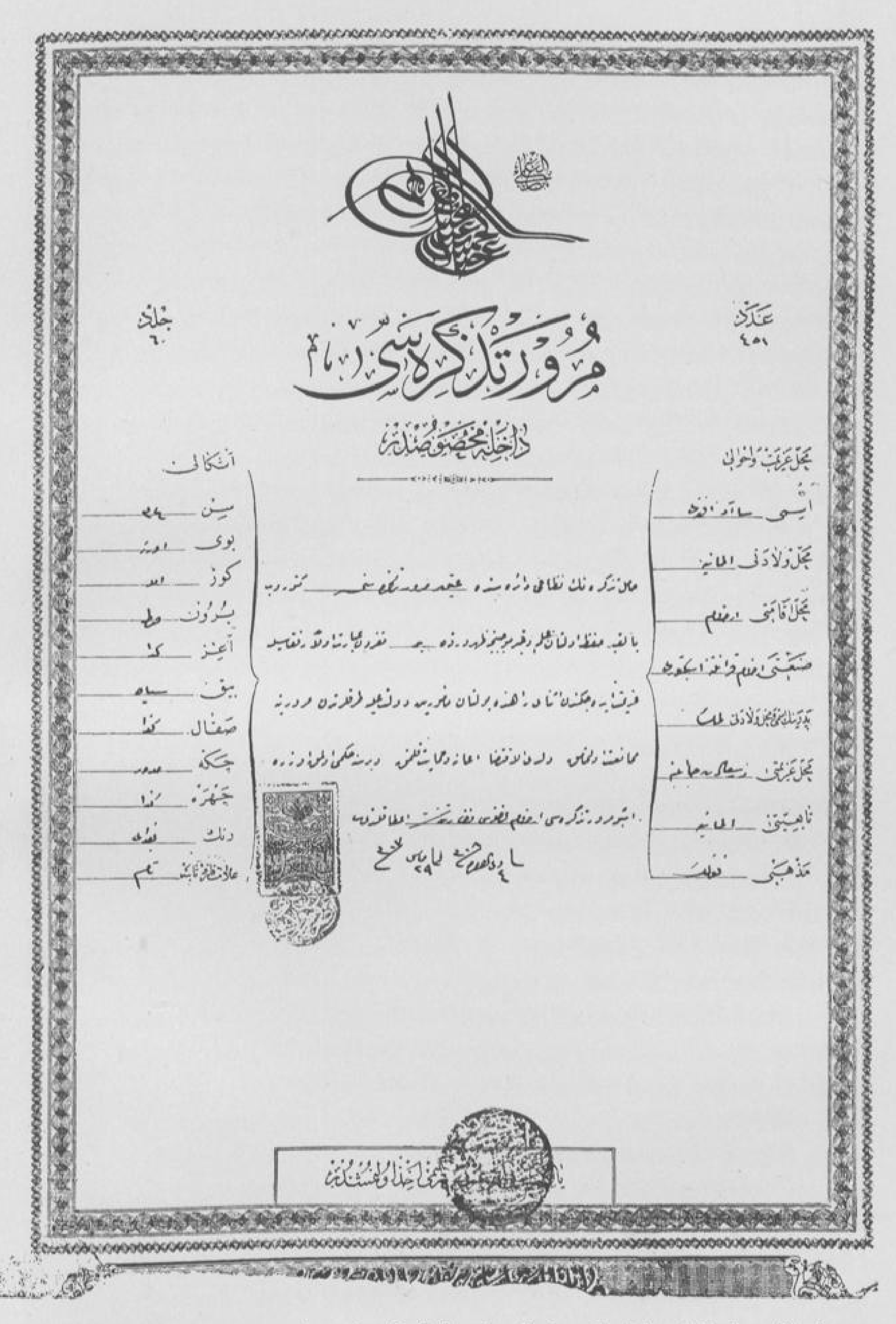
Das Leben auf einer solchen Reise unterscheidet sich in nichts von einem Zigeunerleben. Den Tag über saßen wir auf unsern Matratzen mit unseren Kindern, das Dienstmädchen hinter uns, vorn beim Kutscher Hassan der Diener Anton. Unterwegs sang uns Hassan kurdische Lieder vor oder er suchte uns durch Erzählen kleiner Geschichten zu unterhalten. Mit Geschenken von Tabak und Kaffee erhielten wir ihn bei guter Laune. Eine Abwechslung gewährten auch die Mahlzeiten, die wir gezwungen

waren, während der Fahrt zu halten. Jeden Morgen vor der Abfahrt mußten wir uns für den ganzen Tag mit Lebensmitteln und Trinkwasser versehen. Jeden Abend bei Ankunft in einem größeren Platze mußte der ganze Wagen ausgeladen werden, um die Zimmer der Karawanserais, die nur vier kahle Wände zeigen, bewohnbar zu machen. Man sorgte zuerst für warmes Wasser, wozu Anton Holz suchen mußte und reinigte sich von dem Staub des Tages. Dann wurde gegessen, was man vorfand, und gleich etwas für den nächsten Tag besorgt. Außer Eiern, saurer Milch, Früchten und Brot ist nichts zu haben. Man wird sehr genügsam und ist froh, den Hunger stillen zu können. Selbst das unappetitlich gebackene einheimische Brot schmeckte gut und ein Schälchen türkischer Kaffee oder ein Glas Tee waren manchmal ein Labsal. Ermüdet von dem Rütteln und Stoßen des Wagens, streckte man sich mit Wonne auf die am Boden auf Matten gelegten Matratzen und schlief bis zum nächsten Morgen.
Zwischen Yeni Han und Aschkale mußten wir trotz allen Protestierens mit dem Wagen durch einen kleinen See, ein Fourgon blieb sogar darin stecken. Dies geschieht eines Aberglaubens wegen, die Kutscher glauben, wenn sie nicht durch den See fahren, geschieht dem Wagen ein Unglück. Kurz vor Trapezunt wurde ein Fourgon mit einem türkischen Obersten und seiner Familie von aus Trapezunt kommenden Kamelen umgeworfen. Sämtliche Insassen nebst Kutscher lagen mit kleineren oder größeren Brüchen oder Quetschungen auf der Straße. Ich konnte die Verwundeten notdürftig verbinden. Um 10 1/2 Uhr morgens kamen wir in Trapezunt an und stiegen im Hotel d' Italie ab. Wir waren froh, nach so vielen Tagen der Entbehrung wieder in einem richtigen Bett zu schlafen. In Trapezunt blieben wir nur vier Tage und setzten dann unsere Reise nach Konstantinopel fort.
Als ich mich dort bei der Sanitätsverwaltung meldete, wurde ich von dem Generalinspektor Dr. Cozzonis sehr höflich empfangen. »Ich halte viel von Ihnen«, sagte er mir, »ich sehe, daß Sie sich stets korrekt benehmen.« – Meine Hoffnung, einen angenehmen Posten erlangen zu können, erfüllte sich indessen nicht. Als ich darum bat, aus Erzerum versetzt zu werden, wurde ich abgewiesen mit der Begründung, daß zur Zeit kein anderer passender Posten frei sei.

Wir reisten nun nach Deutschland, wo wir meinen Urlaub von etwa zwei Monaten sehr angenehm verlebten. Mitte September waren wir wieder in Konstantinopel. Diesmal wurde ich bei der Sanitätsverwaltung ganz anders aufgenommen. »Was haben Sie in Erzerum gemacht?« herrschte mich Dr. Cozzonis an. »Nach Ihrer Abreise ist eine Klage vom Generalgouverneur Hassan Chairi Pascha gegen Sie gekommen. Er hat an das Palais geschrieben, Sie hätten die Armenier protegiert, ihnen Unterricht gegeben, ihnen Wege gezeigt usw. Er verlange, daß man Sie nicht nach Erzerum zurückkehren lasse. Was soll das heißen?« – Auf eine solche Niederträchtigkeit war ich nicht vorbereitet. Freilich, wer mit solchen Leuten zu tun hat, sollte eigentlich wissen, was ihm bevorsteht. In Deutschland spricht man hie und da von der Ritterlichkeit der vornehmen Eingeborenen – alles eitel Musik. Sie sagen niemals »jok« (Nein) – sie werden aber in den seltensten Fällen ihr Wort halten und ihre Ritterlichkeit ruht ebenfalls auf tönernen Füßen. –
Ich konnte nur erwidern, daß die ganze Anklage auf Unwahrheit beruhe. Als Deutscher hätte ich keine Ursache, die Armenier zu protegieren, wären es Deutsche, so wäre es allenfalls begreiflich. Meine ganze Protektion habe sich darauf beschränkt, manchmal einem Armen zwanzig Paras (zehn Pfennige) zu schenken. Was den Unterricht anbelangte, so hätte ich dem armenischen Bischof aus Gefälligkeit Unterricht in der deutschen Sprache gegeben, da derselbe deutsch lernen wollte und die Lehrer aus dem Collège sich nicht getrauten, zu ihm zu kommen. Mein Verhältnis zum Collège sei rein beruflich gewesen, ich habe 60 M. monatlich bekommen, wofür ich täglich ins Collège kommen und nachfragen mußte, ob jemand krank sei. Als ich von der Sanitätsverwaltung engagiert wurde, sei mir nicht gesagt worden, daß ich meinen Beruf, die Medizin, nicht ausüben dürfe oder einen Unterschied zwischen den Religionssekten zu machen habe, ich habe ebenso gut Muselmänner wie Christen behandelt. Was die Behauptung anbelange, daß ich den Armeniern »die Wege« gezeigt habe, so sei ich nicht Soldat, um sie darin zu belehren.
»Wenden Sie sich an ihre Botschaft, ich kann nichts tun«, gab er mir zur Antwort. – Daß der Vorgesetzte für seinen Unterbeamten eintritt, ist in der Türkei eine Seltenheit; meistens geschieht das Gegenteil, wenn er nicht einen hochgestellten Protektor hat.

Ich wandte mich an Herrn Testa, ersten Dragoman der Botschaft, der mit dem Minister des Auswärtigen, Said Pascha, der zugleich Präsident der Sanitätsverwaltung war, sprach und ihm auseinandersetzte, daß er mich persönlich seit vielen Jahren kenne und daß ich mich nie mit Politik abgegeben hätte. Said Pascha erwiderte: »Ich weiß ganz gut, daß der Dr. Saad keine Schuld hat, aber was soll ich tun? Der Generalgouverneur von Erzerum ist zur Zeit allmächtig im Palais; wenn Dr. Saad nach Erzerum zurückkehrt, stehe ich für nichts ein.« – Es wurde mir vorgeschlagen, als Direktor des Lazaretts nach Kameran, am Roten Meere, zu gehen; da ich aber meine Familie dahin nicht mitnehmen konnte, so nahm ich das nicht an. Darauf wurde mir Jafa in Palästina angeboten, da ein anderer passender Posten nicht frei war. »Gehen Sie nur hin«, sagte mir der Generalinspektor, »in sechs Monaten sollen Sie nach Beirut kommen.« – Er hat nie Wort gehalten.
Noch ein Beitrag zur Charakteristik des Dr. Cozzonis. Ich hatte den deutschen Delegierten beim Sanitätsconseil, Dr. Mordtmann, gebeten, mir behilflich zu sein, von Erzerum wegzukommen. »Was?« erwiderte er erstaunt, »Sie wollen von Erzerum fort? Haben Sie denn nicht selbst um den Posten gebeten? Als Ihr Vorgänger pensioniert wurde, kam Dr. Cozzonis in den Sanitätsconseil und sagte, Dr. Saad bäte um den Posten in Erzerum und da wir mit Ihnen zufrieden waren, hatten wir nichts dagegen.«

Ich nahm die Stelle in Jafa an und bat um einen Monat Urlaub, um meine Sachen aus Erzerum abholen zu können. Meine Frau mit den Kindern blieb solange im Hotel Pesth in Pera.
Am 23. September reiste ich mit dem russischen Dampfer »Alexandra« nach Trapezunt, wo ich am 26. eintraf. Am folgenden Tage ging es mit dem Kutscher Ali tschausch nach Erzerum weiter. Ich bezahlte für die Hin- und Rückreise acht türkische Pfund und nahm nur einen Handkoffer mit etwas Wäsche mit. Am 2. Oktober stand ich um drei Uhr mittags in Erzerum vor meiner Wohnung, natürlich vor verschlossener Tür, ein Diener war nicht da. Ich suchte zunächst Obdach bei dem armenischen Bankier Hanessian, dessen Hausarzt ich war. Ein paar Stunden später kam der Sanitätswächter und ich konnte ins Haus. Am nächsten Morgen begann ich gleich mit dem Verkauf derjenigen Sachen, deren Transport zu teuer gewesen wäre. Vier Tage brauchte ich dazu, es



عدد ٤٥١

جلد ٦٠

مرور تذكره سی

داخله مخصوص صدر

محل عزيمت واحوالی

اسمی

محل ولادتی

محل اقامتی

صنعتی

محل عزيمتی

تابعيتی

مذهبی

اشكالی

سنی

بوی

كوز

بروت

آغز

بيق

صقال

چكه

چهره

رنك

علامت فارقه

Facsimile des »murur teskeresi« (Paß für das Reisen im Inlande), dem Verfasser von der türkischen Regierung in Erzerum für die Reise nach Konstantinopel ausgestellt.



ging sehr langsam, zugleich packte ich, was ich behalten wollte, ein. Von meinen armenischen Bekannten traute sich niemand zu mir zu kommen, es ist sonst Sitte, den Ankommenden gleich zu besuchen. Bevor es dunkel wurde, ging ich ins Collège Sanassarian, um zu hören, was sich seit meiner Abreise zugetragen hätte und wie die Verhältnisse augenblicklich ständen. Die Professoren entschuldigten sich sehr wegen ihres Nichtkommens, sie wagten sich nicht zu mir, weil sie gehört hatten, daß der Generalgouverneur mir feindlich gesinnt sei. Ich erzählte ihnen, wie dieser Mensch mich ihretwegen in Konstantinopel verklagt habe. Um nicht beobachtet zu werden, saßen wir im Eßzimmer im Erdgeschoß. Sie hatten einige Diener im Verdacht, Spione zu sein. Das Spitzelwesen stand zu jener Zeit in hoher Blüte. Diese Leute – hafije genannt – verdienten viel Geld. Selbst in Pera konnte man nicht in einem europäischen Bierlokal oder einem Kaffee sitzen und sich mit einem Bekannten unterhalten, ohne gewärtig zu sein, daß man belauscht oder beobachtet wurde, denn es gab auch europäische Spitzel aus vornehmem Stande. Auch der armenische Bischof ließ mir durch seinen Vertrauensmann einen Willkommensgruß sagen und um Entschuldigung bitten, wenn er mich nicht besuche. Der arme Bischof wurde später nach Jerusalem verbannt, wo er im armenischen Kloster starb.

Mein Sekretär wollte mir den Schlüssel zum Bureau nicht zurückgeben, er sagte, er handele auf Befehl der Regierung, so daß ich die Tür in Gegenwart von Zeugen aufbrechen lassen mußte. Daß er ein Lump war, merkte ich erst aus einem Briefe, der mir zufällig am Tage meiner Ankunft in die Hände fiel und der von einem türkischen Beamten aus unserer Sanitätsverwaltung an ihn gerichtet war. Das Schreiben war in einem offiziellen Kouvert an den Vertreter des Inspektors adressiert. Es hieß darin wörtlich übersetzt: »Was den Inspektor« – er meinte mich damit – »anbelangt, so haben Sie keine Bedenken, der wird ein zweites Mal nicht wieder in jene Gegend zurückkehren, er zählt zu den Personen, die der Regierung schädlich sind«, (auf türkisch: kendisi devletsche eschchas i muzireden ʿad dilmischdir) mit diesem Ausdruck bezeichnete man zu Abdul Hamids Zeiten die Jungtürken, – »wenn er auch nach Europa ausgerückt ist, wird man ihn nicht loslassen, da die Kaiserliche Regierung sich der Sache angenommen

hat, davon seien Sie überzeugt.« — Der türkischen Schreibweise gemäß stand schräg am unteren Briefrande noch folgender Zusatz: »Bitte dieses Schreiben samt Inhalt geheim zu halten. Wenn Sie irgendwelche Mitteilung von dort haben, so ersuche ich um Nachricht.« —

Der französische Vizekonsul Vigoureux benahm sich sehr liebenswürdig. Es sagte mir gleich nach meiner Ankunft: »Doktor, Sie haben ja Ihre Familie nicht hier, ein Hotel gibt es auch nicht, kommen Sie also ganz ungeniert mittags und abends zum Essen, Sie wissen ja, ich bin mit meinem Sohn allein, es wird stets ein Gedeck für Sie bereit stehen. Sind Sie abgehalten zu kommen, so brauchen Sie nicht abzusagen, wir essen mittags um ein und abends um sieben Uhr.« Für mich war das sehr viel wert, da ich sonst nirgends hingehen konnte. Jeden Abend ließ er mich durch die Konsulatskawassen mit der Laterne nach Hause zurückbegleiten.

Als ich am fünften Tage abends zum Essen kam, sagte er mir: »Doktor, ich habe Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen. Sind Sie mit Ihren Sachen fertig? Ich habe durch zuverlässige Leute im Serail erfahren, daß man die Absicht hat, Sie als politisch verdächtig zu verhaften, machen Sie daher, daß Sie so schnell als möglich Erzerum verlassen. In einem solchen Falle kann die deutsche Botschaft nicht viel für Sie tun. Wie Sie wissen, kann die hiesige Lokalbehörde die unglaublichsten Sachen erfinden und auch Zeugen so viel sie will, beibringen.« Beim Abschied bat ich ihn, falls mir etwas passieren sollte, in einer chiffrierten Depesche die französische Botschaft zu ersuchen, der deutschen Botschaft davon Kenntnis zu geben. Dann brachte mich der Kawass nach Hause.

Bei der Tür angekommen, verabschiedete ich ihn. Ich mußte mehrmals klopfen, bis der Wächter Mustafa kam und aufmachte. Der Sanitätswächter Ali agha hatte um Erlaubnis gebeten zu einer Hochzeit zu gehen, sonst schlief er, solange ich da war, im Hause. Als ich eintreten wollte, stellte sich Mustafa vor mich mit den Worten: »Effendim, bir sche jok! (Herr, es gibt nichts)« und versperrte mir den Eingang. »Was heißt das, es gibt nichts?« — erwiderte ich. In dem Moment überkam mich ein Gefühl, daß etwas gegen mich vorbereitet sei, ich dachte daran ins französi-

sche Konsulat zurückzugehen, der Kawass war aber schon fort und ich wäre allein, wenn die Runde mich getroffen hätte, verhaftet worden. Indessen war ich fest entschlossen, mich nicht ohne weiteres ermorden zu lassen. Ich zog meinen Revolver heraus und ließ ihn die unteren Räume öffnen und hineinleuchten. Jedesmal wiederholte er dieselben Worte: »Effendi, es gibt nichts.« Als wir zur Küche kamen, wollte er zuerst hineingehen. Ich drehte darauf selbst das Schloß um. In der Mitte erblickte ich eine gekrümmte Matte, unter der sich etwas bewegte. Im selben Augenblick schloß ich ab, kehrte nach der Haustür zurück und stieß den Mustafa hinaus. Alsdann ging ich hinauf in die oberen Zimmer, schloß aber die zwei Türen, die hinaufführten, ab und ging in mein Schlafzimmer, schloß auch dieses ab und setzte mich, wie ich war, auf eine der Kisten, nachdem ich einen zweiten langen Revolver aus dem Koffer herausgenommen und vor mich hingelegt hatte. Aus den zwei Fenstern zu entkommen, war keine Aussicht, da beide Eisengitter hatten.
Die ganze Nacht schloß ich kein Auge und erwartete jeden Moment einen Ueberfall. Glücklicherweise lief die Sache gut ab. In der Frühe kam Ali agha, der zweite Sanitätswächter. Er versuchte der ganzen Sache einen harmlosen Anstrich zu geben. Natürlich traute ich auch ihm nicht besonders. Sogleich machte ich mich auf den Weg zum französischen Konsul und erzählte ihm, was geschehen war. »Machen Sie«, sagte er, »daß Sie sofort abreisen, ich fürchte sonst für Sie, der Generalgouverneur ist nicht wählerisch in seinen Mitteln.« – Ohne Verzug kehrte ich heim, ließ meinen Kutscher rufen und sagte ihm: »Ali, bist Du bereit abzufahren? Es liegt mir daran, bald zu meiner Familie nach Konstantinopel zu kommen, wenn Du schnell fährst, gebe ich Dir, in Trapezunt angekommen, zwei türkische Pfund mehr. Sei in einer Stunde hier, sage niemandem etwas.« – »Du kannst Dich auf mich verlassen, Effendi«, sagte er.
In der Zwischenzeit ließ ich einen mir bekannten armenischen Kommissionär kommen und übergab ihm die Kisten zur Spedition. Noch war eine Schwierigkeit zu überwinden. Wie ohne einen berittenen Gendarmen wegfahren? Ich zeigte dem Ali agha eine fingierte Depesche von der Verwaltung aus Konstantinopel und fragte ihn, ob es nicht möglich sei, unter Umgehung des General-

19*

gouverneurs durch den Gendarmerieoffizier einen Gendarmen zu bekommen, natürlich mit guten Worten und noch etwas dazu. »Hier bekommen Sie keinen Gendarmen«, antwortete er, »der Generalgouverneur hat schon Befehl gegeben, Ihnen keinen zu geben. Ich weiß aber ein anderes Mittel, geben Sie mir einen Medschidie (ungefähr vier Mark), ich fahre in meiner Uniform mit Ihnen bis zur ersten Station Illidscha, auf diese Weise kommen Sie aus der Stadt und in Illidscha gebe ich dann dem Gendarmerieoffizier die vier Mark und Sie haben einen Gendarmen. Wenn Sie erst einen haben, dann hat's keine Schwierigkeit in den folgenden Stationen einen andern zu bekommen.« – Auf diese Weise kamen wir glücklich in Illidscha an und erhielten, wie Ali agha vorher gesagt, auch einen berittenen Gendarmen. Ich blieb während der ganzen Verhandlung im Wagen, ohne mich sehen zu lassen.

Auf der nächsten Station Baiburt war der Hanbesitzer sehr unfreundlich. Er kam zu mir in mein Zimmer und behauptete, er müsse noch fünf Reisende darin unterbringen. Ich weigerte mich, jemanden hineinzulassen und drohte mit meinem Revolver jeden Eindringling zu erschießen. Danach hatte ich Ruhe. Später hörte ich von meinem Kutscher Ali, daß aus Erzerum, wo meine Abreise bemerkt worden war, eine Depesche vom Generalgouverneur über mich eingetroffen war. Da begriff ich das Benehmen des Hanbesitzers. Wer weiß, was für Mordgesellen er mir beigeben wollte. Natürlich war vom Schlafen keine Rede, ich befürchtete irgend einen Ueberfall. Ich wurde jedoch in Ruhe gelassen.

Eins unserer Pferde kränkelte, wir waren infolgedessen gezwungen langsam zu fahren. Es wurde ihm Pfeffer in die Nase geblasen, dann wurde das Tier »besprochen« gegen das böse Auge usw. Alles half nichts. In Gümüschhane zeigte der Kutscher Ali tschausch das Pferd einem Mufti, der des Weges kam, derselbe besprach es mit einem Gebet, zog es an den Ohren und ging dann weiter. Schon von Gümüschhane aus mußte ich ohne Gendarmen fahren, überall hieß es »Atlymyz jokdür« (wir haben keine Reiter); sicher auf Befehl von Erzerum. Eine halbe Stunde nach Dschevislik war die Brücke derartig schadhaft, daß ich aussteigen mußte. Der Kutscher schaffte alles auf die andere Seite hinüber, spannte die Pferde aus und zog sie einzeln über die Brücke. Da die Wege

von hier ab immer schlechter wurden, mußte ich oft aussteigen, wir fuhren, da die Chaussee ganz unpassierbar war, über den Boztepe nach Trapezunt.
Ich stieg im Hotel d'Italie ab. Nachmittags besuchte ich den Generalgouverneur, Ali beg, den ich von früher kannte. Ein Mann ohne Fanatismus, der auch gut französisch sprach. Er stellte mich seiner Frau vor, einer Griechin aus Samsun – die Mohammedaner können ganz gut eine Andersgläubige heiraten, ohne daß diese ihren Glauben zu ändern braucht, gern gesehen wird es aber nicht, die Kinder werden natürlich im Glauben des Vaters erzogen. Ich wurde zum Abendessen eingeladen und mußte von Erzerum erzählen, auch von dem Generalgouverneur. »Was wollen Sie«, sagte mir Ali beg, »Hassan Chairi Pascha ist ein wildes Tier.« – Er riet mir, dem Sanitätsconseil auseinanderzusetzen, daß Hassan Chairi Paschas Klagen gegen mich nur »aus seinem übertriebenen Fanatismus und Haß auf alles, was christlich und ausländisch ist« herrührten, die Sanitätsverwaltung solle nur offiziell bei dem Wilajet von Trapezunt anfragen, wo ich vorher gewesen sei, es würde mir bezeugt werden können, daß ich mich stets loyal gegen die türkische Regierung benommen und mich niemals irgendwie politisch betätigt hätte. Der Generalgouverneur solle nur Beweise und kein Geschwätz beibringen.
Am 21. Oktober mittags traf ich wieder in Konstantinopel wohlbehalten bei meiner Familie ein. Als ich mich am nächsten Tage bei der Sanitätsverwaltung meldete und dem Generalinspektor über meine Reise berichtete, riet mir derselbe, dem Sanitätsconseil von all dem nichts zu schreiben, ich würde nur dadurch die türkische Partei noch mehr gegen mich aufreizen und schließlich doch nichts erreichen.
Meine Versetzung nach Jafa (Palästina) war unterdessen perfekt geworden. Ich reiste mit Familie den 28. Oktober mit dem italienischen Dampfer »Jonio« aus Palermo ab. Das Schiff war ein kleiner Frachtdampfer, der in Jafa Orangen laden sollte, ein miserabler Kasten, schmutzig im höchsten Grade, dazu schlechtes Essen, schlechtes Wasser, unbequeme Kabinen und unaufmerksame Bedienung. Der herrschenden Quarantäne halber blieb uns aber nichts anderes übrig, als damit zu fahren. Überhaupt war die Reise eine Tortur für uns alle. Vor den Dardanellen fing es schon

an, schlechtes Wetter zu geben, das die ganze Zeit hindurch dauerte und sich vor Rhodos sogar zu einem Sturm steigerte, der bis Jafa anhielt. Frau und Kinder konnten bald nichts essen und mußten sich legen.

VIERZEHNTES KAPITEL

IN JAFA

Als wir am 2. November morgens ankamen, hatte das Meer sich etwas beruhigt, so daß wir ein paar Stunden später ohne Lebensgefahr aussteigen konnten. Der Sekretär des Sanitätsamts kam mit einem Wächter, uns abzuholen. Wir stiegen im Hotel Howard ab. Die Bedienung ließ viel zu wünschen übrig, ebenso das Essen. Eins unserer Kinder erkrankte an Dysenterie, die es sich höchstwahrscheinlich durch das schlechte Wasser auf dem »Jonio« zugezogen hatte. Es dauerte lange, ehe es sich erholte.

Unsere erste Sorge war, eine Wohnung zu finden, was sehr schwer war. In der deutschen Kolonie gab es nichts, schließlich fanden wir eine kleine Wohnung, die einem Eingeborenen Beirutti gehörte. Sodann engagierten wir einen arabischen Diener und ein deutsches Kolonistenmädchen.

Da im Sanitätsbureau wenig zu tun war, eröffnete ich ein Konsultationszimmer und engagierte einen Dolmetscher, einen Juden, der sich auf die Dauer sehr gut bewährte, da ich viele Juden als Patienten bekam und ihren Jargon nicht verstand. Die dankbarsten Patienten waren die Juden, sie bedienten sich auch häufiger eines Arztes, die Christen und Mohammedaner dagegen geben in der Regel wenig für ihre Gesundheit an Arzt und Apotheker, die letzteren vertun gern viel im Essen. Ein arabisches Sprichwort sagt: Isa biedschma', Mohammed biebla', (Jesus, d. h. der Christ, sammelt, Mohammed, d. h. der Mohammedaner, verschluckt's).

Ende Juli fanden wir eine bessere Wohnung bei einem Araber. Die Zimmer lagen alle in einer Reihe nach zwei Straßen hin, leider mit einem arabischen Dache. Nach der inneren Seite hatte die Wohnung einen kleinen Orangengarten nebst Brunnen, dann Stallung und Hühnerhof. Der Hausbesitzer war der Ersparnis wegen mit seiner Familie in ein kleineres Häuschen ausgezogen.

Der Quarantänedienst zur See war dadurch sehr erschwert, daß ich bei den Behörden keinen Rückhalt fand. Jeder, der sich etwas zu sein dünkte, wollte hineinreden. So bekam ich eines Tages bei

der ärztlichen Visite eines österreichischen Dampfers Streit mit einem türkischen Obersten. Die mir beigegebenen Polizisten weigerten sich, denselben zu verhaften, ja nur, um seinen Namen zu bitten. Auf meine Aufforderung dazu sagten sie einfach: »bizde« (wir wissen's). Vom Dampfer zurückgekehrt, teilte ich dem Generalgouverneur von Jerusalem, Ibrahim Pascha, der vor ein paar Tagen nach Jafa gekommen, den Vorfall mit und bat ihn, den betreffenden Obersten zur Rechenschaft ziehen zu lassen. »Sie haben einen Fehler begangen«, sagte er mir, »Sie hätten in Uniform an Bord gehen müssen, so weiß ja niemand, wer Sie sind.« Ich erwiderte ihm, daß kein Quarantänearzt Uniform habe und nur die Sanitätswächter solche trügen, ich hätte einen solchen bei mir gehabt wie auch Polizisten. Die Ausrede sagt genug. Da es Offiziere gibt, die fähig sind, einen durch Soldaten auf der Straße anfallen zu lassen, benachrichtigte ich das deutsche Vizekonsulat in Jafa und telegraphierte und schrieb auch an die Sanitätsverwaltung in Konstantinopel. Ich bekam aber gar keine Antwort. Der Generalgouverneur Ibrahim Pascha soll, wie ich später hörte, gesagt haben: »Wir (d. h. die türkische Behörde) würden dem Dr. Saad beigestanden haben, wenn er nicht das deutsche Vizekonsulat avisiert hätte.« –

Anfang April des folgenden Jahres unternahm ich mit meiner Familie eine Pilgerreise nach Jerusalem. Der Bequemlichkeit halber fuhren wir mit der Bahn. Die Waggons schaukelten sehr, die Türen schlossen nicht gut, die Rouleaux schützten nicht gegen die Sonne, kurz, die ganze Einrichtung auf dieser Bahn war höchst mangelhaft. Vor der ersten Station Lydda passierte die Bahn einen großen Olivenhain. Bald darauf kam der große Ort Ramle. Einige Aussätzige kamen an die Waggons, um zu betteln. Dann folgten die Stationen Sedsched und Deir-Aban. Auf dieser Strecke schaukelte es so stark, daß viele Passagiere seekrank wurden. Wir passierten noch die Station Bettir, die sehr romantisch inmitten von Gärten liegt und kamen gegen Abend in Jerusalem an. Wir nahmen einen Wagen bis zum Jafa-Tor und gingen von dort zu Fuß nach der Casa Nova, dem Hospiz der Franziskaner, an das ich ein Empfehlungsschreiben vom italienischen Vizekonsul hatte. Wir wurden zuerst nach unserer Nationalität gefragt und ans deutsche oder österreichische Hospiz gewiesen, jedoch, nachdem



JAFA.



man unsere Empfehlungsschreiben gelesen hatte, zurückgerufen und erhielten zwei leidliche Zimmer. Am nächsten Tage war die Verpflegung schlecht, man ließ für uns im Speisesaal zweiter Klasse servieren. Ich schickte einen mir bekannten Dragoman, der mit Reisenden im Hospize war, zum Padre Presidente und drohte, wenn wir nicht bessere Kost bekämen, auszuziehen, er möge nicht denken, daß wir als Pilger nicht bezahlen wollten. Hierauf wurde sofort in der ersten Klasse für uns umgedeckt und wir waren während der zwei Wochen, die wir in der Casa Nova blieben, ganz zufrieden. Heutigen Tages braucht man nicht mehr nach einem Hotel zu suchen, wir haben in Jerusalem deutsche Hotels und Hospize, wo man wie »bei Muttern« untergebracht ist, z. B. das Hotel Fast, das St. Paulushospiz, Rektor P. Ernst Schmitz, das Kaiserin Auguste-Viktoriastift auf dem Ölberg oder das Johanniterhospiz. Von dem Padre Presidente, den ich auch bei der Abreise zufrieden stellte, schieden wir als gute Freunde. Um sein Benehmen zu verstehen, muß man im Oriente gelebt und die Eifersüchteleien der Europäer untereinander, selbst der christlichen Konfessionen mit angesehen haben. Recht traurig für uns Christen! –

Am folgenden Tage machten wir einen Besuch im Konsulat, unternahmen einen Spaziergang um die Stadt und fuhren zur Baumwollengrotte und Jeramiasgrotte. Beide Grotten liegen sich gegenüber. Nachdem wir dem Scheich einen Backschich in die Hand gedrückt, wurden wir zuerst in einen kleinen Hof, dann über einen Betplatz in die Jeremiasgrotte geführt, wo man uns das Grab des Sultan Ibrahim und das Grab des Jeremias zeigte. Hier hat Jeremias angeblich seine Klagelieder verfaßt. Der Hügel über der Jeremiasgrotte soll das Golgatha sein. Wir fuhren durch die russischen Besitzungen zurück.

Nachmittags besuchte ich den Mutesarrif (Gouverneur) von Jerusalem, Ibrahim Pascha. Sein offizieller Dragoman, Bschara Effendi, ein Christ, empfing mich. Ich sagte ihm, daß ich mich auf Urlaub in Jerusalem befinde und die Gelegenheit benutzen wollte, auch Sr. Exzellenz meine Aufwartung zu machen. Nachdem ich einige Minuten gewartet, wurde ich vorgelassen. Mein Gruß wurde kaum erwidert. »Was wollen Sie hier?« frug mich Ibrahim Pascha. «Weshalb sind Sie gekommen?« – Ich erwiderte, daß ich nichts weiter

wolle als bei Gelegenheit meines Hierseins als Beamter, wie die Franzosen sagen, »présenter mes respects.« – »Sie sind deutscher Untertan, Sie sind ein Fremder, ich habe mit Ihnen nichts zu tun« sagte er. – »Ich komme«, erwiderte ich. »weder als Deutscher noch als Fremder, ich komme als Beamter, um einen Akt der Höflichkeit zu erfüllen und protestiere gegen die Art und Weise, wie Sie mir meine Nationalität zum Vorwurfe machen.« – Damit ging ich fort. Am folgenden Tage machte ich dem Generalkonsul von Tischendorf Mitteilung von dem Vorfall. Später hörte ich von dem Kanzler des deutschen Vizekonsulats in Jafa, der Generalkonsul habe erklärt, ich sei selbst Schuld, ich sei zum Generalgouverneur mit dem Hut gegangen, während ich ins Konsulat mit dem Fez gekommen sei. Dies war nur eine Ausrede, um keine weiteren Schritte zu tun. Ich besaß in Palästina überhaupt keinen Hut und trug, meiner Stellung wegen, stets den Fez.
Man sagte mir dann, daß Ibrahim Pascha ein Deutschenhasser sei und den deutschen Kolonisten viele Scherereien bereite. Auch der Präsident der Munizipalität in Jerusalem soll in einer Versammlung erklärt haben: »die Deutschen seien keine Nation.« In der Türkei herrschte überhaupt seit ein paar Jahren eine Antipathie gegen alles Fremde. Es wurde streng darauf gesehen, ob der sich zu einer Stellung Meldende Raᶜijje (Untertan) war oder nicht. Nur türkische Untertanen anvancierten, bekamen Rangstufen oder Dekorationen. Während unseres Aufenthalts in Jafa kam einmal der Vizepräsident der Sanitätsverwaltung von einer Inspektionsreise im Roten Meere bei uns durch. Er stieg nicht aus, ich fuhr zu ihm an Bord. »Wieviel Uhr ist es?« fragte er mich. – »Elf Uhr, nach fränkischer Zeit«, antwortete ich. Sofort runzelte er die Stirn und sagte mir: »Sie haben Ihre Uhr auf die türkische Zeit einzustellen.« – Bekanntlich haben die Orientalen die Zeiteinteilung von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. So sind die Leute, man darf nicht einmal seine Uhr nach Belieben stellen.
Nachmittags gingen wir zum Klageplatz der Juden. Wir kamen gerade hinzu, wie eine Gruppe Juden an den Mauern des alten Tempels den Untergang Jerusalems beweinte. Von hier gingen wir zur Synagoge Beit Jacob. Von der Kuppel aus hat man eine schöne Aussicht. Die Juden erzählen, der Baumeister der Synagoge, ein Christ, sei zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt worden,

weil er die Synagoge anderthalb Meter höher als die danebenstehende Moschee gebaut hatte.
Am 7. April machten wir bei prachtvollem Wetter eine anderthalbstündige Wagenfahrt zu den Salomonischen Teichen. Eine halbe Stunde weiter erreicht man Bethlehem. Im Hospiz der Franziskaner St. Catharina stiegen wir ab und wurden sehr freundlich aufgenommen. Trotz des Freitags bekamen wir ein opulentes Mittagsmahl. Fra Giovanni bediente uns selbst in der liebenswürdigsten Weise. Nach dem Essen führte er uns in die Marienkirche und die Geburtskapelle. Vor derselben, wie in der Marienkirche, standen türkische Wachen mit Gewehr. Welche Demütigung für die Christenheit, daß die Türken unter ihnen Frieden halten müssen! Eine Wagenfahrt von einer Stunde brachte uns zum Mariengrab. Von hier bestiegen wir zu Fuß den Oelberg. Der Weg ist sehr schlecht, doch hat man oben eine prachtvolle Aussicht auf das Tote Meer. Seit dem Bau des Ölbergstiftes gibt es einen guten fahrbaren Weg. Auf dem Rückwege besuchten wir den Gethsemanegarten. Die alten Oelbäume hier sollen aus Jesu Zeiten stammen. Ein Franziskanerbruder, der im Garten arbeitete, führte uns herum und schenkte uns Blumen.
8. April. Wir gingen zum Hause der heiligen Veronica, in die Via Dolorosa und in die Annenkirche. Nachmittags beobachteten wir die russischen Pilger, die mit dem heiligen Feuer aus der Grabeskirche zurückkehrten.
9. April. Wir besichtigten die Grabeskirche. Nachmittags waren wir auf »Zion«, wo sich jetzt ein imposanter Bau erhebt, die deutsch-katholische Marienkirche mit Abtei der Benediktiner, dann in der deutschen Kolonie.
10. April. Der Kawaß vom deutschen Konsulate holte uns um acht Uhr morgens von Casa Nova ab zum Haram esch Scherif. Die Juden betreten den Platz nicht; da hier das Tempelareal ist, fürchten sie auf eine heilige Stelle zu treten. Beim Betreten der Kubbet es Sachra mußten wir Pantoffeln anziehen. Das Innere ist prachtvoll, mit sehr schönen Mosaikarbeiten geschmückt. Sodann ging es in die Moschee el Aksa, ein sehenswerter Bau. Von hier zu den Ställen Salomons, dem Goldenen Tor, dem Thron Salomons, dem Haus des reichen Mannes. Auf dem Rückwege besuchten wir den Muristan, der deutscher Besitz ist.

11. April. Nachmittags machten wir eine schöne Spazierfahrt nach Ain Karim (St. Johann), besuchten das Kloster der Franziskaner die Geburtsstätte des Johannes und das Etablissement der Zionsschwestern (von Pater Ratisbonne gestiftet). Die Stube des verstorbenen P. Ratisbonne wird genau so erhalten wie zu seinen Lebzeiten, auch sein Papagei wird noch von den Schwestern gepflegt. Da ich P. Ratisbonne persönlich gekannt, besuchten wir auch sein Grab. Er war eine edle Seele. Von Geburt ein Jude, aus einer reichen Bankierfamilie in Straßburg stammend, trat er in Rom zum Katholizismus über. Sein ganzes Vermögen wie sein Leben hat er in Jerusalem zur Gründung von wohltätigen Anstalten geopfert und in Europa verschiedene Reisen gemacht, um für seine Waisenkinder Geld zu sammeln. Auf einer dieser Reisen war er in das Haus meines Erziehers, Professor Dr. L. Reinke, gekommen, wo ich ihn, damals noch ein Junge von zwölf Jahren, zum ersten Male sah.

Am 12. April kehrten wir nach Jafa zurück. Ein paar Monate später kam der Generalgouverneur von Jerusalem Ibrahim Pascha, nach Jafa. Er ließ mich in die Munizipalität kommen und übergab mir die Papiere eines verstorbenen vornehmen Franzosen, dessen Leiche nach Frankreich überführt werden sollte, zur Ausstellung eines Attestes von Seiten des Sanitätsamts. Darauf sagte er mir auf französisch: »Doktor, wir sind jetzt Freunde, Sie sind türkischer Untertan, zwischen uns ist alles in Ordnung. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, der auch Ihr Vorgesetzter ist, hat mir vor zwei Monaten telegraphiert, daß Sie türkischer Untertan sind. Hat Ihnen der Kaimakam nicht von dieser Depesche Mitteilung gemacht? Es ist für Ihre Stellung besser, wenn Sie türkischer Untertan sind, Sie würden sonst zu leiden haben. Sie können es sich als Ehre anrechnen, wenn man Sie zum Untertan haben will. Es könnte sein, daß ich stürbe, oder Jerusalem verließe, alsdann wären Sie immer noch türkischer Untertan.« – Ich erwiderte ihm ganz höflich, daß ich keinen Grund hätte meine deutsche Untertanenschaft aufzugeben. – »Sie werden das bereuen« erwiderte er. – Daß ich mich von jetzt ab auf eine Fortsetzung der verschiedenen Chikanen und Intriguen gefaßt zu machen hatte, die bereits seit drei Jahren in Gang waren und ihren Grund nur in meiner Eigenschaft als fremder Untertan hatten, war mir sofort klar.

Inzwischen brach eine heftige Malariaepidemie aus. Man zählte täglich 40 bis 50 Sterbefälle. Wo man auch hinkam, lagen in den Häusern Kranke. Die Ärzte in den Straßen konnten nicht passieren, ohne von mehreren Personen angehalten zu werden. Ich hatte oft kaum Zeit zum Essen, selbst nachts fand ich keine Ruhe. Die Leute boten oft an die hundert Mark für einen Nachtbesuch; der eigenen Gesundheit wegen mußte ich ablehnen, jede Überanstrengung rächt sich hier bitter. Meine eigenen Kinder erkrankten auch an Malaria. Wir waren alle ganz elend, das Essen wurde oft unberührt wieder herausgetragen.
Als die Epidemie nachließ, schrieb ich um Urlaub nach Konstantinopel, den ich auch bekam. Am 17. August 1893 reisten wir nachmittags vier Uhr mit dem österreichischen Dampfer »Electra« ab, der uns über Port Said und Alexandrien am 26. August nach Triest brachte. Von dort aus kehrten wir über Wien und Berlin in die Heimat zurück. Bevor mein Urlaub von drei Monaten um war, reichte ich meinen Abschied ein, ich hatte genug Ärger im Dienste gehabt.
Über das folgende Jahr gehe ich kurz hinweg, da meine Schicksale während dieser Zeit kein allgemeines Interesse haben. Bei einem Besuch, den ich in London machte, um meine dort ansässigen Schwäger zu besuchen, machte das englische Leben einen so guten Eindruck auf mich, daß ich mich entschloß, mich mit meiner Familie in London als Arzt niederzulassen. Nach der Auskunft, die ich erhielt, sollte es möglich sein, in sechs Monaten mit Hülfe eines grinder (Einpaukers) und nachdem ich das Englische erlernt, das medizinische Examen in dem Apothecaries Hall zu machen, welches zur Ausübung der ärztlichen Praxis berechtigt. Das Examen ist ein mündliches und schriftliches in den praktischen Fächern, die theoretischen Examia wurden mir erlassen.
Nach zwei Monaten, die ich hauptsächlich zum Erlernen der englischen Sprache benutzte, besuchte ich täglich Guy's Hospital, eine der besten medizinischen Universitäten. Für die Erlaubnis zum Besuch der Vorlesungen mußte ich zehn Guineen zahlen, ferner noch drei Guineen für einen praktischen Kursus in der Arzneikunde, da viele englische Ärzte die Medikamente selbst im Hause zubereiten. Außerdem setzte ich meine Sprachübungen fort und las mit einem älteren Mediziner medizinische Bücher, um mich an

die technischen Ausdrücke zu gewöhnen. Inzwischen belegte ich auch einen Kursus auf einen Monat im Queen Charlotte Lying-In-Hospital, um mich praktisch in der Geburtshilfe zu vervollkommnen. Zu dem Zweck mietete ich in nächster Nähe ein Zimmer, wo auch andere Studenten wohnten. Wir wurden telephonisch der Reihe nach gerufen, sobald eine Geburt oder Operation vorlag, selbst nachts. Die bedeutendsten Professoren Londons arbeiteten hier.

Vor Jahresschluß hatte ich einige Examina hinter mir und sah mich um, wo ich mich niederlassen könnte. Überall wurde mir geraten, mich mit irgend einem englischen Kollegen zu assoziieren, dem ich dafür eine einmalige Zahlung in der Höhe seines Jahreseinkommens, also etwa 800 bis 2000 englische Pfund, zu leisten hätte. Die Einnahmen würden dann geteilt, der Kollege führte aber die Bücher. Ohne eine solche Assoziierung sei für einen Fremden keine Möglichkeit in die Praxis zu kommen. Ich hatte in der Tat schon während meines kurzen Aufenthalts gefunden, daß die Engländer sich gegen Ausländer sehr exklusiv verhalten und bei aller äußerlichen Liebenswürdigkeit den Fremden nicht für voll ansehen. Ein paar Engländer, mit denen ich im Auslande den freundschaftlichsten Umgang gehabt hatte, denen ich auch in jeder Weise gefällig gewesen war, zeigten sich kühl und zurückhaltend. Ich hatte diese Verhältnisse bei meiner Übersiedelung nach London nicht hinreichend gekannt und sah nun die Unmöglichkeit ein, es hier zu etwas zu bringen. Auch vertrug ich den Londoner Nebel nicht. Infolgedessen schrieb ich nach Konstantinopel und kam um meine Wiederaufnahme in den Sanitätsdienst ein, was mir auch bewilligt wurde. Man hatte sich überhaupt gewundert, daß ich meinen Abschied genommen hatte. Mitte Januar reiste ich mit meiner Familie aus London ab und traf am 24. Januar wieder in Konstantinopel ein.

FÜNFZEHNTES KAPITEL
IN TSCHATALDSCHA

Wir stiegen vorläufig im Hotel Pesth ab. Dann ging ich in die Sanitätsverwaltung. Hier machte mir der Generalinspektor Dr. Cozzonis Vorwürfe, daß ich den Dienst verlassen, er wollte die Gründe wissen. Daß er das meiste dazu beigetragen, konnte ich ihm nicht erwidern.
Am 4. Februar wurde ich zum Direktor des Lazaretts in Tschataldscha ernannt. In Konstantinopel war die Cholera ausgebrochen. Man hatte daher bei Tschataldscha ein Lazarett errichtet, wo die Provenienzen aus der Hauptstadt einer Desinfektion und die Reisenden, welche sich mit der Eisenbahn nach der europäischen Türkei oder Europa begaben, einer fünftägigen Quarantäne unterworfen wurden. Als Unterärzte wurden mir Dr. Vassiliadis, ein Grieche, und Dr. Omer Danisch Bey, ein türkischer Militärarzt, zugeteilt. Außerdem bekam ich einen Sekretär für das Französische und einen türkischen Schreiber nebst mehreren Sanitätswächtern.
Am 6. Februar abends reiste ich mit Familie ab. Wir blieben bis zum 10. nachmittags in einer der Baracken des Lazaretts. In diesen elenden, Wind und Wetter ausgesetzten Buden war es vor Kälte nicht zum Aushalten. Der Wind pfiff überall durch und es regnete. An Lebensmitteln war wenig oder gar nichts zu bekommen. Das Dorf Tschataldscha war eine halbe Stunde entfernt. Ich mietete in Tschataldscha ein Quartier im Hause eines Armeniers, der mir von dem Arzte des Ortes empfohlen wurde. Für die Tour hin und her mietete ich ein Pferd zu acht Piastern täglich. Unsere Wohnung war auch nicht viel wert. Die Kinder husteten alle, eines von ihnen, Erich, am meisten. Im Orte herrschte Influenza, aber eine gutartige. Nach ein paar Tagen entwickelte sich bei Erich eine Lungenentzündung. Dazu kam Brechdurchfall mit hohem Fieber. Der Stadtarzt Dr. Chourmisiadis und Dr. Vassiliadis halfen mir bei der Behandlung, aber trotz aller Mühe und Pflege Tag und Nacht, besonders von Seiten meiner Frau, verschlimmerte

sich sein Zustand. Am 20. Februar mittags trat die Agonie ein und als ob er sein Ende herannahen fühlte, nahm er von uns Abschied. Den nächsten Morgen 6¼ Uhr lebte er nicht mehr.

Welch' ein Herzeleid für uns! Was wir darunter gelitten, ist unmöglich zu sagen. Es war hart, den Jungen zu verlieren, nachdem wir ihn von Geburt an so gepflegt hatten, dazu noch in einem ganz fremden Lande. Da ein christlicher Begräbnisplatz nicht vorhanden war, blieb uns nichts anderes übrig, als ihn auf dem griechischen Friedhof provisorisch beizusetzen, bis wir ihn, nach Aufhebung der Quarantäne, nach Konstantinopel überführen konnten. Das Begräbnis fand am folgenden Tage nachmittags vier Uhr statt. Drei griechische Geistliche holten den Sarg ab und brachten ihn zur Kirche, wo Gebete gesungen wurden. Die beiden Kollegen mit dem griechischen Schullehrer hielten die Bänder des Sarges. Von der Kirche aus ging's zum Friedhofe außerhalb der Stadt, am Fuße des Berges. Bei all diesem Kummer mußte ich noch meinen schweren und verantwortungsvollen Dienst versehen.

Es läßt sich denken, daß die Wohnung, in der wir so traurige Stunden verlebt hatten, uns verleidet war. Dazu kam noch das herzlose Benehmen unserer armenischen Hausleute, die unter uns wohnten. Am dritten Tage nach der Beerdigung unseres Kindes holten sie Musik ins Haus, betranken sich mit vielen Eingeladenen in Raki, ohne Rücksicht zu nehmen, nach einigen Tagen wiederholten sie diese Barbarei. Die Einwohner von Tschataldscha machten überhaupt einen schlechten Eindruck.

Nach einigen Tagen konnte ich im Bureau ein paar Zimmer frei bekommen, die wir dann am fünften März bezogen.

Tschataldscha, auf griechisch Metrai, liegt zwischen zwei Bergen, 72 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Hier spielten sich die erbitterten Kämpfe in dem diesjährigen Balkankriege ab. Ringsherum liegen verschiedene Dörfer. Tschataldscha zählt ungefähr 900 Häuser, ist Sitz eines Mutesarrif und eines griechischen Bischofs. Das Klima ist im ganzen gesund, doch ist Malaria häufig. Die hauptsächlichsten Winde sind der Nord- und Südwind. Die Temperatur im Winter kann bis 10° C und 15° C unter Null sinken und steigt während des Sommers bis + 35° C, selbst bis + 40° C. In den Monaten Februar und März hielt sie sich zwischen + 5° C und + 7° C, niemals fiel sie unter den

Gefrierpunkt. Regen, schönes Wetter, bedeckter Himmel, wechselten miteinander ab. Schnee fiel nur einmal, am 24. Februar. Am meisten herrschte Nordwind. Das Wasser ist ziemlich gut. Seit dem Bahnbau ist Tschataldscha wichtig geworden, hauptsächlich durch seine befestigte Stellung. Die Jagd um Tschataldscha ist berühmt, im Sommer findet man hier viele Jäger aus Konstantinopel. Die Eisenbahnstation liegt eine halbe Stunde von Tschataldscha entfernt, das Lazarett einhundertfünfzig Meter von der Eisenbahnstation.

Am 7. Februar hatte die fünftägige Quarantäne gegen die Provenienzen von Konstantinopel angefangen, am 19. März wurde sie auf achtundvierzig Stunden und am 4. April auf ärztliche Visite heruntergesetzt.

Der Dienst war anfangs sehr beschwerlich, es kamen viele Reisende und sie unterzubringen war keine leichte Aufgabe, da es an allem fehlte. Zum Glück nahm der Zufluß bald ab.

Der Konventional-Zug kam von Konstantinopel um zehn Uhr in Tschataldscha an, er mußte dann beim Lazarett halten, die Reisenden mußten aussteigen, passierten die ärztliche Visite und die Desinfektion ihrer Sachen vermittels eines Pulverisateurs (Sublimatlösung). Auch die Waggons des Zuges wurden jedesmal desinfiziert und blieben 24 Stunden lang in der Station, den nächsten Tag nahmen sie die Reisenden auf, welche ihre Quarantäne absolviert hatten und fuhren weiter. Der Orient-Expreß für Europa hielt sich anfangs nicht auf, er wechselte nur Maschine und Personal. Dieser Zug kam zweimal wöchentlich, Mittwochs und Samstags gegen 12 Uhr. Später, bei Verschärfung der Quarantäne wurden, während die Reisenden sich einem Verhör unterziehen mußten, die Waggons desinfiziert, alsdann überstanden die Reisenden ihre Quarantäne in den Waggons auf einer isolierten Eisenbahnlinie der Station. Eine Abteilung Gendarmen bewachte den Zug. Man war zu dieser Maßregel genötigt, da die Reisenden es in ihren Waggons besser hatten als in den Baracken. Die Waren passierten frei, lebende Tiere mußten durchs Wasser.

Um das Lazarett war ein Kordon von Gendarmen gebildet zur Sicherheit der Reisenden in der Quarantäne und zugleich, damit niemand entschlüpfen konnte. In den verschiedenen Abteilungen des Lazaretts waren Sanitätswächter aufgestellt.

Jedesmal, wenn die Reisenden die Baracken verließen, wurden diese gereinigt und desinfiziert und die Wäsche wie Bettsachen gereinigt. Bei gutem Wetter wurden die Baracken auch gewaschen. Die Dejektionen wurden außerhalb des Lazaretts in tiefe Gräben gebracht und desinfiziert.
Der ärztliche Dienst bestand in einer minutiösen Beobachtung der Reisenden in der Quarantäne und der Aufsicht darüber, daß es ihnen den Umständen gemäß an den nötigsten Lebensmitteln nicht fehle. Zum Glück ging alles gut, während der ganzen Zeit ereignete sich kein Cholerafall im Lazarett. Im ganzen nahm das Lazarett 2048 Personen auf. Von diesen konnten nur 553 die Taxe zahlen, die übrigen 1493 gaben sich als arm aus und viele von ihnen verlangten noch Brotrationen nach dem Reglement. Unter diesen waren viele hodschas (Schriftgelehrte) und Militärzöglinge, die sich in die Heimat begaben, um den Ramazan zu feiern.
Das Terrain, auf dem das Lazarett stand, war sumpfig, so daß es während der Regenzeit unmöglich war, von einer Baracke zur andern zu gehen, ohne tief in den Boden einzusinken. Das Lazarett hatte zwölf Baracken, ein Bureau für das Personal, ein Bureau für Ankommende, ein Hospital, eine Art Küche, wo auch Brennholz und Holzkohlen lagern konnten und eine Baracke für Gendarmen. Alles war aus Holz und sehr mangelhaft und in der primitivsten Weise gebaut; Wind und Regen hatten freien Zutritt von allen Seiten. Jede Baracke hatte eine Latrine, 15 Meter entfernt, ohne einen gedeckten Gang. Ein Brunnen inmitten des Lazaretts lieferte ziemlich gut trinkbares Wasser.
Natürlich hatten die Reisenden sehr viel zu klagen, da sie in ihrer Gefangenschaft sehr viel entbehren mußten und sich auch nichts verschaffen konnten. Ich wußte oft nicht, was ich den armen Leuten auf ihre berechtigten Vorwürfe antworten sollte, ich konnte sie nur auf Konstantinopel verweisen und sie wußten nur zu gut, daß das nichts bedeutete. Dazu kamen noch Hetzereien der Beamten untereinander, ich hatte oft nachts nicht Ruhe — die Sanitätsverwaltung hatte mir die Verantwortung für den ganzen Dienst bis in die kleinsten Details aufgeladen. Mit den Lokalbehörden stand ich auf gutem Fuße. Der Mutesarrif, Dschevad Bei, dem ich gleich bei meiner Ankunft einen Besuch machte, war bis zu meiner Abreise aus Tschataldscha gleichmäßig zu-

vorkommend. Auch die Eisenbahndirektion versuchte nicht, mir in der Ausübung meines Amtes irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Dschevad Bei, war sogar nobel genug, nach Aufhebung der Sanitätsmaßregeln aus eigenem Antrieb an die Sanitätsverwaltung ein offizielles Schreiben zu richten, in welchem er meine Verdienste während der ganzen Zeit anerkannte und hinzufügte, daß die Reisenden wie die Einwohner sehr zufrieden gewesen seien. Zugleich bat er um eine Entschädigung für mich in Anbetracht meiner Mühen. Ich habe dieselbe nie gesehen.

Am 22. Mai konnten wir nach Konstantinopel zurückkehren. Den Tag vorher ließ ich die Leiche unseres Kindes exhumieren, in einen zweiten mit Zink beschlagenen Sarg legen und in einem besonderen Waggon mit unserem Zuge nach Konstantinopel bringen. Hier wartete der Pfarrer P. Kiefer von St. Marie. Es fand zuerst eine kirchliche Feier statt, dann wurde die Leiche in Feriköj auf dem katholischen Friedhofe beerdigt. –

Die Sanitätsverwaltung bestimmte mich sogleich für eine Mission ins Innere Kleinasiens, nach Konia. Da ich meine Familie nicht mitnehmen konnte, reiste dieselbe am 31. Mai nach Deutschland zurück.

SECHZEHNTES KAPITEL

MISSION NACH DEM WILAJET KONIA

Am 1. Juni reiste ich aus Konstantinopel ab. Attachiert wurde mir der türkische Militärarzt Hauptmann Dr. Ahmed Effendi und ein Sanitätswächter. Die Bahn passiert erst kleine Vororte, dann erblickt man rechts das Marmara-Meer mit den Prinzeninseln, später den Golf von Ismid. Überall sieht man kultivierte Felder und Gemüsegärten nebst Weingärten. Bis Ismid war die Fahrt überhaupt sehr interessant. Bei Gebse, auf einem Bergrücken unter einer Baumgruppe, befindet sich Hannibals Grab. In Pendik liegt Belisar begraben; bei Hereke in einer Burg, deren Ruinen an einem rauschenden Bache stehen, starb Kaiser Konstantin. Zwischen Gebse und Hereke fand Mohammed II., der Erstürmer Konstantinopels (1481), den Tod. Hinter Eski-Hissar (Altes Schloss) passiert man eine hohe eiserne Brücke. Bei Derindsche hat die anatolische Bahn einen großen Hafen mit Magazinen gebaut, der als Endpunkt der Massentransporte aus dem Innern dient.

Ismid ist das alte Nicomedien, wo Diokletian einen Palast aufführen ließ, dessen Gewölbe noch erhalten sind. Die Stadt liegt an einem Hügelabhang mit hölzernen, vielfenstrigen Häusern.

Der See von Sabandscha folgt zur Linken. Von hier aus wendet sich die Bahn nach Süden zum Tal des Sakaria. Eine Brücke, von Justinian gebaut, ist noch zu sehen. Die Gegend ist herrlich. Die Bahn schlängelt sich hier zwischen dem Gebirge, bald die eine, bald die andere Seite des Sakariaflusses aufsuchend, manchmal ist nur Platz für das Geleise und den Strom. Dann folgt die Linie dem Karasu (Schwarzwasser). Nun kommt Tunnel an Tunnel, Brücke an Brücke, von Vezirhan bis Biledschik steigt die Bahn von 18 km auf 146 km und so geht es eine Strecke lang, bis die Hochebene erreicht ist. Abends kamen wir nach Eskischehr (die alte Stadt), eine große Station mit weitläufigen Gebäuden. Wenige Kilometer davon liegt die alte Stadt Dorylaeum. In Eskischehr treffen die Linien von Konia-Angora und Haidarpascha zusammen.

Man sieht hier viele Tartaren mit ihrem mongolischen Gesichtsschnitt, namentlich als Bahnwärter und Weichensteller. Eskischehr ist der Mittelpunkt der Meerschaumindustrie, d. h. hier wird derselbe gereinigt und der europäischen Bearbeitung zugeführt.

2. Juni. Ich fuhr bis Kutahia weiter. Die Gegend bietet nichts Interessantes. In den Läden sieht man schöne Fayencearbeiten.

3. Juni. Eine siebenstündige Wagenfahrt bis Tschakirsas, auf leidlicher Chaussee, aber durch eine Gegend ohne irgend welche Naturschönheiten. Ich übernachtete im Han.

4. Juni. Wieder sieben Stunden Fahrt nach Afiun Karahissar. In der Umgegend wird viel Opium gebaut, daher zur Unterscheidung von den vielen »schwarzen Schlössern« (Karahissar) der Beiname Afiun (Opium). Ich übernachtete im Hotel Holzer.

5. Juni. Die Gegend ist fortgesetzt öde. Man sieht viel Opiumfelder.

6. Juni. Über Akschehir, wo Nasreddin Hodscha, der türkische Till Eulenspiegel, begraben liegt, in dreizehn Stunden nach Ilghin. Die Gegend bietet nichts mehr von Interesse.

7. Juni. Mit einmaligem Aufenthalt in Kadin Han in sechs Stunden nach Mektubdschi-han.

8. Juni. An diesem Tage erreichte ich Konia. Konia ist eine antike Stadt, das alte Iconium. Von den Küsten Joniens führte die Straße nach den großen Strömen Mesopotamiens über Konia. Perseus soll hier das Haupt der Medusa an einer ragenden Säule aufgehängt haben. Auch die Zehntausend sind hier durchgekommen. Paulus und Barnabas verkündeten in Konia das Christentum. Viele Schlachten und Belagerungen sah die Stadt. Friedrich Rotbart nahm die Stadt mit stürmender Hand. In der Ebene von Konia schlugen sich die Osmanen mit dem Fürsten von Karaman und 1832 besiegte hier Ibrahim Pascha, der Sohn Mehmed Alis, den Großvezier Reschid Mehmed. Die Stadt ist Sitz des Tschelebi Effendi, des Haupts der tanzenden und heulenden Derwische, des Ordens der Mewlewis, Nachkommen des berühmten Mystikers Dschelaleddin Rumi, und enthält viele Derwischklöster. Sie hat ungefähr 44000 Einwohner und ist um einen Hügel erbaut, auf dem sich früher ein Palast der Seldschuken-Sultane erhob. Seit einigen Jahren haben wir in Konia eine deutsche Konsularvertretung.

Die Häuser sind mit flachen Erddächern gedeckt. Nach dem Regen

werden mittelst einer steinernen Säule, die sich auf jeder Plattform befindet, die klaffenden Risse wieder geglättet. Im Bazar sieht man schöne Filigranarbeiten. Das Klima läßt zu wünschen übrig. Am häufigsten sind Nierenkrankheiten, was zum größten Teile wohl dem schlechten mit Sand gemischten, unfiltriert getrunkenen Wasser zuzuschreiben ist, dann Wechselfieber (Malaria), das endemisch ist, Syphilis, Augenkrankheiten und während des Winters Lungenentzündungen. Unter den Tieren ist die Rinderpest am häufigsten.
Verderblich für die öffentliche Gesundheitspflege ist vor allem der Mangel an reinem Wasser. Das in Konia getrunkene Wasser kommt von einem Flüßchen, das mehrere Dörfer passiert und in dem die Dorfbewohner ihre schmutzige Wäsche waschen und allen erdenklichen Schmutz abladen. Dieses Wasser wird im Winter in große unterirdische Bassins gesammelt, ein bis zwei Jahre lang aufbewahrt, bis der Sand sich niedersetzt und dann erst trinkt man davon. Die Leute behaupten, daß auf diese Weise dem Wasser jeder Geruch und Unreinlichkeit genommen wird und dasselbe einen angenehmen Geschmack bekommt. In Konstantinopel ansässige Einwohner aus Konia lassen sich als Geschenk solches Wasser kommen. Schädlich ist auch der mangelhafte Zustand der Latrinen, die größtenteils unbedeckt sind, und das Fehlen von Abzugskanälen, sowie das stagnierende Wasser in Gärten und Straßen.
In den Monaten Juni und Juli schlafen die Einwohner meist auf den Terrassen. Gebadet wird im Sommer in den Bassins. Ärmere Leute baden in den Pfützen der Straßen. Im ganzen sind die Häuser wie die Hans schmutzig.
Ein gutes Quartier zu bekommen, hielt schwer. In dem einzigen als solches angepriesenen bekam ich am zweiten Tage einen so starken Magenkatarrh, daß ich mir die größte Vorsicht auferlegen mußte. Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Generalgouverneur, Kemali Pascha, der in Meram, anderthalb Stunden von Konia in einem Tale mit prächtigen Gärten seinen Sommeraufenthalt genommen hatte. Er war ein alter gemütlicher Pascha mit einem chronischen Bronchialkatarrh.
Am 12. Juni verließ ich Konia wieder, um Karaman, Eregli und Nigde zu inspizieren. Den Militärarzt Dr. Ahmed Effendi ließ ich

in Konia zurück. Die Reise führte durch eine flache und unbebaute Gegend.
Am 13. Juni kam ich in Karaman an und stieg in der Stadtbehörde ab, da es keinen Han gab, wo ich einigermaßen hätte bleiben können. Der Stadtarst Dr. Georgaki lud mich als Gast zu sich ein.
Karaman ist Sitz eines Kaimakams, hat ungefähr 1500 Häuser, alle aus Lehm, davon sind 50 Häuser von Christen, meistens Griechen und 150 Häuser von Armeniern, der Rest von Muselmännern bewohnt. Die Einwohnerzahl wird auf 6500 geschätzt.
Wie in Konia, trinken die Leute das Wasser aus einem Flüßchen, das mehrere Dörfer passiert, auch hier besteht das System der unterirdischen Bassins zum Aufbewahren von Wasser. Seit dem letzten Erdbeben liegen viele Häuser in Trümmern, die nicht wieder aufgebaut sind. Auch hier sind die Latrinen unbedeckt und entbehren der Abzugskanäle. Im Bazar läßt die Reinlichkeit der Lebensmittel viel zu wünschen, überall sitzen Fliegen und Wespen auf Fleisch, Brot und den sonstigen Nahrungsmitteln, es fällt niemandem ein, sie wegzujagen oder seine Ware mit einem Tuche zu bedecken. An Krankheiten herrschten hauptsächlich Malaria, Magen- und Darmkrankheiten. Eine Lokalindustrie fertigt feine in Seide gestickte Handtücher. Vor der Abreise wurde ich zu einer Konsultation in das Haus eines armenischen Kaufmanns gerufen, dessen Tochter eine Schußverletzung im Unterleib hatte. Wie sie sich dieselbe zugezogen, darüber wollte man keine klare Erklärung abgeben, der Vater sagte, das Mädchen habe mit dem Revolver ihres Bruders gespielt.
16. Juni. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Karaman ritt ich morgens weiter. Die Gegend war eben, erst mit Wiesen bedeckt, später unbebaut. Der mitgenommene Gendarm verließ mich, angeblich, weil sein Pferd, das zur Zeit Grünfutter bekam, nicht weiter könne. Ich ritt mit meinen Dienern allein. Nach 6 Stunden erreichten wir die Stadt Eregli. Eregli ist Sitz eines Kaimakams, zwischen Gärten gelegen, im Innern aber total verfallen. Die Häuser bestehen aus Lehm. Der Munizipalitätsarzt Dr. Stavracki führte mich herum. Die Stadt bot einen traurigen Anblick. In den Häusern wie auf den Straßen herrschte der größte Schmutz. Der Ort hat ungefähr 800 Häuser mit etwa 3000 Einwohnern.

18. Juni. Am Nachmittag verließ ich Eregli wieder. Mein Gepäck wurde in einem Wagen mit dem Arabadschi Tscherkes Elkas, einem sehr brauchbaren Menschen, vorausgeschickt. Ich selbst war zu Pferde. Ein paar Stunden nach meinem Ausritt wurden wir von einem starken Regen überrascht. Mit der Zeit waren wir so durchnäßt, daß wir nicht weiter konnten und am Wege in dem Zeltlager des Hussein Agha aus dem Dorfe Tschaian einkehrten. Derselbe nahm uns sehr gastlich auf. Er gab mir sein eigenes Zelt aus schwarzen Kamelhaaren. Rund herum war ein Graben aufgeworfen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, in der Mitte war ein großes Feuer, Teppiche und Kissen. Trotzdem regnete es an manchen Stellen durch. Von Schlafen war natürlich keine Rede. Ich wanderte von einer Zeltecke zur anderen, um nicht den Regen auf den Kopf zu bekommen.
19. Juni. In aller Frühe nahmen wir von unserem Wirte, Hussein Agha, Abschied. Der Wagen blieb mit dem Gepäck im Dreck stecken, so daß ich zum Weitertransport Kamele requirieren mußte. Ich ritt zum Zeltlager des Kozum Agha, einem in der Umgegend allgemein bekannten und geachteten alten Herrn aus Ulukischla. Er litt an Asthma, ich konnte ihm einige gute Ratschläge geben. Er bewirtete uns, den Umständen gemäß sehr freigebig. Nach sechs Stunden Reitens kam ich dann in das Dorf Ulukischla. Es regnete noch immer stark. In den Bergen sah man Schnee. Ein paar Stunden weiter begann der Aufstieg in den Taurus, anderthalb Stunden lang, dann ging es bergab zum Zaptijeposten Tschifte Han. Der den Posten kommandierende Unteroffizier ließ mir dicke Milch, in Zwiebeln gebratene Leber und junge grüne Zwiebeln zum Abendessen vorsetzen, gewiß ein opulentes Mahl in dieser Bergeinöde. Das Dorf Ma'den, wo sich ein Silberbergwerk befindet, liegt zweieinhalb Stunden von hier entfernt.
20. Juni. Nach anderthalb Stunden Reitens langte ich in Tachtaköprü an. Der Name, auf deutsch Plankenbrücke, rührt davon her, daß man eine aus Planken zusammengesetzte Brücke überschreiten muß, um zu den gegenüberliegenden Karawanserais zu kommen. Hier befand sich das Lazarett. Der zum Schutze des Lazaretts abkommandierte Generalleutnant mit seinem Oberst und einigen Gendarmen kamen mir entgegen. Ich stieg in dem



DIE QUARANTÄNEBARACKE FÜR REISENDE IN BOZANTI.



zweiten Han ab, das ebenso wie das erste aus Lehm gebaut ist und den Militärs zur Wohnung diente. In einer Stube war provisorisch ein Telegraphenbureau eingerichtet. Außer den zwei Karawanserais gab es weit und breit keine menschliche Niederlassung. Das war Tachtaköprü. Ein enges Tal, zwischen hohen Bergen, ganz nackt, ohne den kleinsten Strauch. Durch das Tal fließt ein kleines Flüßchen, das ziemlich schmackhafte Fische enthält. Das Lazarett war am 5. Juni vom Wilajet Konia errichtet. Das Personal dazu kam aus dem Dorfe Nigde.

Ein so elendes Lazarett wie das von Tachtaköprü habe ich nirgends gesehen. Bei meiner Ankunft fand ich 335 Menschen in der Quarantäne, fast alles Arbeiter, die aus dem Wilajet Adana zurückkehrten, alle durcheinander, einige waren seit vier, andere bereits seit fünfzehn Tagen im Kordon. Für alle diese Menschen waren nur zwölf elende, alte, kleine, zerrissene Zelte vorhanden, so daß viele unter freiem Himmel schliefen, andere krochen für die Zeit unter Felsen. Frauen und Kinder gab es nur wenige. Wie oft habe ich nicht an den Generalgouverneur von Konia telegraphiert um Zelte. Immer hieß es »gönderiledschek« (es wird geschickt). Nichts kam. Die armen Menschen waren schließlich ganz verzweifelt, so daß ich mich schämte, mich ihnen zu zeigen; ich war machtlos, ihnen zu helfen. Wie man überhaupt hier ein Lazarett errichten konnte, ist mir unbegreiflich. Der Platz dazu war sehr eng. Dazu kam noch, daß die Verproviantierung dieser Menschenmasse große Schwierigkeit bereitete. Das nächste Dorf, Maʿden, wo man überhaupt Brot bekommen konnte, war fünf Stunden weit entfernt. Bei meiner Ankunft fand ich einen Zivilarzt aus Nigde, zwanzig Sanitätswächter, einen Direktor und einen Schreiber vor. Alle waren von Nigde geschickt. Sodann zehn Gendarmen mit dem erwähnten Kommandanten, dem Oberst und zwei Leutnants.

Der Direktor des Lazaretts war ein paar Tage vor meiner Ankunft unter Cholerasymptomen gestorben. Er kam von Adana, wo die Seuche herrschte. Es war überhaupt nicht klug, Beamte aus dem infizierten Gebiete herzuschicken, da sie leicht den Ansteckungsstoff verbreiten konnten. Ebenso starb ein Reisender, auch aus Adana, einen Tag vor meiner Ankunft, mutmaßlich an der Cholera.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft ließ mich der Kommandant der Gendarmen zu sich bitten, er sei sterbenskrank. Als ich zu ihm kam, stellte er sich, als wenn er die Cholera habe und verlangte meine Einwilligung zur Abreise. Da ich nichts bei ihm vorfand, verweigerte ich ihm dies. Seine Untergebenen klagten sehr über ihn, er war überhaupt ein sehr ungebildeter Mensch, der, Gott weiß auf welche Weise, vom Gefängnisaufseher zum Gendarmeriekommandanten avanciert war und sehr leicht handgreiflich wurde. So gab er dem Schreiber, einem Christen, am Abend, wo ich bei ihm war, eine Ohrfeige! »Wallahi«, sagte er ihm, »bir Christian bein el Müslimin istichdam etmek dschjaiz deildir« (bei Gott, es sollte nicht erlaubt sein, einen Christen zwischen den Muselmännern in Dienst zu nehmen). Ich sagte ihm, daß ich auch Christ sei. Hierauf hatte er wenigstens den Anstand, sich zu entschuldigen. Es gibt hier im Lande tatsächlich viele Muselmänner, die gar nicht wissen, welchen Glauben die Europäer haben und sie für Heiden halten. – Nach vier Tagen wurde er aber wirklich krank, ebenso der Direktor des Lazaretts. Beide hatten Eier, in Schaffett gebraten, gegessen und Maulbeeren darauf verzehrt. Bei diesen Leuten müssen die Eier in Fett schwimmen und sie begnügen sich nicht mit ein paar Eiern, sondern es müssen wenigstens ein halbes Dutzend sein. In diesem Falle hatte jeder acht Eier gegessen. Wahrscheinlich war das Schaffett auch ranzig gewesen, was in dieser Einöde nicht zu verwundern ist. Als ich zu ihm kam, wand er sich vor Schmerzen im Bette: »Aman, Inspektor Bei«, rief er, »öledscheim, kurtar beni« (Verzeihung, Herr Inspektor, ich werde sterben, retten Sie mich). Er, wie der Lazarettdirektor hatten nur einen Darmkatarrh. Bei meiner Visite am dritten Tage fand ich den Gendarmeriekommandanten nicht mehr vor, er hatte Reißaus genommen und nur einen Leutnant und zwei Gendarmen zurückgelassen. Der Oberst und der Hauptmann waren nachmittags auch ausgerückt.

Zwei Tage nach ihrer Abreise ereignete sich ein Cholerafall unter den Leuten in der Quarantäne, der in wenigen Stunden tödlich verlief. Auf meine telegraphische Meldung nach Konstantinopel kam die Ordre, die in Quarantäne Befindlichen sollten noch fünfzehn Tage in Quarantäne bleiben. Man kann sich die Wut der Leute denken. Die größten Schmähungen uud Verwünschungen wurden

gegen uns Beamte, die Sanitätsverwaltung und die Regierung ausgestoßen. Man schickte sich an, über uns herzufallen. Da wir uns nicht mehr sicher fühlten, nahmen der Hauptmann Dr. Ahmed Effendi und ich unsere Waffen zu uns und versteckten uns unweit unseres Hans zwischen den Felsen und warteten den Verlauf der Dinge ab. Als bis abends nichts geschah, stiegen wir wieder aus unseren Schlupfwinkeln herunter, legten uns aber angekleidet und bewaffnet auf unsere Betten. In aller Frühe pochte Leutnant Nazmi an meine Tür. »Herr Inspektor«, rief er, »kommen Sie schnell mit, ich garantiere sonst nicht mehr für Ihr Leben. Die ganze Nacht habe ich mit zwei Gendarmen mit geladenem Gewehr bei dem Kordon Wache gehalten, die Leute wollen uns ausbrechen, was soll ich machen, ich bin mit zwei Soldaten allein.« Sofort ging ich mit meinem Kollegen mit ihm. Beim Kordon versuchte ich, die Leute von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie wurden nur immer wütender. Wir zogen uns nun ins Telegraphenbureau zurück, alle Türen wurden verrammelt, ich ließ in Konia den Generalgouverneur an den Telegraphen kommen und teilte ihm die Sachlage mit. Er versprach Gendarmen zu schicken.
Unterdessen hatten die Leute den Kordon durchbrochen, Frauen und Kinder auf Esel gesetzt und dem Gendarmen, der an der Brücke Wache stand, sein Gewehr abgenommen; wir sahen das alles vom Fenster aus. Leutnant Nazmi holte sein Gewehr, stürmte hinaus und wollte auf die Leute schießen. Ich erwischte ihn noch rechtzeitig und verhinderte ihn, da er uns alle in Gefahr gebracht hätte. Die Leute waren über 150 Mann stark und fast alle bewaffnet. Mit unseren drei Martinigewehren und den paar Revolvern hätten wir einige von ihnen treffen können, der Rest hätte uns aber sicher massakriert. Mit großem Geschrei und Schießen brachen die Leute aus und im Nu waren sie verschwunden. Zwei Tage später kam von Konia aus die versprochene militärische Hilfe, sie konnte gleich wieder umkehren. Niemand war mehr da.
Von der Sanitätsverwaltung in Konstantinopel bekam ich darauf eine Depesche mit dem Befehl, das Lazarett in Tachtaköprü aufzulösen und in Bozanti ein neues zu errichten.
Am 4. Juli reiste ich nach Bozanti ab. Dies ist ebenfalls ein Tal des Taurusgebirges mit drei Karawanserais, auf dem Wege nach Adana, aber breiter als Tachtaköprü. Die Entfernung betrug drei

Stunden. Wir konnten in einem elenden Karren dahin fahren. Das Tal ist von einem Flüßchen durchzogen, das gutes Wasser liefert, rings mit hohen Bergen umgeben und mit einer großen Pinienart bewaldet. Das Klima ist ungesund. Im Juni, Juli, August ist die Temperatur unerträglich, dagegen sind die Nächte ziemlich frisch. Oft weht ein heftiger Wind, welcher drei bis vier Tage dauert, morgens und abends. Dazu gibt es hier viele Mücken und Skorpione. Das Lazarett bestand aus dreizehn elenden Holzbaracken, so klein, daß jede höchstens vier Personen aufnehmen konnte, nur zwei davon waren etwas größer und standen am Wege. Die eine nahm ich für mich und den Dr. Ahmed Effendi, daneben ließ ich ein Zelt für eine Küche aufschlagen. Unter der Baracke, etwa ein Meter vom Boden auf Pfeilern erhöht, schlief meine Dienerschaft.

Von den drei Hans war nur ein Karawanserai in einigermaßen brauchbarem Zustande, die zwei anderen waren halb verfallen, an dem einen war eine Wassermühle angebracht. Die Leute aus der Quarantäne hatten es vorgezogen, sich aus Baumzweigen Hütten zu machen, zumal vielen Baracken das Dach fehlte. Auch hatten vorüberziehende Karawanen nicht verfehlt, sich von den Baracken Bretter zum Feueranmachen loszumachen. Wie man sieht, war das Lazarett nicht einmal für Tiere zum Bewohnen geeignet.

Von unserer Baracke aus war eine gute Wasserquelle iu ungefähr zwanzig Minuten zu erreichen. Die Luft war dort oben viel besser als unten im Tale. Im vorigen Jahre hatte ein Kurden-Bei, der vom Wilajet von Adana geschickt war, um den Kordon zu überwachen, mit seiner Familie dort gewohnt. Für mich wäre es zu unsicher gewesen. Das Klima Bozantis ist um diese Zeit fieberisch, keiner blieb von Malaria frei, das Personal mußte infolgedessen öfters gewechselt werden.

Am 22. Juli bekam ich gegen Abend selbst einen heftigen Fieberanfall mit einer Temperatur von 40°. Zum Glück war's nicht von langer Dauer, ich nahm längere Zeit noch kleine Chinindosen.

Der Dienst war sehr beschwerlich. Wir hatten nach und nach 1461 Menschen in der Quarantäne und keinen Platz sie unterzubringen, als unter freiem Himmel. Die Desinfektion wurde, soweit es die Umstände gestatteten, durchgeführt und alte Matten

und Lumpen verbrannt. Die Reisenden wurden angehalten ihre Sachen oft an die Luft zu hängen und ihre Wäsche zu waschen. An Krankheiten hatten wir unter ihnen Magenkatarrhe, Ruhr und drei Typhusfälle. Am meisten waren Malariaerkrankungen zu beobachten. Im Anfange kam auch ein Cholerafall vor, später nicht mehr. Unter den Mekkapilgern herrschte hauptsächlich Diarrhoe, nur einer starb von ihnen, er litt nach Aussage seiner Kameraden seit zwei Monaten daran. Auch ein Typhusfall verlief tödlich.

Dreiviertel der sich mit der Zeit ansammelnden Reisenden waren auch hier Arbeiter, welche aus Adana zurückkamen. Jedes Jahr gehen aus den Dörfern der umliegenden Wilajets Arbeiter, oft mit Frau und Kind, nach dem Wilajet Adana in der Hoffnung, dort während der Ernte mehr verdienen zu können.

Am 15. August wurde die Quarantäne von zehn auf fünf Tage heruntergesetzt. Es fand ein Witterungswechsel statt, die Nächte wurden viel kühler und die Hitze am Tage ließ auch nach. Ende August kehrte Dr. Ahmed Effendi, den ich zur Beobachtung von Cholerafällen nach dem Dorfe Arabli geschickt hatte, zurück. Am 29. August wurde das Lazarett auf Befehl von der Sanitätsverwaltung aufgehoben und alle Beamten entlassen. Gott Dank, ich war aus Bozanti erlöst!

Am 30. August reiste ich mit dem Dr. Ahmed Effendi ab. Der Aufstieg nach dem Tchiftehan im Taurusgebirge ist schrecklich. Wir machten den größten Teil zu Fuß, das Reiten war unmöglich. Die Muselmänner haben die Gewohnheit, alles, was ihnen lästig oder unangenehm ist, mit Gjaur (Christenhund) zu bezeichnen. Daher nennen sie das Taurusgebirge Gjaur Dagh. Eine halbe Stunde vor Tschiftehan liegt ein Eisenschwefelbad.

Nach zwei Tagen erreichten wir Nigde. Die Stadt Nigde ist Sitz eines Mutesarrifs, hat 10 000 Einwohner und ist in drei Stadtteile geteilt. Daz Klima soll im allgemeinen gut sein. Nur während des Sommers herrschen Wechselfieber, Magen- und Darmkatarrhe. Wie überall, läßt die Reinlichkeit auch hier zu wünschen übrig. Das Wasser wird vom Dorfe Deneghi, eine Stunde weit, unterwegs stellenweise ganz offen bis zum Stadtteil Tepeviran, durch die Häuser und Gärten dieses Stadtviertels geleitet. Die Einwohner Tepevirans werfen ihren Abfall in das vorbeifließende

Wasser und gebrauchen's natürlich zum Waschen ihrer Wäsche. Abzugskanäle gibt es auch hier nicht. In Nigde selbt war am 30. Mai ein Cholerafall vorgekommen. Es war ein Krämer, der in Geschäften in Mersina gewesen war und gleich nach seiner Rückkehr erkrankte. Er starb in wenigen Tagen. Ich inspizierte von Nigde aus fünfzehn Dörfer der Umgegend, welche sehr hübsch, meist eine Stunde weit, voneinander entfernt liegen. Von den Einwohnern dieser Dörfer, meistens Griechen, befinden sich viele Handel treibend in Konstantinopel. Cholerafälle waren nach den Aussagen der Ortsvorsteher in den Dörfern nicht vorgekommen.
Eine Tagereise weiter gelangten wir nach Nevschehr. Dies ist ein großer Ort, Sitz eines Kaimakams, mit 15 000 Einwohnern, wovon 9000 Muselmänner und 6000 Christen sind, mit ungefähr 4500 Häusern. Die Muselmänner treiben meist Ackerbau, die Christen sind durchweg Krämer in Konstantinopel. Das Klima soll gut sein. Die größte Hitze beträgt nicht mehr als $+33^0$ C, die größte Kälte -20^0 C, gewöhnlich -10^0 C. Der Winter ist streng.
Die häufigsten Krankheiten sind Emphysem, Bronchitis, Rheumatismus und Herzleiden, im Sommer Cholerine, Diarrhoe, Magen- und Darmkatarrhe, besonders unter den Kindern, denen man überall im Orient alles zu essen gibt.
Die Hans sind ganz vernachlässigt, man reinigt sie nur alle sechs Monate. Die Latrinen haben keine Kanäle. In der Regel mischt man die Exkremente mit Erde und braucht sie als Brennmaterial in den Häusern. Ueberall in den Straßen liegt Unrat. Das Trinkwasser ist auch ganz unrein. Es kommt aus Güre, einem Dorfe, das dreiviertel Stunden weit ist. An der Quelle ist das Wasser ausgezeichnet, aber es passiert überall Latrinen. Die Leitung besteht aus Tonerde, hält auf die Dauer nicht stand und von Ausbesserung ist keine Rede. Die Leitungsröhren werden mit Mist dicht gemacht.

Eine halbe Stunde von der Stadt gibt es eine Quelle, welche doppeltkohlensaures Natron enthält. Während des Sommers wandern die Einwohner hierher, trinken fünf bis sechs Gläser und essen zugleich unreife Weintrauben. Dies hat natürlich profuse Diarrhoe zur Folge, sie glauben sich aber dadurch von ihren schlechten Säften zu befreien. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Urgüb, unserer nächsten Station. Urgüb ist Sitz eines Kaimakams, hat 8500 Einwohner, davon 5500 Muselmänner und 4000

Christen mit zusammen 2000 Häusern. Das Klima soll gut sein. Die Maximaltemperaturen sind $+35^0$ C und $-3-4^0$ C. Herzkrankheiten sind hier sehr häufig. Wie der Stadtarzt mir sagte, trinken die Leute zu viel Alkohol, besonders Raki. In zweiter Linie kommen Schwindsucht, Malaria und Syphilis, die in Urgüb und Umgegend sehr verbreitet ist.

Das Wasser kommt aus Kavak, einem Dorfe, das fünf Stunden entfernt liegt. Auch hier herrschen die nämlichen Uebelstände: Mangel an Abzugskanälen und Unreinlichkeit, besonders im Basar, wo man den Unrat haufenweise aufgestapelt sieht. Man schlachtet in der Stadt selbst, eine Reinigung findet kaum statt.

In der Nähe von Urgüb gibt es zwei Thermalquellen, die eine, Uschmedsche, eine Stunde weit, enthält Magnesia, die andere, Sidiklidere, auch Synassonsu genannt, doppeltkohlensaures Natron. Das Wasser von Uschmedsche wird in derselben Weise angewendet wie die Quelle bei Nigde. Das Wasser von Sidiklere oder Synassonsu wird während des ganzen Jahres getrunken gegen Magenerkrankungen und Gallensteine.

Das Reisen in diesen Gegenden ist weniger beschwerlich als sonst. In den Dörfern genießt man als Beamter überall Gastfreundschaft im Hause des Mukhtars (Dorfschulze), selbst den Pferden wird umsonst Futter gegeben. Zum Essen bekommt man im Sommer morgens Eier, dicke Milch, Honig, Weintrauben, pekmez (Eingemachtes von Trauben oder Feigen) und Brot, abends batlindschan-Gemüse, Kebab (auf dem Spieß gebratene Fleischstückchen), burghul oder Pillaw, dazu nach dem Essen stets Kaffee. Das Essen wie den Kaffee liefert der Dorfschulze, der ein ganz kleines Gehalt vom Dorfe bezieht. Das Pferdefutter liefern die Dorfbewohner der Reihe nach, wenn ein Gast kommt. Betten gibt es aber nicht, empfehlenswert ist es, stets ein Feldbett mit sich zu führen, schon des Ungeziefers wegen.

In Urgüb gibt es drei Brüder (Griechen), welche aus Marmor kleine Gegenstände wie Tintenfässer, Zigarettenspitzen, Kerzenhalter oder Becher anfertigen. Angeblich soll Hadschi Bektasch,[1] als er von seinen Gegnern verfolgt über Synasso nach Urgüb kam,

[1] Er war Begründer eines Derwischordens. Durch Hadschi Bektasch ließ Sultan Murad I. um 1360 die von ihm organisierten Janitscharen (Jenitscheri) d. i. neue Krieger einsegnen.

im Hause ihrer Vorfahren eingekehrt sein, wo sie ihm dicke Milch vorsetzten. Zum Danke dafür habe er ihnen diese Kunst geschenkt. Dieser Marmor ist sehr gesucht. Er enthält rote Streifen, welche das Blut sein sollen, das Hadschi Bektasch auf der Flucht aushustete.

Die Einwohner Urgübs sind sehr gastfrei. Ich wurde öfters in das Haus eines reichen griechischen Geldverleihers, dann in das eines Kaufmanns eingeladen.

Am 7. September ritten wir nach dem Dorfe Synasso, einem kleinen Orte von 3500 Einwohnern, durchweg Griechen. Fast aus jedem Hause befindet sich ein Familienmitglied in Konstantinopel als Kaviarhändler oder bakkal (Krämer). Die Häuser sind alle sehr luxuriös möbliert. Ich stieg im Hause des Lehrers Pantelis Christidis ab, wo ich fürstlich aufgenommen wurde. In meiner Schlafstube war alles aus Seide, selbst das Bett. Als ich am nächsten Morgen aufstand, kam die Hausfrau mit Handtuch, Seife und Waschschüssel und goß mir, trotz meines Sträubens, der Landessitte gemäß, das Wasser zum Waschen über. Mir war es nicht lieb, auf diese Weise bedient zu werden, doch hätte sie eine Ablehnung als Kränkung empfunden. Bei Tisch gab es sogar »Kaiser-Bier« aus London. Später besuchte ich den Schwiegervater meines Wirtes in Konstantinopel, er war Kaviarhändler. – In Synasso waren zwei verdächtige Todesfälle vorgekommen. Es bestanden an dem Ort zwei Parteien, jede mit einem Arzt hinter sich. Die eine behauptete, die Todesfälle seien auf Cholera zurückzuführen, die andere auf gastro enteritis. Angeblich bezweckte der eine mukhtar (Vorsteher eines Stadtteils), der Kornhändler war, damit eine Spekulation. Von Synasso aus inspizierte ich die Dörfer Karakia und Bogtcha. Beide gehören zu Urgüb. In ersterem waren acht, in letzterem fünf Cholerafälle vorgekommen. Dann machte ich eine viertägige Tour in zwanzig umliegende Dörfer. Sie sind mit wenigen Ausnahmen sehr armselig. Der iltizam, das System der Verpachtung staatlicher Revenüen, hat sie zu Grunde gerichtet. Der Pächter (multezim) nimmt den Leuten wenigstens das Doppelte ab, was ihm zukommt; er schikaniert sie einfach so lange, bis sie zahlen, was er fordert. Er sagt ihnen zum Beispiel, er habe nicht Zeit, die Ernte abzunehmen und läßt sie allen Unbilden der Witterung ausgesetzt draußen liegen. Der Bauer gibt dann nolens volens nach. Der Pächter hat ja die Regierung hinter sich. Dieses System ruiniert

die ganze Türkei, Regierung wie Bevölkerung. Man muß Mitleid mit den Leuten haben, wenn man sieht, wie elend sie wohnen, was für Lumpen sie tragen und wie dürftig sie leben. In manchen Dörfern in nächster Nähe Urgübs wohnt die Bevölkerung in Gebirgshöhlen. Das Land ist durchweg mit Wein, Opium und Getreide bebaut. Sehr viele Leute aus den Dörfern der Umgebung Urgübs sind tablekjar (Vertrauensdiener, welche die Aufgabe haben, beim Essen die Platten hereinzubringen) im kaiserlichen Palais oder bei den Paschas. Bei manchem von ihnen, der jetzt in seinem Dorfe pensioniert lebt, findet man noch altes chinesisches Porzellan aus dem kaiserlichen Palais, hierzulande Saxonia genannt. Auch haben manche prachtvolle Pelze, die ihnen, wer weiß wie, von der Zeit her geblieben sind. Einer, den ich kennen lernte, hat deren über fünfzig, einer noch schöner wie der andere.
Eine große Plage in diesen Gegenden ist das sogenannte chovardalik, das hauptsächlich um Kaisarie, Avanos, Urgüb und Nevschehr floriert. Eine gewisse Klasse von Briganten raubt in der Regel Weiber oder Mädchen – manche lassen sich auch freiwillig entführen –, die sie dann draußen in einem Versteck »tanzen« lassen, sei es für sich allein oder mit anderen Kameraden zusammen. Die chovardalik d. h. die Bravour besteht nicht allein in der Entführung, sondern auch darin, sich solche Mädchen oder Weiber gegenseitig mittelst Messer oder Revolver abzunehmen. Reisende plündern diese Briganten selten. Die beste Zeit für das chovardalik ist die Zeit, wo die Trauben reifen. Kein Wächter wird so ein Liebespaar verraten, von einem Weinberge gehen sie in den andern, es hält schwer, sie aufzuspüren und welcher Gendarm würde es wagen? Diese Mädchen- oder Frauenräuber genießen, wie in Italien, eine gewisse Sympathie, in ganz seltenen Fällen wird ihr Versteck den Behörden angezeigt. Als ich von meiner Inspektionstour nach Urgüb zurückkehrte, suchte die Gendarmerie vier Briganten, die zwei Weiber aus Kaisarie geraubt hatten. Ich passierte mit meinem Gendarmen das Terrain, wo diese Bravi gesucht wurden. Zwei der dabei beteiligten Gendarmen wurden getötet. Bei der Flucht der Weiber aus Kaisarie wurde der Mufti, der zufällig des Weges kam und eine der Frauen befreien wollte, an der Hand verwundet. In vielen Häusern der Großen in Kaisarie befinden sich solche Weiber, die den Briganten abgenommen

worden sind, man läßt sie da tanzen. Oft sollen sie, nachdem sie den Behörden in die Hände gefallen sind, von den Gendarmen geheiratet worden sein, nachdem sie für drei oder fünf Medschidies dem Gendarmerieunteroffizier abgehandelt worden waren.
Als ich mir nach Beendigung meiner Mission vor der Abreise von der Stadtbehörde in Urgüb ein mazbata, d. h. einen Ausweis über die erwähnten Inspektionstouren nebst amtlicher Angabe der Entfernungen zwischen den einzelnen Orten ausfertigen ließ, notierte der Bürgermeister die Entfernung Urgüb-Synasso nur mit einer halben Stunde. Auf meine Bemerkung, daß man selbst zu Pferde eine volle Stunde dazu brauche, erwiderte er mir: »Ich weiß es, aber wir haben früher ein mazbata ausgestellt, nach dem Synasso nur eine halbe Stunde von hier entfernt liegt, damit dieser Ort als zu Urgüb gehörig erscheine, und da können wir es für Sie nicht anders machen. Wir werden das Fehlende auf andere Weise ersetzen, es kann Ihnen ja einerlei sein.« – So hat man auch in Nigde Utschhissar, das von Urgüb eine Stunde weit entfernt ist, als vier Stunden weit angegeben, damit es offiziell als zu Arabison gehörig erscheine.
Am 29. September reisten wir von Urgüb ab. Unsere erste Station war das Kloster Bektaschi. Wir bekamen jeder ein reinliches Zimmer, das in keiner Beziehung zu wünschen übrig ließ. Alles im Kloster war überhaupt wirklich sauber, eine große Seltenheit. Wir aßen mit dem Scheich der Derwische Muhamed Effendi. Das Essen war einfach, aber gut und reichlich, selbst Raki fehlte nicht. Die Bektaschi sind sehr liberal, sie gelten bei vielen als Freimaurer. Das Kloster wird von vielen kinderlosen Frauen besucht, es soll oft geholfen haben. Obwohl man wußte, daß ich ein Christ bin, ließ man's mich nicht im geringsten entgelten, ich wurde wie ein Muselmann behandelt, man ließ mich überall im Heiligtum herumgehen und ich verfehlte natürlich nicht, an allen Stellen meinen Obolus zu erlegen. Wir blieben zwei Tage bei den Derwischen.

Dann ritten wir über Kirschehr nach Angora. Angora ist Sitz einer antiken Stadt. Die Häuserreihen liegen auf einem aufsteigenden Höhenzug, überragt von einer Zitadelle. Ihm gegenüber steigt ein anderer Block empor. Zwischen beiden rauscht der Fluß Tabakhanesu. Eine der Mauern, welche die Zitadelle umschließen, besteht fast nur aus antiken Säulen und Säulentrommeln,

Inschriftentafeln, Reliefs, Hermen mit abgeschlagenen Köpfen, Architraven und Kapitellen. Vor der Stadt befinden sich die Trümmer eines prachtvollen, dem Augustus und der Dea Roma errichteten antiken Tempels. Nach dem Untergang der alten Kultur diente er als Kirche, im 18. Jahrhundert wurde er als Steinbruch benutzt, neuerdings ist er von der deutschen Botschaft vor völliger Vernichtung gerettet worden. In der Stadt sieht man vielfach steinerne Löwen vor den Türen als Bordschwellen oder Ecksteine, besonders im Christenviertel, oft mit verstümmeltem oder abgeschlagenem Kopf. Im Hofe des Regierungskonaks wurde ein neues Gebäude errichtet. Überall lagen antike Säulen und Quadern umher und der Marmor des Torbogens verriet, daß er aus dem Altertum herrührte. Auf der Straße traf man viele Tscherkessen in dem charakteristischen dunklen Rock mit den Patronentaschen auf der Brust, am Gürtel der lange, kaukasische Dolch, der Kinschal und der Revolver, in der Hand die unvermeidliche eigenartige Tscherkessenpeitsche. Der Bazar ist dürftig. Berühmt ist die Stadt durch ihre schönen Katzen und weißen, seidenweichen Ziegenvließe. Dann sieht man weitmaschige weiße, gelbe und schwarze Gewebe zu Strümpfen, Silberfiligransachen, jedoch minderwertiger Qualität. Einige Läden führen europäische Stoffe, bei Schustern und Schneidern konnte man Nähmaschinen antreffen. Auf dem Lande bekommt man mit Gold und Silber gestickte Leinentücher. Viel besucht werden der Wiesengrund um die Station und die Weinberge auf den Höhenzügen um die Ebene wo überall kleine weiße Häuschen lagern. Von Angora aus kehrten wir mit der Eisenbahn nach Konstantinopel zurück, wo wir am 7. Oktober eintrafen.

SIEBZEHNTES KAPITEL

MISSION JALOVA-ENGURE

Im November des Jahres 1895 brach im Dorfe Engure in der Nähe von Jalova die Cholera aus und ich erhielt den Auftrag, eine Inspektionsreise dorthin zu unternehmen. Am 2. Dezember trat ich die Reise an. Aus Furcht vor der Quarantäne verkehrten keine Dampfer mehr zwischen Konstantinopel und Jalova. Infolgedessen fuhr ich von Haidarpascha aus mit der Bahn bis Ismid und ritt dann zu Pferde nach Karamursal und Jalova. Da ich weder Hotel noch Han fand, bot mir der Kaimakam ein leeres Zimmer in der Lokalbehörde an, in welchem ich mein Feldbett aufschlagen ließ und meine Sachen unterbrachte. Mein Essen besorgte ich in der Weise, daß ich mir beim Fleischer eine Hammelkeule – anderes Fleisch gab es nicht – kaufte und im Ofen beim Brotbäcker braten ließ. Mein Diener holte mir dazu Früchte und Käse vom Basar.

Nach verschiedenen Besprechungen mit dem Gouverneur ritt ich nach dem Dorfe Engure. Ein Gendarm und meine Sanitätsgarde begleiteten mich. Nach einem fünfstündigen Ritte erreichten wir unsern Bestimmungsort. Vor dem Dorfe wurden wir von einem Wächter, der ein Beil in der Hand hatte und uns aus einem Weinberge entgegentrat, angehalten. Das Dorf Engure befand sich unter Kordon, ringsherum waren in gewissen Abständen solche Wächter aufgestellt. Als ich mich zu erkennen gab, grüßte er ganz untertänigst und ließ uns passieren. Um meine Begleitung der Ansteckungsgefahr nicht auszusetzen, ließ ich sie vor dem Orte zurück und ritt allein hinein. Welch' ein trauriges Bild! Kaum ein menschliches Wesen war auf der Straße zu erblicken. Aus den Häusern tönte hie und da Wehklagen und Weinen. Ein Mann zeigte mir das Haus des Bürgermeisters, wo ich die ärztliche Kommission, Oberstleutnant Dr. Strati Bei als Chef, mit drei anderen Kollegen, Stadtärzten aus Konstantinopel und Karamursal, vorfand. Trotzdem ich zur Kontrolle kam, wurde ich sehr kollegialisch aufgenommen. Da die Frau des Hauses in einem unteren

Raume an der Cholera krank lag, wurde beschlossen, mich im Hause eines reichen Einwohners unterzubringen. Gegen Abend kam aber die Nachricht, daß der Sohn dieses Hauses an der Cholera gestorben sei, ich blieb infolgedessen die Nacht mit den Kollegen beim Bürgermeister. Es ist schwer zu schildern, wie sich das tägliche Leben inmitten all dieser Cholerakranken abspielte. Während ich da war, bekam Oberstleutnant Dr. Strati Bei einen leichten Anfall, der aber glücklicherweise bald vorüberging. Trotz der Entbehrungen und der Lebensgefahr, der die Kollegen sich aussetzten, erhielten sie von der Stadtbehörde keine Unterstützung. Alle ihre Schreiben blieben unbeantwortet. Aus Mitleid mit den Einwohnern und Noblesse verließen sie ihren Posten nicht und pflegten und behandelten die Kranken mit der größten Selbstlosigkeit. Und der Dank?
Woher die Cholera eingeschleppt worden und wie sie ausgebrochen, war nicht festzustellen. Man fand nur die Wasserleitung an einigen Stellen mit den Latrinen in Verbindung. Unweit des Dorfes befand sich eine Quelle, von der aus eine Leitung mittelst tönerner Röhren durch das Dorf gelegt war. In der ganzen Umgegend war niemand an der Cholera erkrankt.
Engure, griechisch Kyriaki, wie Jalova am Golf von Ismid gelegen, ist ein Dorf von 1200 Einwohnern, alles Griechen und Seeleute. Das Dorf ist sehr schmutzig. Die Dejektionen werden durchs Fenster auf die Straße hinausgeworfen. Die Latrinen haben keine Abzugskanäle. Die Bevölkerung ist arm. Seit dem Jahre 1865 war hier kein Cholerafall vorgekommen. Bei dem Ausbruch der jetzigen Epidemie flohen viele Familien nach den Prinzeninseln, nach Konstantinopel, nach Tuzla und nach Daridscha. Bis zu meiner Ankunft waren im ganzen 24 Todesfälle vorgekommen, seitdem in Jalova 16 Erkrankungen und 3 Todesfälle. Die meisten waren Kinder oder ältere Personen.
Am nächsten Morgen machte ich mit Oberstleutnant Dr. Strati Bei einen Inspektionsgang durch das Dorf. Wir fanden 7 Cholerakranke, mehr oder weniger schwere Fälle. Anch besuchten wir einige, die bereits genesen oder in der Genesung begriffen waren. Zu bewundern war die Ruhe, mit der sich alle in ihr Schicksal fanden – auch die Christen des Orients glauben an das Kismet.

Nach zwei Tagen ritt ich nach Jalova zurück und telegraphierte

meine Wahrnehmungen an die Sanitätsverwaltung. Die Kollegen blieben alle in Engure zur weiteren Beobachtung und Behandlung der Erkrankten. Bevor ich wegritt, wurde ich desinfiziert.
Nach ein paar Tagen wurde ich angewiesen, die umliegenden Dörfer zu inspizieren. Es war keine leichte Aufgabe, denn überall herrschte die größte Unsicherheit und Christenhaß infolge der armenischen Unruhen. Mit einem des Weges kundigen Gendarmen, meinem Sanitätswächter und einigem Proviant ritten wir morgens in aller Frühe los. Die Wege waren miserabel. In den Dörfern war weder für Geld noch gute Worte Essen zu bekommen; ein Glück, daß ich mich mit einigen Lebensmitteln versehen hatte. Die Dorfbewohner ernähren sich meistens von Maisbrot, wer nicht daran gewöhnt ist, kann es nicht verdauen. Das mußten wir erfahren, als unser Proviant verzehrt war, sodaß die Tour zum Schlusse eine Hungerkur wurde. Cholera bekam ich nicht zu sehen, aber ein haarsträubendes Elend und das so dicht an den Toren der Hauptstadt! Die Bevölkerung waren Muselmänner, Armenier, Tscherkessen, meist jedes Dorf für sich. Auf dem Rückwege kam ich durch das Bad Jalova, alte römische Thermen, die von der Bevölkerung Konstantinopels gegen Rheumatismus besucht werden. Das Bad gehört der Zivilliste. Infolge der Unsicherheit und der schlechten Verbindung kommt es jedoch nicht zur Blüte. Ab und zu ereignen sich auf dem kurzen Wege von Jalova Entführungen, die schweres Lösegeld kosten.
Nach meiner Rückkehr hatte ich einige Malariaanfälle, die ausgestandenen Entbehrungen hatten mich zudem sehr heruntergebracht. Ich fand im Hause eines Armeniers, der früher türkischer Postbeamter gewesen war, aber infolge der armenischen Unruhen seinen Posten verloren hatte, ein Zimmer nach dem Meere. Aber aus politischen Gründen mußte ich schon nach einer Woche sein Haus wieder verlassen, da ich als Beamter nicht bei einem Armenier wohnen durfte. Mit Not fand ich eine kleine Stube bei zwei Griechinnen, Schwestern, die sich durch Nähen ihren Unterhalt verdienten. Das Haus aus Holz hatten sie geerbt. Für mein Essen mußte ich wie im Anfang selbst sorgen, indem ich im Backofen Hammelfleisch mit Kartoffeln oder Kohl, auch Fisch, braten ließ. Tee und Kaffee mit Milch besorgten mir die beiden Schwestern. Nach vierzehn Tagen mußte ich nochmals nach Engure zur In-

spektion. Auf Anraten nahm ich ein großes Segelboot anstatt zu reiten. Wir hatten anfangs guten Wind, der sich aber drehte, als wir ungefähr halbwegs waren. Nun begann ein langweiliges Lavieren. Die Wellen gingen oft so hoch, daß das Wasser ins Boot hineinströmte. Natürlich verloren wir viel Zeit und als wir vor Engure kamen, war die Brandung so stark, daß ich ans Land getragen werden mußte. Ich zog es vor, zurück zu reiten. In Engure waren keine Cholerafälle mehr vorgekommen. Auch die ganze Umgegend war seuchenfrei. Da ich noch immer leidend war, telegraphierte ich von Jalova aus an die Sanitätsverwaltung und bat nach Konstantinopel zurückkehren zu dürfen, erhielt aber keine Antwort. Erst am 2. Januar wurde ich dazu ermächtigt. Zum Glück hatten die türkischen Dampfer ihre Fahrten inzwischen wieder aufgenommen. Ich hoffte in vier Stunden bei den Meinigen zu sein, mußte aber eine große Enttäuschung erleben. Dem Kapitän waren die Kohlen knapp geworden, er fuhr langsamer, so daß wir eine Stunde nach Sonnenuntergang in den Hafen einfuhren. Das Sanitätsreglement verbietet das Ausschiffen nach Sonnenuntergang, wir mußten infolgedessen an Bord bleiben und auf den Sofas schlafen. Betten gibt es auf diesen Lokaldampfern nicht. Auch konnte man nichts zu essen bekommen, nicht einmal Brot, nur eine Tasse türkischen Kaffee oder Wasser. Noch ehe die Sonne aufging, stand ich schon fertig zum Aussteigen da.

Am nächsten Tage meldete ich mich bei der Sanitätsverwaltung. Im Laufe des Gesprächs mit dem Generalinspektor Dr. Cozzonis fragte ich diesen, ob er nicht eine Depesche erhalten, in der ich mitteilte, daß ich krank geworden sei und um meine Rückberufung bat. »Ihre Depesche«, sagte er mir, »ist angekommen, ich glaubte aber, Sie wollten nur die Weihnachtsfeiertage mit Ihrer Familie verbringen.« —

Während meiner vierwöchentlichen Abwesenheit hatte ich ab und zu telegraphisch von meiner Familie Nachricht gehabt. Meine Briefe aber waren nicht an sie gelangt, obwohl ich sie eigenhändig eingeschrieben aufgegeben hatte. Auch die von meiner Frau an mich gerichteten Briefe erhielt ich nicht, trotzdem auch sie eingeschrieben abgeschickt wurden.

ACHTZEHNTES KAPITEL

PARLOIR VON GALATA (KONSTANTINOPEL)

Während meiner Mission in Jalova – Engure hatte meine Familie im Hotel Pesth gewohnt. Da ich nun vorläufig in der Sanitätsverwaltung selbst und zwar im Parloir von Galata den ärztlichen Dienst übernehmen sollte, mieteten wir von dem deutschen Hotel Kroecker ein Appartement in der Rue Kabristan in nächster Nähe vom Pera-Palace.

Am 27. Januar 1895 übernahm ich den Dienst. Mit dem Verwaltungsdienst hatte ich nichts zu tun, hierfür gab es einen Beamten mit mehreren Schreibern für das Französische und Türkische, nebst ein paar Sanitätswächtern. Alle in Konstantinopel ankommenden Dampf- und Segelschiffe müssen, bevor sie mit dem Lande in Verbindung treten, ihren Gesundheitspass, hierzulande Patent genannt, vorweisen und ein gedrucktes Interrogatoire, das vom Schreiber ausgefüllt wird, unterzeichnen und zwar muß dies entweder durch einen Kapitän oder durch einen Schiffsoffizier resp. den Schiffsarzt geschehen. Kommt das Schiff aus einem nicht verseuchten Hafen, oder sind an Bord keine Fälle von Pest oder Cholera – gelbes Fieber gibt es im Orient nicht –, so bekommt das Schiff sofort die Erlaubnis zum Löschen, die sogenannte freie Pratica, sonst muss es in Quarantäne.

Das Parloir war eine verfallene Baracke, ebenso ruinenhaft waren seine wenigen Möbel. Hinter dem Parloir, durch eine Straße getrennt, lag die Sanitätsverwaltung, ein vor wenigen Jahren aus Holz nach türkischer Art ausgeführter Bau. Das Parloir besteht noch heute, trotz seines Zustandes und seiner Lebensgefährlichkeit für die Beamten. Die Schiffer müssen, um in das Parloir zu kommen, über den Kai, sie kommen auf diese Weise mit Menschen in Berührung, bevor sie die Erlaubnis dazu haben.

Bald hatte ich viel Arbeit. Ich mußte fast jeden Morgen bei Sonnenaufgang im Parloir sein, um auf irgend einem Schiff die

ärztliche Visite abzuhalten. Damals mußten sich alle aus Ägypten kommenden Schiffe wegen der dort herrschenden Cholera in Konstantinopel einer zweiten Visite unterziehen, nachdem sie in Clazomene die Quarantäne durchgemacht hatten. Selbst um die Mittagszeit war ich in Anspruch genommen. Es kam oft vor, daß, wenn ich mich eben zu Tisch gesetzt hatte, ein Sanitätswächter einen Dampfer meldete. Dann war von Essen keine Rede mehr, ich mußte in größter Eile hinaus, wenn ich mir keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollte. Erst nach Sonnenuntergang konnte ich nach Hause gehen.; selbst Sonntags hatte ich keine Ruhe. Nach jeder ärztlichen Visite mußte ich einen in französischer Sprache abgefaßten Rapport einreichen.

Die Visiten waren oft recht beschwerlich. Zunächst kümmerten sich die Bootsleute im Hafen von Konstantinopel nicht im mindesten um die Sanitätsmaßregeln. Sie fuhren den Dampfern bis zur Serailspitze, auch wohl weiter entgegen, kletterten an Bord und hatten schon, bevor das Schiff im Hafen angelegt hatte, Passagiere und Gepäck im Boot. Die Kapitäne wiesen jeden Vorwurf zurück, sie wagten nicht, den Bootsleuten mit ihrer Mannschaft entgegenzutreten und verlangten, es müsse ein Boot mit Gendarmen von der Sanitätsverwaltung oder der Hafenpräfektur die Leute in Respekt halten, wie es in Europa geschieht. Die Sanitätsverwaltung hatte sich schon des öfteren an die Hafenpräfektur gewandt, ein paar Tage schickte diese auch ein Boot hinaus und ließ einige Bootsleute aufschreiben – dann ging alles wieder seinen alten Schlendrian. Als die Sache zu toll wurde, wandte ich mich an den Generalinspektor Dr. Cozzonis, um mir wenigstens schriftlich den Rücken zu decken, denn mündlich hatte ich ihn bereits mehrmals davon in Kenntnis gesetzt. Außerdem kaufte ich mir einen Sonnenschirm, damit die Bootsleute, wenn sie die Dampfer stürmten, nicht sofort in meinen Sehkreis kamen.

Sodann fühlte ich mich nie recht sicher, wenn ich mit dem Boot der Sanitätsverwaltung hinausfahren mußte. Dasselbe war Allah weiß wie alt, es leckte schon, wenn wir uns einige Meter vom Kai entfernt hatten, so daß einer stets mit einer kleinen Blechbüchse das Wasser ausschöpfen mußte. Dazu kam noch, daß unsere Bootsleute alles andere aber keine Seeleute waren und im Notfalle auf sie nicht zu rechnen war. Ich fürchtete mich daher immer,

wenn ich über die Serail-Spitze hinausfahren mußte. Einmal, als ich zu einem Segler mußte, der weit oben im Bosporus Anker geworfen hatte, begann das Boot nach einer halben Stunde so sehr zu lecken, daß wir, obwohl längs des Ufers rudernd, mit genauer Not noch hinausspringen konnten. Ich nahm dann einen Wagen, fuhr bis in die Nähe dez Seglers und ließ mich durch ein Privatboot hinüberbringen.

Der Verkehr mit den Kapitänen war durchwegs nicht angenehm, mochten sie fremde oder türkische sein. Sie machten mir oft Scherereien, indem sie Kranke verheimlichten oder Tote ausschifften, nachdem das Schiff freigegeben war. Immer wußten sie die Gesetze zu umgehen. Eine anständige Figur war unser türkischer Vize-Präsident Ahmed Midhat Effendi, der türkische Philosoph genannt, ein auch in Europa durch seine Schriften bekannter Gelehrter. Eines Tages waren zwei Schiffe aus Dschedda mit Pilgern gekommen, ich hatte die ärztliche Visite an Bord zu machen und hatte fünf Kranke abgesondert, welche der Stadtpräfektur übergeben werden sollten und zwar einem Arzte. Ahmed Midhat Effendi ließ mich rufen. »Wem haben Sie die Kranken übergeben?« fragte er. – »Dem Delegierten der Präfektur,« antwortete ich, »der sich als Inspektor vorstellte.« – Ich hatte nicht gewußt, daß diese Beamten der Stadtbehörde keine Ärzte sind. »Wie sah er aus? frug Ahmed Midhat Effendi weiter, »hatte er nicht einen blonden Schnurrbart?« – »Ja.« – »War er ein Tscherkesse?« – »Er hatte Ähnlichkeit mit einem Tscherkessen, machte aber einen guten Eindruck.« – »Ja«, erwiderte Ahmed Midhat Effendi mit einem Lächeln, »wie alle Spione. Ein anderes Mal begleiten Sie die Kranken ins Spital und übergeben Sie dieselben dem Spitalsarzte, nachdem er Ihnen ein Attest über deren Gesundheitszustand ausgestellt hat.« – Er war übrigens bei allen Beamten beliebt. Er hat niemanden mit Absicht geschadet. Er gehörte zu den »Alten« der Sanitätsverwaltung, ebenso der erste türkische Sekretär Ahmed Bei, der Chef des Rechnungswesens Hadschi Horschid Effendi und Dr. Vitalis, der zweite Inspektor. Mit ihnen und dem leider zu früh übergangenen Generalinspektor Dr. Bartoletti verlor die Sanitätsverwaltung sehr viel.

Die Emigrantenschiffe machten wie die Pilgerschiffe viel zu schaffen.

So mußte ich einmal mit einem Kollegen nach Ismid, um einen dort liegenden Dampfer mit Emigranten, Tartaren, zu desinfizieren, bevor die Leute ins Innere gingen. Keine leichte Arbeit, es waren deren 1500, groß und klein, voll Schmutz, aber ruhige Menschen.

Früher hatte ich mich danach gesehnt, in Konstantinopel sein zu können, jetzt sehnte ich mich sobald wie möglich von dort fortzukommen. Ich hatte nichts von meinem Leben, meine Familie auch nicht. Eine ewige Hetzjagd, Chikanen und beständige Lebensgefahr, das war mein tägliches Los. Dazu kam noch, daß ich mir bei meinem anstrengenden Dienst eine Influenza zuzog, die mich fast einen Monat im Bette hielt. Auch unser Jüngster, Viktor, am 31. Januar in Konstantinopel geboren, bekam, kaum acht Wochen alt, eine Lungenentzündung, die indessen noch gut vorüberging.

Am 26. August erfolgte der Ausbruch der armenischen Revolution in Konstantinopel. Dreißig armenische Revolutionäre in eleganter europäischer Kleidung drangen mit Bomben bewaffnet in die Ottoman-Bank in Galata ein und überlisteten so die wachthabenden Kroaten. Sechs Soldaten und der Kawaß der Bank wurden getötet. Sie drohten die Bank mit allen Beamten in die Luft zu sprengen, wenn die türkische Regierung etwas gegen sie unternähme. Sie dachten damit Europa zu zwingen bei der Türkei die Annahme der armenischen Forderungen d. h. die Autonomie Armeniens durchzusetzen, denn in der Ottoman-Bank waren so große Werte aufgehäuft, daß sie nicht preisgegeben werden konnten. Man kann sich denken, welche Aufregung in Pera herrschte. Alle Läden wurden verschlossen, die Türen verrammelt, man erwartete jeden Augenblick in die Luft zu fliegen. Eine unheimliche Totenstille herrschte überall. Hie und da sah man durchs Fenster eine türkische Patrouille in den Straßen marschieren. Die Furcht war so groß, daß die Diener nicht zu bewegen waren das Haus zu verlassen, um Lebensmittel zu holen. Durch Vermittelung der russischen Botschaft lief die Sache mit der Ottoman-Bank noch gut ab. Der erste Dragoman dieser Botschaft, Maximow, unterhandelte mit den Revolutionären in der Bank, überredete sie abzuziehen und setzte es bei der türkischen Regierung durch, daß sie unbehelligt auf einen im Hafen liegenden Dampfer kamen. Er brachte sie selbst an Bord. Sie fuhren zunächst nach Malta.

Am folgenden Tage wurde in das Galata Serail (Hauptwache in

Pera) eine Bombe geworfen, die 17 Soldaten verwundete und 5 tötete, ebenso am nächstfolgenden Tage, am Freitage, auf die vorbeipassierende Militärmusik, welche nach Jyldiz marschierte. Zu gleicher Zeit begann die Metzelei der Armenier. Mit wahrer Angst lauschte man auf jeden Schuß. Von Schlaf war natürlich keine Rede, man war zu aufgeregt.
Leider forderte der Dienst am zweiten Nachmittage meine Anwesenheit in der Sanitätsverwaltung. Ein ägyptischer Dampfer wurde um vier Uhr aus Alexandrien erwartet. So fuhr ich schweren Herzens mit der Tunnelbahn von Pera nach Galata, obwohl meine Frau mich bat, in Anbetracht der Gefahr zu Hause zu bleiben. Ich setzte meinen Hut auf, um nicht für einen Armenier gehalten zu werden, den Fez steckte ich in die Tasche. Mit pochendem Herzen verließ ich meine Familie, ich hatte selbst Angst, wollte aber meine Pflicht tun. In der Tunnelbahn waren ich und ein türkischer Offizier die einzigen Passagiere. Kaum der Tunnelbahn in Galata entstiegen, geriet ich unter Militär, welches im Begriff war, in die Häuser hineinzuschießen. Ehe ich es merkte, war ich mitten drin. An ein Zurückgehen war nicht zu denken. Ich wagte nicht in die Höhe zu schauen, die Augen auf dem Boden marschierte ich vorwärts.
Ungefähr dreihundert Schritte weiter wollte ich in die Straße der Sanitätsverwaltung einbiegen, als mir ein »nereje gidijorsun« (wohin willst Du?) zugeschrieen wurde. Ich sehe mich zwei türkischen Soldaten mit vorgestrecktem Bajonett gegenüber. Unwillkürlich stammelte ich heraus: »Karantina tabibi, idareje gidijorum« (Quarantänearzt, ich gehe zur Verwaltung). – »Olmas« (geht nicht) sagten beide. »Görmejormysyn ne var?« (Siehst Du nicht, was es gibt?) –
In der Tat, unten am Gebäude der Sanitätsverwaltung stand eine Abteilung Soldaten und schoß hinauf in die Fenster der umliegenden Häuser. »Kardasch, ne japajym?« (Bruder, was soll ich machen?) sagte ich zu den Soldaten. – «Böjle git« (Geh so) sagten sie mir, indem sie mit der Hand um die Ecke nach dem Kai wiesen. Es waren ungefähr zwanzig Schritt. In dem Moment sah ich einen mir bekannten Kroaten, einen Kaiwächter. »Hemschehri (Landsmann), wohin kann ich mich retten?« frug ich ihn. – »Schnell«, sagte er, »auf ein europäisches Schiff, denn auch von dieser Seite

am Kai wird in die Häuser hineingeschossen; es ist keine Möglichkeit in die Verwaltung zu gelangen.« – Ich bat ihn, mir einen zuverlässigen Bootsmann zu rufen, in dessen Boot ich gleich hineinsprang, indem ich nach einem Dampfer zeigte.
Wir waren kaum ein paar Minuten gefahren und in die Nähe des Hafenamts gekommen, als mich der Dragoman des Hafenamts anrief: »Doktor Effendi, wohin?« – Trotzdem ich einen Hut trug, hatte er mich erkannt. Er machte mir ein Zeichen heranzukommen, was ich auch tat. »Warten Sie«, sagte er, »ich werde sehen, was zu machen ist.« – Dann sprach er mit dem kommandierenden Offizier. Als er zurückkam, winkte er mir aus dem Boote herauszukommen. »Sie werden durch die Reihe der Soldaten gelassen, Sie dürfen sich aber nicht rühren, wenn auch die Kugeln neben Ihnen fallen, bleiben Sie ruhig an meiner Seite, sonst sind Sie verloren.« – Wir gingen über den Kai zwischen das Militär, als wenn es sich um einen Spaziergang handelte, ich kam mit heiler Haut ins Parloir. Hier setzte ich den Fez wieder auf. Sämtliche türkische Unterbeamten waren mit Messern und Revolvern bewaffnet, so waren sie von zu Hause gekommen, sie wußten, was vorgehen würde, die christlichen Beamten hatten nichts bei sich.
Das Schießen dauerte fort. Aus manchen Häusern wurde heruntergeschossen, die Soldaten erwiderten sofort, sobald sich nur jemand an einem Fenster zeigte. Die sopadschi (Knittelmänner) standen überall bereit, das erlegte Wild vollends ins Jenseits zu befördern. Erst gegen Abend konnte ich über die Straße zur Sanitätsverwaltung. Ich ging zum Generalinspektor hinein. »Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen«, sagte er mir, »ich werde auch gehen, wer weiß, was noch passiert.« – Als ich die Treppe hinunterkam, begegneten mir Soldaten, die in die benachbarten Häuser, wo Armenier wohnten, hineinschossen. Am ganzen Kai entlang wurde geschossen. Ein rumänisches Schiff wie auch andere Schiffe hatten am Kai angelegt, konnten ihre Passagiere aber nicht ausschiffen. Ich war selbstverständlich nicht an Bord des aus Ägypten gekommenen Dampfers gelangt. Gegen Abend ankerten die Schiffe mit ihren Passagieren weiter in den Bosporus hinein, um außer Schußweite zu bleiben. Izzet Pascha, damals erster Sekretär Abdul Hamids, soll bei der Inszenierung dieser Greuel eine Hauptrolle gespielt haben.

Die Dunkelheit machte dem Kampfe vorläufig ein Ende, er wich einer unheimlichen grausigen Stille.
Meinen Hut wieder aufsetzend, ging ich ruhigen Schrittes zur Tunnelbahn. Außer mir waren nur noch zwei Passagiere darin. Oben in Pera angekommen, war niemand auf der Straße zu sehen. Jeder Schritt wurde mir zur Ewigkeit, ich hatte Eile zu sehen, was aus meiner Familie geworden war. Wir wohnten damals wieder im Hotel Pesth, da wir uns in unserer Wohnung unserer armenischen Diener wegen nicht sicher fühlten. Das Hotel liegt dicht an der russischen Botschaft, so daß wir persönlich nicht viel zu befürchten brauchten. Indessen hatte meine Familie den ganzen Nachmittag in einer entsetzlichen Angst verbracht. Meine Frau hatte unter Tränen den Szecheni Pascha, einen Ungarn, der Kommandant der türkischen Feuerwehr war und auch im Hotel wohnte, gebeten, ihr einen Soldaten mitzugeben, sie wollte nach der Sanitätsverwaltung, um mich abzuholen. Er tröstete sie so gut wie er konnte, hatte aber keinen einzigen Soldaten zur Verfügung, er selbst hatte soeben die Galata-Brücke passiert, wie durch ein Wunder war er unverletzt durch den Kugelregen gefahren.
Vor dem Hotel hatten sich unbeschreibliche Szenen abgespielt. Alle Augenblicke krachten Schüsse. Meine Frau sah aus dem Fenster, wie ein junger Armenier, von einer Kugel getroffen, auf das Pflaster fiel. Unmenschlich schleifte man ihn fort, so daß sein Kopf das Pflaster streifte. Bald darauf fiel ein zweiter Schuß, ein junger Bursche flüchtete in eine Sackgasse wie ein gehetztes Wild und wurde so das Ziel der Kugel. Bald darauf hörte man großes Geschrei. Meine Frau lief wieder zum Fenster und sah, wie mehrere Armenier aus den Fenstern der Häuser stürzten, während Knüttelmänner sie unten erwarteten und tot schlugen. Sehr mutig zeigte sich der erste Dragoman der russischen Botschaft, Maximow. Er deckte mit seiner Person einen jungen blassen Armenier, den zwei türkische Soldaten ihm abverlangten, um ihn zu verhaften. Herr Maximow gab ihn nicht heraus und begleitete die Soldaten zur Polizeistation, wo er ihn frei bekam. Der Arme wäre ohne seinen Schutz eine Leiche gewesen.
Um den Schreck noch zu verdoppeln, hörten wir hinter unserm Hotel den bekannten Ruf »jangyn var!« (es gibt Feuer). Neben der Wohnung des deutschen Botschaftsarztes und zweiten Leib-

arztes des Sultans, Dr. von Mühlig, war eine Bombe explodiert und das Haus war in Brand geraten. Es gelang der Feuerwehr bald, das Feuer zu löschen. Gegenüber vom Hotel hatte die Polizei in den Koffern der armenischen Diener des Franzosen Lebon, der einen Konfiserieladen hatte, drei Bomben entdeckt. Diener und Bomben verschwanden mit der Polizei, wohl auf ewig.
Zwei Tage dauerte das Schrecknis, dann fing man an, wieder etwas aufzuatmen. Unter den Armeniern war furchtbar aufgeräumt worden. Viele von ihnen, die sich auf die Schiffe flüchten wollten, wurden von den Bootsleuten, durchweg Muselmänner, einfach ins Meer geworfen. Bei meinen Fahrten nach den Dampfern tauchten des öfteren neben dem Boote ein oder zwei Leichen auf einmal in die Höhe. Es war schrecklich anzusehen. Meine Bootsleute begrüßten das stets mit großer Befriedigung, ohne auf mich als Christ Rücksicht zu nehmen. Aber manchmal übermannte doch auch sie ein Grausen, wenn sie die schrecklich zugerichteten Gesichter sahen. An 14000 Armenier sollen massakriert worden sein. Von Europäern soll niemand umgekommen, fast keiner belästigt worden sein, nur ein Österreicher wurde durch Zufall von einer Kugel gestreift, die für einen neben ihm gehenden Armenier bestimmt war. Die Muselmänner kannten die Armenier gut. Man erzählte, daß viele Armenier von den Juden verraten worden seien.
Mit einem gewissen Gefühl von Unsicherheit ging ich wieder in meinen Dienst, man glaubte damals allgemein, daß die Unruhen bald wieder beginnen würden. Europa tat in den Schreckenstagen nichts, um die Türkei zurückzuhalten und dem Würgeengel Abdul Hamid so viele unschuldige Kinder und Frauen zu entreißen.
In unserer Verwaltung herrschte eine schwüle Stimmung, da der größte Teil der Beamten Muselmänner waren. Einige Tage nach diesen Geschehnissen hörte ich ein Gespräch zwischen zwei Schreibern in unserem Bureau, von denen der eine ein Christ, der andere ein Muselmann war. »Dieses Mal ist es so vorübergegangen«, sagte der Mohammedener zum Christen. – »Würdet Ihr uns denn etwas tun?« fragte der Christ. – »Kim bilir (wer weiß)«, erwiderte jener. »Jedenfalls würden wir keinem anderen die Ehre überlassen, Euch ins Jenseits zu befördern; wir würden das selbst besorgen.« – Fähig wären sie dazu.

Später hatte ich Gelegenheit, die verschiedenen Sorten von Bomben, die man gesammelt hatte, zu sehen. In einer Baracke bei Tophane waren sie aufgestellt. Die meisten waren aus Rußland, wie mir ein Offizier sagte, man hatte sie in russisches Zeitungspapier eingehüllt gefunden.
Einige Jahre darauf wurde Abdul Hamid von den Jungtürken gestürzt und sein berühmter Regierungspalast, im Volksmunde einfach Jyldiz genannt, wurde dem Publikum zugänglich gemacht. So kam es, daß ich, kurz nach Abdul Hamids Sturz von einer Reise zurückkehrend, mit Frau und Kindern diesen Feensitz, nach orientalischer Anschauung der Inbegriff aller Herrlichkeit, zu sehen bekam. Ein alter Bekannter, der seit vielen Jahren in Konstantinopel in diplomatischen Diensten stand, in dieser Eigenschaft öfter nach Jyldiz gekommen war und Abdul Hamid zu sprechen Gelegenheit gehabt hatte, war so liebenswürdig, uns zu begleiten. Die Besichtigung kostete natürlich Geld; bei jeder Station mußten neue Karten gelöst werden. Das Geld wurde von städtischen Beamten erhoben, man sagte uns, zu wohltätigen Zwecken.
Jyldiz! Was lag nicht alles in dem einen Wort! Für manche bedeutete dieser in geheimnisvolle Schleier gehüllte Ort den Weg zur Erlangung großer Reichtümer, zum Emporsteigen von den niedrigsten Stufen des menschlichen Daseins zu den höchsten Stellen, für andere war er der Inbegriff aller Schrecken – der Tod, die Hölle. In den Provinzen und in Konstantinopel wagten die Leute nicht den Namen Jyldiz auszusprechen aus Angst von den Spionen gehört und dann zur Rechenschaft gezogen zu werden. Selbst der Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz-Pascha, der als Lehrer an der türkischen Kriegsschule wirkte, mußte dies erfahren, wie man sich in Pera erzählte. Er hatte, um seinen Schülern die Einnahme eines Hügels zu demonstrieren, unvorsichtigerweise als Beispiel Jyldiz gewählt. Sofort zeigte der Direktor der Kriegsschule ihn an und es gelang dem Generalfeldmarschall nur mit Mühe die Anklage zu widerlegen. Niemand wird wohl die Geheimnisse des Jyldiz ganz erfahren. Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was die Türken selbst davon erzählen, so wäre es teuflisch genug. Es war ein Verdienst der Jungtürken, diesem Tyrann, der sie so unbarmherzig verfolgt hatte, ein Ende zu machen.

Wir fuhren von unserem Hotel in Pera mit der Tunnelbahn nach Galata, von hier mit der Straßenbahn nach Beschiktasch, dann gingen wir zu Fuß langsam die Höhen hinauf nach Jyldiz. Auf dem Wege kommt man an der Hamidje-Moschee vorbei; etwas weiterhin liegt der Selamlik-Kiosk, wo während der Selamlik-Zeremonie am Freitag die Fremden sich aufhalten dürfen. Bei dieser Gelegenheit fährt der Sultan meist eigenhändig in einem à la Daumont bespannten Wagen zur Hamidie-Moschee, um seine Andacht zu verrichten. Auf dem ganzen Wege bilden Elitetruppen Spalier, die beim Herannahen des Sultans ihr: Padischahimiz tschok jascha, bin jascha! (Lang lebe unser Padischah, er lebe tausend Jahre!) rufen. Um Zutritt zum Selamlik-Kiosk zu erhalten, muß man von seinem Konsulat eine Karte haben. Der Sultan schickt jedesmal einen seiner Adjutanten, um die Fremden zu begrüßen, und damit ihnen die Zeit nicht zu lang wird, reichen Diener Erfrischungen, Zigaretten, Tee, Kaffee und Kuchen. An diesem Tage kann man viele goldgestickte Uniformen bewundern, besonders die Effendis in ihren Stambulins, lange schwarze bis zum Halse geschlossene Röcke, die als Staatsuniform je nach dem Rang des Trägers mehr oder weniger goldbetreßt sind. Das Schauspiel ist wirklich einzig und sehenswert, besonders in dem Augenblick, wenn die Stimme des Muezzin von dem Minaret ertönt: »Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet! Kommt Gläubige, kommt, kommt zum Gebet!«
Rings um Jyldiz herum sollen 25000 Mann, mit dem neuesten Kriegsmaterial ausgestattet, in den Kasernen gelegen haben und in den vielen Schlössern und Wohngebäuden sollen an die 12000 Menschen untergebracht gewesen sein. Eine dreifache Mauer mit drei großen Toren, von starken Wachen besetzt, macht es Fremden unmöglich, einzudringen.
Vor dem Eingange angelangt, mußten wir Eintrittskarten lösen. Ein Diener ließ uns dann durch das große Tor hinein. Zunächst kamen wir in das Zimmer, wo Abdul Hamid die Botschafter zu empfangen pflegte. In der Wand waren Geheimtüren angebracht, durch die der Sultan jeden Augenblick verschwinden konnte. Nur er kannte den Mechanismus dazu. Mitten im Zimmer stand ein gewöhnlicher, kleiner, eiserner Ofen, eine Feuerzange lag noch daneben. Das Zimmer war einfach möbliert, an der Wand

entlang die üblichen türkischen Divans, Sessel und schöne Gemälde.
Von hier aus wollten wir das Mabeyn besichtigen, fanden es aber verschlossen. Hier sind die Empfangsräume für die hohen Gäste, Wohnungen der Kammerherren, der Ärzte; links davon die Küchenräume, das Kiosk für die Archive, das Übersetzungsbureau, die Empfangsräume und Amtszimmer des ersten Sekretärs oder Baschkjatib des Sultans, des allgewaltigen Izzet Pascha, das Oberzeremonienmeisteramt, die Zimmer der diensthabenden Adjutanten. Etwas weiter hin die Dayra (das Haus der Eunuchen), daneben die Wohnung des Kommandanten der Palastwache, dahinter mehrere kleinere Gebäulichkeiten und dazwischen Gärten, Alleen, Fabriken und Kiosken.
Dann wandten wir uns zum Theater, in welchem sogar Opern aufgeführt wurden. Das Gebäude ist einstöckig, elegant eingerichtet. Die Grundfarbe der Wände ist rot, die Verzierungen golden. Die Wände sind mit kunstvollen Ölbildern verziert. In der Loge des Sultans, wo er mit den Prinzen zu sitzen pflegte, standen die vergoldeten Sessel noch an ihrem Platze. Wir ruhten uns in denselben aus.
Von hier kamen wir an die eigentliche Wohnung des Sultans, das Seraj-i-humaiun oder kaiserliche Haus nebst dem Harem. Dieses Gebäude war verschlossen, es hieß, man wolle den Harem nicht durch profane Augen entweihen. Auch hier sah man prachtvolle Gärten, Anlagen und Lusthäuser; im Grünen versteckt ein wunderbares Vogelhaus mit den seltensten Vögeln, die noch zahlreich herumflogen; dann Taubenhäuser mit tausenden von Tauben. Besondere Stallungen waren für Hunde, Rehe, Gazellen, Hirsche, seltene Schafe und Pferde erbaut. Indem wir weiter gingen, kamen wir an einen künstlichen See, auf welchem noch Gondeln und Kaiks für den kaiserlichen Harem verankert lagen. Das ganze Ufer war mit den herrlichsten Blumen bepflanzt. Nicht weit davon inmitten zweier Hügel war eine tiefe Schlucht zu einem See umgewandelt mit stürzenden Kaskaden. In dem Lustgarten zerstreut lagen zahlreiche Treibhäuser und Wintergärten.
Ein Lieblingskiosk Abdul Hamid's enthält ein Marmorbad und verschiedene prunkvolle Gemächer mit den kostbarsten Gemälden. Hier pflegte er durch ein riesiges Fernrohr die kleinasatische

Küste zu betrachten. Das Fernrohr ist so scharf, daß wir Menschen und Gegenstände wie vor uns stehend sahen. In dem einen Zimmer waren noch die Löcher in den Wänden, die von den Kugeln der Jungtürken bei dem Umsturze herrührten. Vielleicht hatte man Abdul Hamid hier vermutet. Der Sultan, so erzählte man uns, hatte aus Angst verschiedene Wachsfiguren von sich durch europäische Künstler anfertigen und diese in verschiedenen Zimmern aufstellen lassen, eine sitzend am Schreibtisch, eine schlafend im Bett u. s. w. Zudem soll er jede Nacht in einem andern Zimmer geschlafen haben. Niemand, auch nicht der Harem, wußte, wo er wirklich schlief.

Weiterhin befindet sich das Porzellanhaus (Tschinili Kiosk). Eine Zeitlang saß man hier zu Gericht über die wegen revolutionärer Umtriebe verdächtigen Personen. Davon durch einen Garten getrennt liegen ein paar Schlösser.

Außerdem beherbergte Jyldiz eine Sägerei, Schmiede und Tischlerei. Abdul Hamid beschäftigte sich am liebsten mit der Tischlerei. Wir sahen sehr hübsche von ihm angefertigte Schränke. –

Anfangs November wurde die Quarantäne gegen Ägypten aufgehoben, meine Funktionen hörten damit auf. Ich sollte nun nach Adalia versetzt werden. Da aber dieser Posten ein sehr unbedeutender war und in keiner Weise den Stellungen entsprach, die ich bisher innegehabt hatte, ersuchte ich um einen andern, und einige der Delegierten waren nobel genug, mein Gesuch zu unterstützen. Es wurde mir dann der Posten von Dschedda im roten Meere, der gut bezahlt ist, angeboten. Des schlechten Klimas wegen und weil ich meine Familie nicht dahin mitnehmen konnte, lehnte ich ab. Hierauf bot man mir Jafa an, bis ein besserer Posten vakant sei. Ich nahm an, nur um von Konstantinopel fortzukommen.

»Ich werde Sie nicht lange in Jafa lassen« sagte der Generalinspektor Dr. Cozzonis mit seinem gewohnten Lächeln. Wie's gemeint war, konnte man sich denken. Ich blieb in Jafa vierzehn Jahre lang. Was ich in dieser Zeit erlebte, überschreitet den Rahmen dieses Buches. Falls meine Leser mir bis hierher geduldig gefolgt sind, hoffe ich später einmal in einem besonderen Bande über mein Leben und meine Reisen in Palästina zu berichten.

Kartenbeilage.



